



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

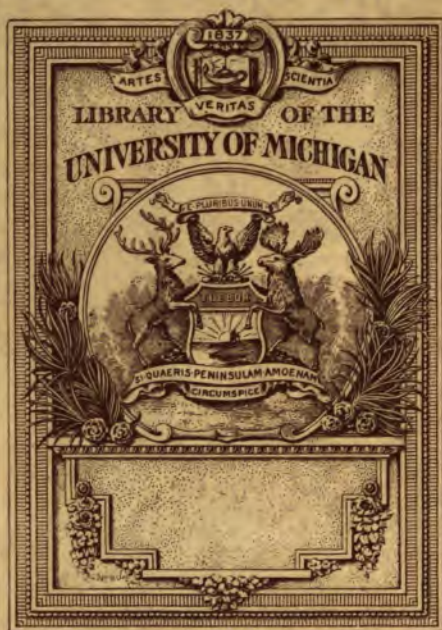
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

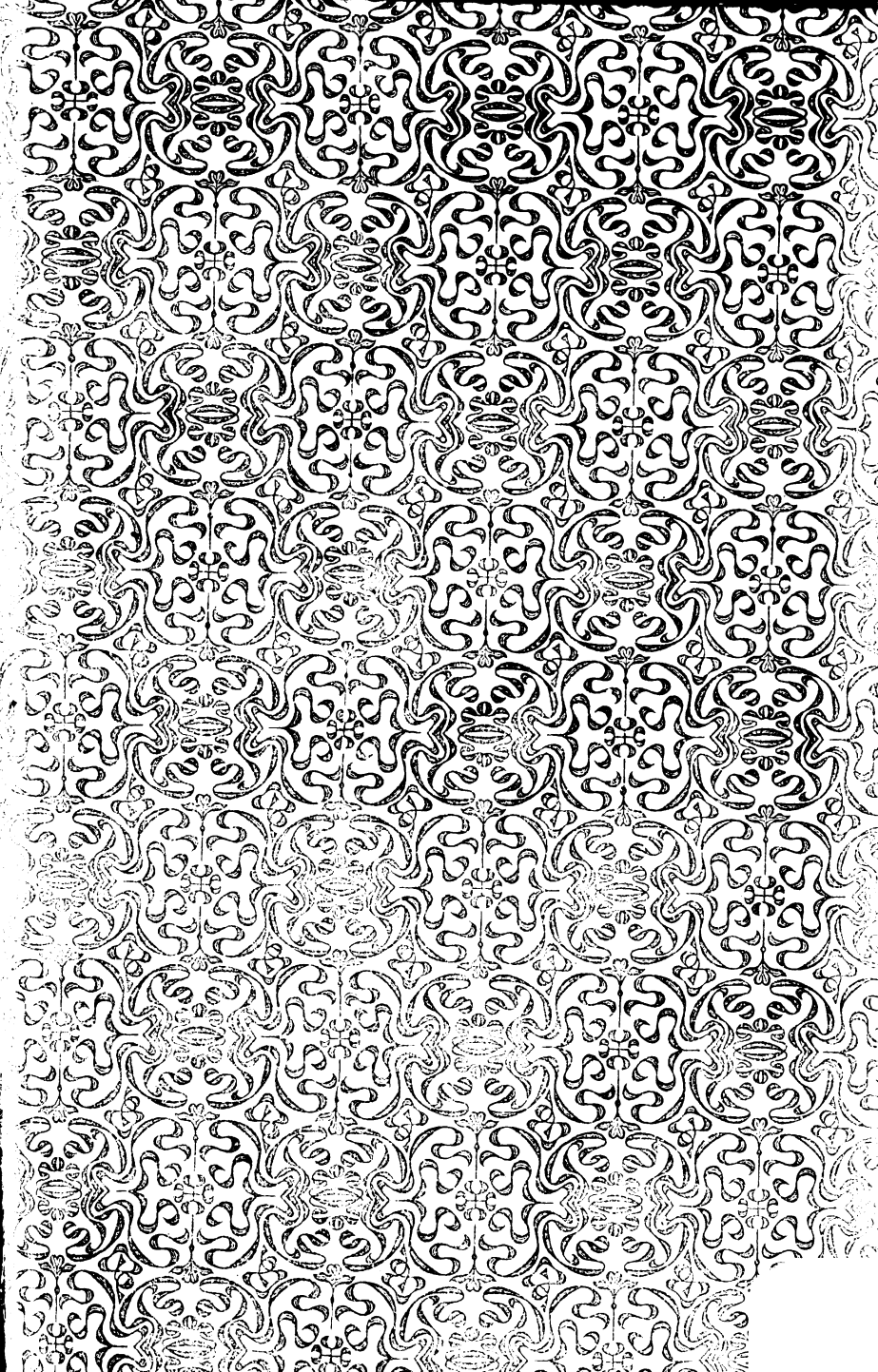
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A

929,057





838

W665a

Adams Söhne.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.



Zweite Auflage.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herbig.
(Beffer'sche Buchhandlung.)
1890.

016 D 07 S. S.

Erstes Buch.

1872





I.

Es war Juli's Anfang, und ein richtiger, heißer, kornreisender Sommertag. Wittekind war am Morgen vom Hintersee über die Schwarzbachwacht nach Reichenhall gewandert, und seinen fünfundvierzig Jahren that es doch wohl, in dem tiefen Schatten eines menschengefüllten Wirthsgartens auszuruhen und sich an einem leidlichen Mittagsmahl zu stärken. Er hatte den Ranzen, mit dem er ganz nach seiner alten Weise dahinzog, neben sich gelegt, fühlte diese angenehme Erregung und behagliche Glut, die nach einer heißen Wanderung noch so sachte fortglüht, und beobachtete die Hunderte von Sommergästen an den kleinen Tischen. Indessen eine gewisse Unruhe in ihm ward nicht ganz beschwichtigt; und sie galt in diesem Augenblick weniger dem lieben Jungen, seinem Sohn, den er heute wiedersehen sollte, als dem Untersberg, dem ihn seine Wanderung so nahe gebracht hatte. Der Untersberg ragt aus den Thälern, die sein breites Fußgestell umgeben, inselgleich hervor; wie ein verwildertes Dreieck, von etwas unsicherer Hand bei geschlossenen Augen gemacht. Von welcher Seite man ihn auch sehen mag, immer ist er einer Riesenburg ähnlich, mit

langgestreckten Mauern, hinter denen sich eine Welt von Höfen und Häusern verbergen könnte; auch das Haus des alten Kaisers, den die Sage hier im „Wunderberg“ sein Leben fortträumen ließ, — was nun nicht mehr noth thut. Wittekind hatte die Wege, die am Untersberg hinführen, schon in jungen Jahren alle unter seinen Füßen gehabt, nur den einen nicht, der am Nordrand, von Reichenhall her, gegen die Salzach führt. An dem großen Dreieck fehlte noch ein Stück. Er mußte selber lächeln, als er daran dachte; aber wie Einem oft aus der Jugendzeit dieser oder jener unerfüllte Wunsch, ein Plan, eine Sehnsucht bleibt, die wie Luftblasen im stillen Wasser immer wieder auftauchen, so erging es ihm mit diesem letzten Stück Weges, das von je zu seinen Wanderträumen gehört hatte. Zwischen den Bäumen durch, über kleinen Häuschen an der Straße, konnte er ein Stück vom „Wunderberg“ sehen. Ihm war, als schaute der Berg ihn mit Vorwurf an, daß er von hier auf der Bahn nach Salzburg fahren wollte, und dann so weiter seinem Sohn entgegen, statt ihm, seinem alten Freund, endlich Wort zu halten. Er setzte sich den Hut wieder auf und sah nachdenkend in sein Glas.

Ich muß und soll nun doch endlich diesen Weg machen! dachte er. Die Hize, die thut mir nichts. Er wartet auf mich nun schon fünfundzwanzig Jahre. So lange kann ich ihn wohl nicht wieder warten lassen. Geh' ich noch über Glanegg nach Grödig, so find' ich da meinen Jungen an der neuen Bahn, und hab' gegen den Untersberg ein reines Gewissen. Also auf nach Grödig!

Die alte Rastlosigkeit, die ihn in der Einsamkeit immer überkam, schnellte ihn empor. Er hatte hier ausruhen wollen, bis die kühleren Stunden kämen; mit der plötzlichen Unruhe

eines Jünglings stand er auf, zahlte, hängte sich den Ranzen über die etwas unlustigen Schultern — sie waren an solchen Druck nicht mehr gewöhnt — und verließ den Garten. Als er in die Sonne kam, schüttelte er doch den Kopf. Es war noch mittagsheiß. Die Straße blendete ihn. Der Himmel war blau wie Stahl. Die Sohlen brannten ein wenig; das von Speise und Trank erregte Blut lag ihm auf den Augen. Es fuhr ihm ein flüchtiges Mißvergnügen durch den Kopf, mit einem so ruhelosen Menschen zu thun zu haben, der sich immer wieder plagen müsse und nicht Frieden halte. Dann aber lächelte er, stieß mit dem Stod auf die Erde, sumnte ein altes Studentenlied, das ihm plötzlich einfiel, und wanderte durch die heißen Straßen des Orts seinem Feldweg zu.

Wittekind war eine kraftvolle, noch schlanke Gestalt von auffallender Größe; sein blondes, ein wenig lockiges Haar ward an den Schläfen grau, die blauen Augen hatten aber das reinste jugendliche Feuer, den fast naiven, aber festen und unternehmenden Blick, der so viele Nordländer auszeichnet, und seine leuchtende, weiße, rosig gebräunte Haut war von großer Frische. Während er ging, wechselte er oft zwischen neugierig lebhaftem Umherschauen und tiefem Sichversinnen; stieß zuweilen einen herzhaften, aber gemüthlichen Fluch aus, der der Hitze galt, weidete sich dann wieder mit treuherzigem Lächeln an dem schönen Tag, der so rein, so blau über den Bergen lag, so leise in den gelben Kornfeldern spielte und — was seinem Landmanns-Herzen wohlthat — so reichlichen Erntesegeu versprach. Von dem Hügel, an dem die letzten und vornehmsten Willen stehn und auf Reichenhall hinunterschauen, sah auch er noch einmal auf das Städtchen zurück, ehe er über die Felder ging; setzte

sich auf eine schattige Bank, da ihm das Blut doch gar zu unruhig in den Augen tanzte, und saß eine Weile still. Er schloß sogar die Augen; nur auf ein Paar Minuten! dachte er. Eine kleine Siesta; es war noch zu früh! — Indem er sich zurücklehnte, drückte ihn der Ranzen; er war im Begriff, ihn abzuwerfen; mitten in der Bewegung hielt er aber inne. Ihm fielen die wandernden Handwerksburschen ein, die er so oft beobachtet und in seinem menschenfreundlichen Herzen mitfühlend bedauert hatte. Die schienen sich nicht. Und die wandern anders als du, dachte er; nicht weil das Dreieck um den Untersberg noch nicht fertig ist, sondern weil das Handwerk oder die Noth es will. Sollen wir Glücklichen, wir Verzogenen es denn immer besser haben, als die Stiefkinder des Schicksals? Er soll nur drücken, der Ranzen Heute wenigstens, am Tag eines so ersehnten Wiedersehens, wollte er es nicht besser haben als sie. Er setzte sich aufrecht, um den Ranzen stärker zu spüren, um weniger auszuruhen. Auf einmal flog, wie ein Vogelschwarm, eine ganze Kette von Erinnerungen vor ihm auf, und mit geschlossenen Augen ließ er sie vorbeiziehn.

Als junger Student, auch so mit dem Ranzen, wanderte er zum ersten Mal dem Untersberg entgegen! Die Welt, das Leben erschien ihm ein Paradies . . . Dann kamen die schwarzen Wolken, die aus diesem Paradies so oft ein Leichenfeld oder ein Schlachtfeld machen; plötzlich starb der Vater, neben dem stillen, wachsbleichen Gesicht stand die bisher ungekannte Sorge. Der lustige Student ward Landwirth, er übernahm das Gut, den einzigen Besitz, für sich und die Schwestern; verschuldet war's und etwas verkommen: denn der gute, hochgefinnte Vater hatte zu sehr in Projekten, Idealen und Phantasien gelebt. Um so ernster packte nun

das Leben seinen Sohn. . . . Nach langen Mühen ward's licht; eine liebe, zarte, zärtliche Frau kam in's Haus; liebe Kinder dazu. Das Gut, das Vermögen gedieh. Die zarte Frau schwand dahin. . . . Endlich lag sie da, mit stillem, wachsblichem Gesicht. Die Sorge kam nicht wieder; das Gedeihen blieb; aber das reine Glück der Jugend fand sich nicht wieder ins Haus. Auch die Kinder schwanden ihm wieder dahin, ihrer Mutter nach. Nur dieser Eine blieb ihm, der Berthold, der Blondkopf, der heute von Salzburg kam, den er noch vor Nacht ans Vaterherz drücken sollte. . . .

Seltzam, dachte er: und diese Freude ist doch nicht vollkommen; es liegt mir eine Art von Nebel ums Herz. Das sind nicht nur die Todten; auch sonst. . . . Eine eigene, weiche Wehmuth, die zum Trübsinn ward, beklemmte ihm die Brust; ein Ungenügen am Leben, das ihm zuweilen in das heiterste Glücksgefühl hineindämmerte. Er kannte diesen Feind sehr wohl, aber er gab sich nicht gerne Rechenschaft über ihn. Solche Feinde wachsen, wenn man über sie nachdenkt. Irgend wo war in seinem Leben eine große Lücke. . . . Seine Thätigkeit that ihm wohl, an Leib und Seele, seine Studien aller Art erhoben ihn über die Alltäglichkeit, er liebte das Landleben, die Unabhängigkeit, auch die Einsamkeit; seinem Ehrgeiz winkte die Politik, das Parlament, er brauchte nur zuzugreifen wenn er wollte; sein deutsches Vaterland gedieh unter der Kaiserkrone, wie es seine glühendsten Jünglingsträume ersehnt hatten. Dennoch war in seinem Leben eine große Lücke. . . . Fünfundvierzig Jahre! Das ist ein Stück Zeit; und er hatte viel darin genossen und besessen. Aber wenn man noch so voll Kraft, Gesundheit, Lebensfeuer ist. . . . Wenn man noch zu jung ist,

um sich nur auf das Wiedersehn mit seinem erwachsenen Sohn, dem Herrn Studenten, zu freuen. . . .

Wittekind sprang auf, um diesen Gedankengang abzubrechen; er wollte nicht weiter, und er hatte die Kraft, sich darin zu zwingen. Bald war er unten auf der Straße, die die Felder durchschnitt; die Sonne brannte zwar frei aus der Höhe herab, aber in der reinen Luft schwebten all die kräftigen und süßen Sommer-Wohlgerüche, die unser Juli bringt. Von den Wiesen herüber duftete frisch geschnittenes Heu; der dorffüße Hollunderduft kam von allen Wegen und Gehöften; wo eine Linde blühte, war sie schnell zu spüren; und auch das reisende, nickernde, sonnenwarme Getreide gab seine Würze dazu. Wittekind brach sich von den Hollunderbüschen am Weg einige mächtig blühende Zweige ab, die ihm als Fächer hätten dienen können; er mußte sie aber bald zu einem unerwarteten Liebesdienst benützen. Als er in die Tiefe eines langsam ansteigenden, von der Sonne stark durchglühten Waldes eingedrungen war, fiel auf einmal, wie Wegelagerer, eine Wolke von Stechfliegen über ihn her, wie er noch keine erlebt hatte. Es war, als wäre diese Horde durch irgend einen Vorgang in der Natur aufgeregt und zum wildesten Blutdurst aufgestachelt worden: so ungestüm fielen sie den Wanderer an, und so unermüdblich zogen sie neben ihm her. Er holte nach rechts und links gegen sie aus, um sie wegzuschleichen; das war verlorene Mühe. Sie warfen sich um so wüthender, in ganzen Schaaren, gegen sein Gesicht. Eine Weile ward er ganz verblüfft; dann sah er, daß er gegen dieses beseßene Raubgesindel keine andere Waffe hatte, als mit den Hollunderbüscheln vor seinem Gesicht auf und ab zu fahren, dann wieder einmal in die Wolke hineinzuschmettern, dann wieder durch rastloses

Auf und Nieder Stirn und Augen zu schützen. Er ging rascher und rascher; die Wolke zog immer mit; oder hinter jedem Baum schien ein neues Geschwader von Bremsen hervorzubrechen. Es war ein wildes, minutenlanges Gefecht. Endlich mußte Wittekind in aller Erregung über sich selber lachen; er war in eine richtige Verferkermuth gerathen, wie ein alter Germane, der sich im Hohlweg mit Tod und Teufel herumschlägt. Von seinen fünfundvierzig Jahren waren ihm höchstens zwanzig geblieben. In diesem kampflustigen Vernichtungsgrimm hätte er vielleicht noch eine Weile fortgewüthet, aber der Anlaß hörte plötzlich auf. Der Feind ließ von ihm ab. Als er die Waldhöhe überschritten hatte und in der kühleren Senkung hinabstieg, war das ganze Heer der Bremsen aus seinem Wege verschwunden.

Ein sonderbares, bröhnendes Lachen kam dagegen aus dem Wald herüber. Wittekind wandte den Kopf. Auf halber Höhe eines unbedeutenden Tannenbühels, hinter dem die Mauern des Untersberges aufstiegen, stand eine auffallend mächtige Gestalt, ein Mann in grauer Rodenjoppe und steirischem Hut. Ein langer weißer Bart hing ihm unter dem Kinn. Der Alte lachte noch einmal, herzlich, aber gedämpfter; dann kam er vollends den Bühel herab und ging, mit der rechten Hand zutraulich grüßend, auf Wittekind zu.

Nichts für ungut, sagte er ohne Weiteres, in bairischer oder österreichischer Klangfarbe, aber in reinem Deutsch; mein Lachen war nicht übel gemeint. Ich hab's eine Weile mit angesehen, wie Sie sich mit diesem kleinen Raubzeug — — Ein rechtes Gefindel das! Ich kenn's! Hab' zuweilen auch gedacht: die ganze Erde schlag' ich in den Grund hinein! — Indem das hagere, lange Gesicht des Alten behaglich lächelte, setzte er hinzu: Mir war, als säh' ich mich selbst, als Sie

so kriegerisch, so ganz bei der Sache — — Hat mir sehr gefallen. Verzeihn Sie, daß ich das sage. Hat mir halt gefallen!

Wittekind sah diesem sonderbaren Wanderer etwas befremdet in die grauen Augen. Fast hätte er gedacht, der Alte mache sich über ihn lustig; es lag aber ein zu treuherziger Ausdruck auf dem braunen, faltigen, scharfgeschnittenen, ungewöhnlichen Gesicht, als daß er dieses Mißgefühl hätte behalten können. Was sollte ich machen? erwiderte er höflich. Ich mußte nothgedrungen eine komische Rolle spielen, und hab' sie gespielt.

Wieso eine komische Rolle? sagte der alte Herr und bewegte seine mächtigen, etwas ausgefranzten Brauen mehrmals auf und nieder. Alles was man thut, soll man ganz thun. Auf das Feuer kommt's an, und nicht, wo es brennt. Feuer — — Ja so. Mit Verlaub: könnten Sie mir für meine Cigarre etwas Feuer geben?

Mit Vergnügen, entgegnete Wittekind, der ein Schächtelchen hervorzog und ein Wachskerzchen anzündete. Der Weißbärtige machte eine Verneigung, deren vornehme Grazie Wittekind überraschte, nahm das Kerzchen und setzte seine große, dicke Cigarre langsam in Brand. Zwischen je zwei Zügen warf er einen Blick auf Wittekind's Gesicht, und jeder schien etwas zu fragen oder zu ergründen. Endlich nickte er vor sich hin.

Ich danke Ihnen, sagte er; dann setzte er langsam hinzu, mit seiner tiefen, etwas rollenden Stimme: Eine Frage ist frei, und die Antwort kostet Sie nichts. Sie haben auch das rechte Gesicht für meine Frage; sonst behielt' ich sie bei mir. Wollen Sie mir deutsch, das heißt: ehrlich, sagen, ob es Ihnen angenehm ist, wenn ich Sie ein

Stück Weges begleite, oder ob Sie lieber allein gehn? Sehn sie meine weißen Haare; schenken Sie mir aus Achtung ein wenig Aufrichtigkeit.

Der Alte hatte diese seltsame Anrede mit einem gewissen feierlichen Ernst begonnen; sie endete aber mit einem sehr anmuthigen, liebenswürdigen Lächeln. Dann bewegte er leise, wie fragend, seine Kniee, und stützte beide Hände auf seinen Stock. Wittekind vergaß eine Weile zu antworten, so sehr beschäftigte ihn Alles an diesem merkwürdigen Menschen. Lächelnd sagte er dann: So hat man mich noch nie gefragt — und doch sollte es eigentlich immer so sein! Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben. Ganz aufrichtig: ich ginge sonst gern allein; aber Sie — Sie möchte ich kennen lernen.

Ein tiefes Hm! war die Antwort. Der Alte nahm die rechte Hand von seinem Stock — es war ein einfacher, oben gekrümmter Bergstock — und ergriff Wittekind's Hand, um sie stumm zu drücken. Darauf setzte er sich sogleich in Bewegung, mit zuerst langsamen, dann immer größeren Schritten; es war erstaunlich, wie elastisch und jugendlich er ausschritt. Sie wollen nach Grödig, denk' ich, an die neue Bahn, fing er an zu sprechen.

Wittekind nickte.

Wie kommen Sie denn auf diesen Weg, wenn ich fragen darf? Von den norddeutschen „Touristen“ — und Sie sind offenbar ein Norddeutscher — gehen hier nicht viele.

Daran ist der Untersberg Schuld, entgegnete Wittekind. Dem war ich das schuldig. — Eine alte Liebe, setzte er lächelnd hinzu.

Der Alte riß die Augen auf; ohne Zweifel aus Wohlgefallen. Sie lieben den Untersberg! — Sehn Sie! Sehn

Sie! rief er aus, als wäre nun die gute Meinung bestätigt, die er von Wittekind hatte. Das ist ja mein Berg, lieber Herr; ohne den möcht' ich nicht mehr leben. Um den kreip' ich eigentlich das ganze Jahr herum; in Salzburg, Reichenhall, Berchtesgaden, Hallein; jetzt komm' ich von oben. Von der Bierkafer-Alp — und so weiter. Eine alte Liebe! Sehn Sie!

Und ich dachte wohl, daß Sie vom Untersberg kämen, erwiderte Wittekind, als ich Sie vorhin an dem Tannenhübel entdeckte. Sie sahen aus —

Er stockte.

Nun, wie sah ich aus? — Nun, wie sah ich aus?

Wie der „Alte vom Berge“, sagte Wittekind heiter. Wie einer von denen, die in den „Wunderberg“ verzaubert sind; — mit dem weißen Bart da —

Und mit dem langen, lebernen Gesicht! setzte der Alte vergnügt hinzu, und begann zu lachen.

Und bei alledem haben Sie's getroffen, fuhr er ernsthafter fort. Ich gehör' nicht mehr zu euch in die Welt — sondern in den Berg!

Wie meinen Sie das? fragte Wittekind.

Wie ich das meine? Daß ich ein Siebziger bin; — ja, ja; schütteln Sie nicht den Kopf. Nächstens zwei- undsiebzig. Darum leb' ich auch nicht mehr in der Welt. Sondern wie die Hindu's — — Sie wissen wohl, wie die alten Indier dachten: der Jüngling kämpft, der Mann schafft, der Greis geht in den Wald, das heißt, er hört auf zu kämpfen und zu schaffen; er sieht nur noch zu. Er geht in die Beschaulichkeit. Ein weises Volk, diese alten Hindu's! Der Arm nimmt ab und das Hirn nimmt zu; also lebe

mit dem Hirn, wenn die Arme alt werden, laß deine Hand von der Welt und denke über sie nach, um sie zu begreifen!

Worüber lächeln Sie? setzte er nach einer kleinen Stille hinzu.

Wittekind lüftete seinen Hut, wischte sich den Schweiß von der Stirn, und sagte: Verzeihen Sie! Ich lächelte nur, daß Sie schon „in den Wald gehn“, wie Sie sagen —

Nun, warum ich denn nicht? Zweiundsiebzig, Herr! — Ich hab' mir das Leben um die Ohren geschlagen, kann ich Sie versichern; hab' immer zuletzt Feierabend gemacht; hab' toll und voll gelebt. Nun ist's Abend worden. Also in den Wald gehn. Es giebt keine weiseren Leute, sag' ich Ihnen, als die alten Hindus . . . Warum stehen Sie still?

Der Alte hatte bemerkt, daß er allein vorwärts rannte, hielt an und blickte zurück. Warum stehen Sie still? wiederholte er.

Wittekind lächelte wieder. Weil Sie — bei dieser Hitze — so gewaltige Schritte machen. Kurz, weil Sie, der Sie „in den Wald gehn“ — weil Sie mir zu jung sind!

Einen Augenblick flog eine herzliche Heiterkeit über des Alten Gesicht. Plötzlich zog er aber die zerpfändten Brauen zusammen und stieß die eiserne Spitze seines Stocks mit solcher Gewalt zu Boden, daß sie in der trocknen, spröden Erde zitternd stecken blieb. Zum Teufel hinein! bröhlte seine Bassstimme. Das ist ja der Unsinn, daß wir nicht alt werden, wie es sich gehört; daß wir keine Hindu's, sondern unvernünftige Germanen sind! „Gewaltige Schritte“ Nun ja, ich kann keine Damenschritte machen. Ich bin ein Bergsteiger, und ein Wandersmann. Und das alte Mark in den Knochen — das ist wie der Saft in so 'nem alten Eichbaum; wächst und steigt immer wieder nach. Wo bleibt

da die Philosophie! — Mit einem komisch grimmigen Gesicht rief der Alte so laut, daß die Luft erbebt: Herr, ich bin manchen Tag noch wie ein junger Mensch!

Ist das ein Unglück? fragte Wittekind, der zu lachen anfang.

Herr, ich sage ja nicht, daß es ein Unglück ist! Aber dabei kommt man nicht zur Ruhe, zur Weisheit, zur Beschaulichkeit. . . . Wir Germanen, mein' ich! Sehn Sie doch nur unsre Deutschen an; ein merkwürdiges Volk — er begann zu lächeln und seinen Stock in der Erde hin und her zu drücken — ein unvernünftiges, übersaftiges, ewig junges Volk! Wenn sie siebzig sind, so fangen sie von vorne an; so liefern sie erst ihr Stück Weltgeschichte ab! Der alte Blücher — da sehn Sie's — der alte Wilhelm — der alte Moltke; und so manches alte Haus, das mir nicht gleich einfällt. — Er schlug auf seinen Schenkel und auf seine Brust: da geh' Einer in den Wald, mit solchen Muskeln — und mit so 'nem dummen, affenjungen Herzen!

Nun, so geh'n Sie noch nicht, sagte Wittekind.

Der Alte warf ihm einen Blick von der Seite zu, zog seinen Stab aus der Erde und schritt wieder weiter. Verehrter Herr, sagte er im Gehn, den Stock leise schwingend, — sehn Sie, ich mag nicht mehr. Hab' wohl zu viel erlebt. Das Leben ist ja eine gute Sache, aber ein Kinderspiel ist es nicht. Und dann — dieses Sterben! Rechts fällt Einer, links fällt Einer; all' die alten Bekannten, die Freunde — Weib und Kind . . . Man marschirt immer weiter; endlich sieht man sich um und sieht lauter fremdes Volk. Für wen soll man schaffen? — Ja, wenn man gezwungen wird — durch das große Schicksal, wie diese Alten, von denen ich eben sprach — oder auch durch die

Noth . . . Beides trifft mich nicht. Mit dem großen Schicksal hab' ich leider nichts zu schaffen. Gegen die Noth schützt mich mein bißchen Hab und Gut. Na, da leb' ich so hin; seh' dem Weltlauf zu, denke mir das Meine — und bereite mich vor auf — —

Er brach ab. In seine Augen war ein tiefer Ernst, ein gesteigerter Glanz gekommen; es schien aber, daß er ihn verbergen wollte. Sie hatten, aus dem Wald hervortretend, eine freiere Stelle von großer und stimmungsvoller Einsamkeit erreicht: von der hohen Mnauer des Untersberges senkten sich die waldigen Vorberge bis zu einer finsternen, schwarz-grauen Felsmasse herab, die man vielfach zerschlagen und zerrissen hatte, um den nuzbaren Stein zu brechen. Geformte und ungeformte Trümmer lagen überall umher; die schwärzliche Farbe des Gesteins machte das ganze Bild düster und ernst; nur ein paar rohe Holzhütten standen in der Nähe, Menschen sah man nicht. Der Alte blickte umher, zog die Stirn herunter, und seine Lippen drängten sich zusammen. Er schien in Erinnerungen zu versinken. Nach einer Weile legte er dem Andern seine lange, schöngeformte, auffallend wohlerhaltene Hand leicht auf den Arm und sagte: Das ist der Beitel-Bruch. Wie man mit der Natur doch zusammenwächst, wenn man viel erlebt. Hier hab' ich einmal — es ist gar nicht so lange her — einer jungen Dame gesagt, die ich recht gut kannte: Gib Acht, nimm Den nicht . . . Es wird dein Unglück; glaub mir's . . .

Er lächelte ein wenig und stieß einen kurzen Laut aus, durch den verhaltener Schmerz hindurchklang. Nun, natürlich hat sie mir nicht geglaubt! Und ich — — ich hab' leider Recht behalten. — Ja, hier war's! Das ist der Beitel-Bruch!

Plötzlich winkte er, wie um sich loszureißen, seinem Begleiter stumm mit dem Kopf, und ging mit seinen großen Schritten über die Steine weg, bis er auf einem kleinen Vorhügel stehen blieb. Ueber eine waldige Sentung hinweg tauchte hier in der Ferne, im leuchtenden Sonnenlicht, die Festung von Salzburg auf. Es war ein überraschender Anblick, wie ein Gruß aus einer andern, reizenden Welt in diese finstere Debe hinein. Die herrlichen Formen der Festung, auch in dieser Entfernung noch wirkend, wenn auch sonderbar zierlich, fast zum Spielzeug geworden, schimmerten in zartem Duft und zogen die Seele auf einmal wie an einem Faden ins ebene Land hinaus. Wittekind ward zu einem Ausruf der Ueberraschung und Bewunderung hingerissen, der den Alten ergözte.

Ja, ja! sagte dieser. Das ist unser Salzburg! Da liegt's! — Die schönste von allen deutschen Städten; und ein wahres Wunder, wie sie daliegt in der abgestimmten Natur. Alles im großen Stil: der Fluß, die Ebene, das Hochgebirg, die beiden Berge, in die sie sich hineinschmiegt. Da fehlt nur Eins . . . Wissen Sie, was da fehlt?

Wittekind sann und schwieg; der Alte rief aus: Ein See fehlt! weiter nichts! — Und sehn Sie, die Natur hätte nichts dagegen, so ein See wäre noch zu machen: da unten das flache Land zwischen Glanegg und Salzburg, grün und eben wie ein Billardtuch — Sie können's von hier nicht sehn — das war ja einmal ein See, und heißt noch das „Moos“ — oder „Moor“, wie ihr sagt — und stäche man die Erdrinde wieder ab, so wäre das Wasser da. Herr, das gäb' einen See — bis Leopoldskron und so weiter — zwischen dem Glanbach und dem Almtanal — der sich ansehen ließe! Mehr als halb so groß wie der Mondsee.

oder der Wolfgangsee; und bei dieser Stadt und bei diesen Bergen; bis an die Wurzel unseres Untersbergs, Ihrer „alten Liebe“!

Es war ein Feuer über den Alten gekommen, das nun wieder Wittekind ergöhte; die bronzenen Wangen fingen sacht an zu glühen, und der lange, weiße Bart, von der linken Hand ergriffen, stieg bis zu den Lippen hinauf. O ja, murmelte Wittekind. Wohl ein schöner Traum!

Geben Sie mir Macht und Geld, rief der Alte aus, und ich mache Ihnen Wahrheit aus dem Traum! — Sehn Sie, das könnte mich noch wieder ins Leben ziehn, verjüngen: wenn ich der Herzog von Salzburg wäre — oder wie er nun heißen soll — und könnte graben und graben, ein umgekehrter Faust, um Land zu Wasser zu machen — aber was für ein Wasser dann! Der „Untersberger See!“ Da würden bald die Landhäuser aller Nationen an den Ufern stehen, um sich in dem See zu spiegeln und dies Paradies zu bevölkern; weiße Segel wie die Schmetterlinge; Wälder, Dörfer und Gärten; und die Salzburger Beste sähe in den See hinein — und der Untersberg. Und zuletzt würden die klugen Leute noch sagen: Der Saltner war gar nicht dumm, das Geld, das er da hineingegraben hat, das kommt auch wieder heraus. Der See trägt noch Zinsen. Und die „dankbaren Salzburger“ würden dem Saltner ein Denkmal bauen, nachdem sie im Anfang gesagt hätten: Der muß ins Narrenhaus; und ich — — ich wollte mich dann ganz zufrieden aufs Ohr legen und zu meinem Sterbekissen sagen: ich bin bereit, es war gut, ich hab' doch gelebt!

Wittekind war still. Er blickte von der Seite, in einer eigenthümlichen Bewegung, auf den verjüngten Alten. Nach einer Weile fuhr dieser, wie zu sich kommend, fort, indem

er ein Auge schloß und dazu lächelte: Bei dieser Gelegenheit hab' ich mich Ihnen ja auch vorgestellt. Saltner. Ja, Saltner ist mein Name.

Ich heiße Wittekind, entgegnete der Andre.

Ah! Der richtige Norddeutsche!

Zu dienen. Von der Ostsee.

Von der Ostsee! — Und ich aus dem richtigen Hochland: ein Tiroler Kind. Aber hier im Salzburger Land leb' ich nun schon lange; fühl' mich hier zu Haus. Dort hinter der Salzburger Festung sehn Sie den langen Rücken, den Kapuzinerberg: an dessen Fuß steht mein Haus. Das schaut hierher, auf den Untersberg. Da bin ich noch in der Welt — und bin doch schon draußen. Hab' zu viel erlebt . . . Gehn wir weiter, wenn es Ihnen recht ist; daß wir nach Grödig kommen. Ja, da hinten am Kapuzinerberg, da träum' ich noch zuweilen einen herzhaften Traum, wie den vom Salzburger oder Untersberger See; — sie enden auch alle so. Lebendig werden sie nicht. Vielleicht ist's auch besser. Damit man desto mehr zurück und in sich geht, und sich vorbereitet . . . Kurz — gehn wir weiter!





II.

Man schrieb 1887, den dritten Juli. Die Tage waren lang; als die beiden Wanderer — nach etwa vier Stunden Wegs vom Wirthsgarten in Reichenhall — gegen Grödig kamen, hatten sich die Schatten noch nicht ins Abenteuerliche gestreckt, die Sonne wirkte noch kräftig. Saltner betrachtete aufmerksam eine Photographie, die Wittekind im Gespräch aus der Brusttasche gezogen und ihm hingereicht hatte; das Brustbild eines auffallend schönen, aber zarten, blonden, noch völlig bartlosen Jünglings. Die Lippen waren besonders edel geformt; der Blick der hellen Augen war nach oben gerichtet, mit einem Ausdruck weicher Schwärmerei, der lieblich und befremdend zugleich war.

Sie haben nur diesen Einzigen? fragte der Alte.

Wittekind nickte stumm.

Und ich auch nicht Einen mehr! — — An dem da haben Sie aber nichts Gewöhnliches. Man muß immer hinschauen. Anders als die Jugend von heute. Gar romantisch; unschuldig; rührend . . . In Italien hab' ich früher so alte schöne Heiligenbilder gesehen, mit rührenden Schwärmer-Augen; an die muß ich denken.

Es ist ein lieber, holder Junge! murmelte Wittekind, mit einem weichen, väterlichen Lächeln.

Ihre Statur scheint er nicht zu haben . . .

Wittekind schüttelte den Kopf. Er ist kleiner, und zart gebaut; aber schlank, wohlgeformt. Kurz, wie im Gesicht, so auch darin seiner Mutter Bild!

Ja, ja, so ein Muttersohnchen! sagte Saltner ernst, aber ohne jede Härte; immer die Augen auf das Bild geheftet. Ich verschau' mich ganz in das feine G'frieserl; — verzeihen Sie mir das österreichische Wort. So ein wenig vom Christuskopf; — aber gefährliche Augen. Gar gut; gar weich; fast wie die lieben Augen einer schönen und guten Frau.

Sie haben Recht, sagte Wittekind und that einen langen, leise seufzenden Athemzug. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie freundlich und gut das Herz dieses jungen Menschen ist; gut bis zur Schwärmerei. Er leidet geradezu an der Menschenliebe: so nah geht ihm alles Glend, all die Ungleichheit, diese ganze Welteinrichtung, die so ungerecht aussieht.

Und sie wär' es auch, entgegnete der Alte, wenn mit diesem einen Leben die ganze Schule schon aus wäre!

Wie meinen Sie das?

Saltner antwortete nicht auf diese Frage, er sah wieder auf das Bild. Ach was! sagte er plötzlich, 's ist ein edles Gesicht. Sie sind ein glücklicher Vater mit so einem Sohn!

Wie es so oft ergeht, antwortete Wittekind nicht auf diese Worte, sondern auf das Unausgesprochene, das dahinter lag, das sich in dem „Ach was“ leise angekündigt hatte. Ich bin vielleicht nicht ohne Schuld, sagte er treuherzig, wieder leise seufzend. Hab' vielleicht seine Natur

zu ruhig gewähren lassen; zu viel auf ihr Ebles, Tüchtiges gebaut . . . Aber wann hatt' ich ihn auch! Da ich auf dem Lande lebe, konnt' ich ihn nicht bei mir behalten, denn ohne Schulkameraden wollt' ich ihn nicht lassen; so gab ich ihn gleich weiter fort, zu meiner Schwester, die mit ihrem gelehrten Mann, dem Gymnasiums-Direktor, in einem aufblühenden, freundlichen Städtchen lebt. Aber sie ist ähnlich zart, weich und schwärmerisch, wie seine Mutter war; zu einer festen Kleinen Eiche konnt' er da nicht werden . . . Nun ist er ein junger Student; auf sein flehendes Bitten hab' ich ihn nicht erst im Lande behalten, wie ich wollte, auf unserer Universität, eine Meile von meinem Gut — sondern nach Süddeutschland, nach München hab' ich ihn ziehen lassen. Plötzlich schreibt er mir: mit seinen Nerven sei es nicht in Ordnung, sein Arzt hab' ihn fortgeschickt, ins Gebirg, da solle er eine Weile umherspazieren, bis er sich erholt habe. Das werde bald geschehen sein; im Uebrigen fehle ihm nichts . . . Nach diesem Brief hatt' ich keine Ruhe. Das einzige, letzte Kind. . . Ich lasse die Ernte im Stich, helfe mir, so gut ich kann, fahre hierher ins Gebirg, zum Berthold. Am Hintersee, von dem er mir geschrieben hatte, als von seinem Hauptquartier, — am Hintersee find' ich nichts als einen neuen Brief: er ist nach Salzburg gegangen, will von da zu Fuß gegen Berchtesgaden, bei Grödig oder Sankt Leonhard könnten wir uns treffen. Und so bin ich nun hier — und da ist ja Grödig; da gehn wir ja schon ins Dorf. Aber wann kommt mein Sohn? Er ist leider ebenso unpraktisch, wie er edel und gut ist! Wer weiß, vielleicht kommt er erst bei stockdunkler Nacht. Und dabei lieb' ich ihn so sehr, diesen — — denn ich sage Ihnen, er hat ein vornehmes, großes Herz. . .

- Aber unpraktisch ist er. Und während ich, sein Vater, noch wie von Eisen bin, sind seine jungen Nerven „nicht in Ordnung,“ muß er „spazieren gehn“. . . . Da hält ein Wagen vor dem Wirthshaus; und da sitzt Jemand vor der Thür. Verzeihen Sie, wenn ich etwas rascher gehe; — er könnte doch — — Zwar, im Wagen kommt er ja nicht. Was will ich. Aber wenn er etwa — — Berthold! Berthold! Bist du's?

Die letzten Worte rief Wittekind schon von Weitem, während er mit großen Schritten durch die Dorfgasse stürmte. Es kam aber keine Antwort; die Gestalt vor der Wirthshaus Thür saß still, ohne sich zu rühren. Als die beiden Männer nun herankamen und die untere Hälfte dieser Gestalt nicht mehr durch ein junges Gebüsch verdeckt ward, sahen sie, daß es ein Mädchen war, das an einem Tisch saß und etwas Käse mit trockenem Brod verzehrte; ein Glas Bier stand daneben. Sie trug das schwarze Kopftuch mit den langen Zipfeln, das „Salzburger Tüchel“, das dort weit und breit getragen wird, sonst die gewöhnliche städtische Kleidung und eine einfache Korallenschnur um den Hals. Von ihrem Käse ausblickend zeigte sie ein paar feurige, braune, schöngefärbte Augen und wahre Rosen von Wangen, während die Lippen in der sinkenden Sonne wie Kirichen glühten. Sie war sicher kein Kind mehr, aber sie schien noch sehr jung zu sein.

Da kommt er ja! rief sie auf einmal aus, sprang auf wie ein Federball und lief den Männern entgegen. Grüß' Sie Gott! rief sie dann dem überraschten Saltner zu und ergriff seine Hand, die sie küssen wollte. Der Alte aber machte sich los, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirn.

Dumme Kathi! sagte er. Laß doch das Händeküssen;

großes Mädel du! Machst du mir das noch einmal, so werd' ich sehr böse und küß' dich ohne Weiteres auf den Mund. Ei, Kathi, wo kommst du her? Oder „wo kommen Sie her,“ muß ich nun wohl sagen —

Sie schüttelte hastig den Kopf.

Run, wo kommst denn her? Bist der „Gemse“ etwa durchgegangen, du Bachstelze du?

Aber nein! aber nein! rief das Mädchen in drolliger Entrüstung aus, mit einer weichen, klangvollen, eher tiefen Stimme. Herr von Saltner! Das fragen Sie mich . . . Und bloß um Ihre wegen hab' ich mich auf den Weg gemacht! und such' Sie und frag' nach Ihnen, wo Sie denn wohl stecken — am hangenden Stein, und in Sankt Leonhard, und nun hier in Grödig —

Kind, da bin ich ja! — 's ist ja Alles in Ordnung: hab' euren rührenden Schreibebrief erhalten, daß ihr meinen Namenstag wieder feiern wollt — hab' vor Rührung geweint, wie sich's gebührt, und meine Einsiedelei verlassen und mich aufgemacht —

Aber eine Antwort geschrieben haben Sie uns nicht! rief das junge Mädchen.

Hab' ich das nicht? — Nein, das hab' ich nicht. Run, warum denn auch: ich war ja auf dem Weg — und vor Nacht bin ich noch oben in der „Gemse“!

Aber wir wußten halt nichts! Und weil gar kein Brief kam, hat heut endlich der Onkel gesagt — nein, ich hab' gesagt: der Herr von Saltner ist doch — — Nein, ich will's lieber nicht sagen. Und dann hat der Onkel gesagt: Run, so fahr' du mit, Kathi, der Herr Verwalter fährt nach Sankt Leonhard an die Bahn, und da herum soll der Herr von Saltner jetzt zu finden sein, der Ver-

walter hat ihn gesehn. Na, da hab' ich mich schnell zurechthgemacht —

Und bist nun hier, sel Saltner ein, um den alten Mann an seinen Namenstag zu mahnen, den ihr feiern wollt . . . Er fuhr sich mit der gebräunten Hand durch den weißen Bart: Da bin ich aber schön zerknirscht! Ich schreibe den Brief nicht, ich kann mich nicht mehr benehmen, wie es sich gehört; diese kleine Goldkathi aber fährt in die Welt hinein, um mich wie ein verlorenes kleines Kind zu suchen. Bliß, Wetter und Mädel du! Bist doch eigentlich ein ganz süßes Geschöpf. Und dabei lächelt sie wie ein Kind. Sag mir zur Strafe, Kathi, daß ich ein alter Narr und ein dummer Kerl bin, und dann sei wieder gut!

Die rosige Kathi erglühete noch rosiger, vor Vergnügen über seine Reden und dann wieder aus Zartgefühl; dabei stieß sie ein eigenthümliches, zitterndes, liebliches Lachen aus. Was Sie alles reden, sagte sie mit leiser Stimme. Kommen Sie jetzt nur mit!

Freilich komm' ich mit, entgegnete der Alte, obwohl ich dann diesen lieben Herrn verlassen muß, den ich am Untersberg in einem mörderischen Kampf mit Stechfliegen ange troffen hab': denn diese zwei Tage bin ich da hinten herumgestiegen. Ja, sehen Sie, werther Herr, das ist die Gamsen-Kathi! Jetzt reicht sie mir an die Brust; als sie mir nur bis an die Hüften reichte, da bin ich zum ersten Mal in der „Gamsen“ eingelehrt und sommerlang geblieben; und seitdem kam ich jedes Jahr, wenn auch nur auf Wochen, oder für einen Tag. Und der kleine Flittich von damals bringt nun den Gästen ihres Herrn Doktors das Bier und heißt Kellnerin. Ist das ein Kösslein geworden, oder nicht? — Er legte dem Mädchen, das so klein und zierlich vor

dem Riesen stand, eine Hand auf den Kopf: Haben Sie schon viel so angenehme Kellnerinnen gesehen? so liebe, gute und hübsche?

Die Kathi, roth bis ans Kopftuch, sah den Alten vorwurfsvoll an; dieser aber strich ihr so herzlich und weich über die Wange, daß sie zu zittern anfang: Ei! sagte er, die Wahrheit muß man nicht unter den Scheffel stellen. Oder kannst du's etwa nicht vertragen, daß man dich lobt? Macht dich das eitel wie die andern dummen Mädels, denen ein gutes Wort gleich den Kopf verdreht? — Nein, das glaub' ich nicht von unsrer kerngesunden Kathi; die ist nicht so herzschnach, was? Die ist stolz und grad' gewachsen, und wenn man sie lobt, so giebt's ihr nur, wie der Sonnenschein, einen frischen Muth.

Das Mädchen lächelte flüchtig, verschämt, was sie sehr verschönte, blickte ebenso flüchtig zu Saltner auf, und nickte.

Na, also da sind wir einig, fuhr der Alte fort; und wenn du mir die Dummheit mit dem Brief nun christlich vergeben hast, so bestell' mir einen Wagen zur „Gemse“! — Oder nein: ich geh' mit hinein; denn ich muß nun endlich auch ein Glas gegen meinen Durst trinken, in der kühlen Stube. Sie nicht auch, Herr? Was meinen Sie?

Ich danke, sagte Wittekind, der an die Thürschwelle gelehnt stand und die Beiden mit stillem Vergnügen betrachtete. Durst hab' ich nie.

Sie haben nie Durst? auch nach so einer Wanderung nicht?

Nein. — Ich kann nichts dafür. Ich bin so geschaffen. Sie trinken also auch nie?

Ah, sagte Wittekind lächelnd, das ist etwas Anderes. Einen edlen Wein oder ein edles Bier trink' ich so, wie ich

eine gute Musik höre oder ein schönes Bild sehe: aus reinem, göttlichem Vergnügen.

Da sind Sie also um eine Klasse weiter als ich, entgegnete Saltner. Ich trinke noch, weil ich muß. Na, so komm denn, Kathi! — Er legte ihr einen Arm auf die Schulter — nun sah sie völlig aus wie ein Kind — und sie ging in gleichem Schritt wie er, die kleine Gestalt drollig dehrend, ins Haus.

Wittekind sah ihnen nach, mit heiterem Wohlgefallen; dann blickte er wieder, nachdenklich, die Dorfstraße hinab. Das umherschwimmende goldene Licht verklärte Alles, die zerstreut stehenden Häuser, denen die Bäume über den Kopf wuchsen, die umherlungern den Kinder, geschäftige alte Weiber, ein paar Hunde, die sich in der Sonne wälzten. Der „Salzburger hohe Thron“ des Untersbergs zeigte auch hier, über den Dächern aufsteigend, seine Felsenstirn. Dem Wanderer erschien es auf einmal wie ein Traum, daß er aus seiner Ebene, von seiner Ostsee an diesen Märchenberg verschlagen sei; dann fuhr ihm die zurückgedrängte Sehnsucht nach seinem Jungen wie ein Pfeil durchs Herz. Er schob sich den Hut von der Stirn zurück. Wenn er nun plötzlich käme! Dort um das Haus, an der Ecke! — — Die Brust stand ihm still. Die Straße hinunterspähend sah er etwas Staub emporsteigen; es durchzuckte ihn einen Augenblick; aber: nun ja! dachte er dann. Das kann ja nicht Berthold sein. Was ist's? Ein Wagen. Und von dort, von Süden her, käm' er ja auch nicht . . .

Plötzlich mußte er lächeln: ein so jugendlicher, romantischer Gedanke tauchte in seinem erregten Innern auf und flog wie ein Vogel vorbei. Nun, und wenn da mein Sohn nicht kommt, kommt vielleicht mein Schicksal . . .

Er wandte den Kopf, als blicke er diesem Vogel nach. Was heißt das? dachte er verwundert weiter; mein Schicksal? Was kann mir denn kommen? Was erwart' ich denn noch? — Mir geht's wohl auch wie diesem Alten, diesem Theoretiker der Greisenruhe und Walbeinsamkeit: die Jugend rennt immer wieder mit mir davon. Das, was da „kommt“, ist ein Wagen; mit zwei hübschen Braunen davor. Nicht einmal Schimmel find's. Und er fährt vorüber. . . Nein; er hält hier an. Also das wäre „mein Schicksal“. Auf dem Boß oder im Wagen säß' es. Sehn wir zu, wie es aussieht!

Ein offener Wagen, die Dorfstraße heraufgefahren, hielt vor dem Wirthshaus; die Pferde schwiigten stark, schnoben und schüttelten sich; der Kutscher stieg vom Boß, um sie abzusträngen. Im Wagen saßen zwei Herren auf dem Rücksitz, zwei verschleierte Damen ihnen gegenüber; die, welche Wittelkind zunächst saß, war in einen hellen, eleganten Staubmantel gehüllt.

Aber, lieber Himmel! sagte diese Dame mit einer schwächenden, beinahe weinerlichen Stimme; wozu dieser Aufenthalt! Ich finde, daß es ein Unsinn ist, ein paar Minuten vor Salzburg in diesem öden Nest noch eine Rast zu machen!

Meine Liebe, erwiderte der Herr, der ihr gegenüber saß, eine schlanke Gestalt mit einem aristokratischen, aber unbedeutenden Gesicht: die Pferde haben es nöthig, wie der Kutscher behauptet. Und wir sind nicht ein paar Minuten von Salzburg entfernt, sondern eine Stunde.

Zehn Minuten! entgegnete die Dame, wieder mit der klagenden Stimme; ihr Gesicht konnte Wittelkind durch den dichten Schleier nicht erkennen. Was thun wir hier in

Grödig? Da wollt' ich doch wahrhaftig, wir wären in Berchtesgaden geblieben!

Die andre Dame — halbverdeckt durch die erste — hob eine Hand, bewegte sie ein wenig hin und her, und sagte: Liebste Frau Baronin, in Berchtesgaden erlaubte ich mir zu sagen: bleiben wir doch noch hier. Aber um jeden Preis wollten Sie ja fort!

Das ist eine merkwürdige Stimme, dachte Wittekind, indem er den Kopf neugierig vorstreckte. Was für ein edles Metall. Offenbar eine Altstimme. Und wie schön sie spricht. Das Gesicht zu dieser Stimme möchte ich wohl sehn! — Er neigte sich aber vergebens vor und zur Seite: der Schleier verhüllte auch dieses andre Gesicht, unter einem feinen Strohhut, zu sehr; er war blau und doppelt. Wozu denn diese dichten Schleier? dachte Wittekind etwas entrüstet. Auf den Landstraßen ist ja fast kein Staub, nach all den Gewittern!

Bei alledem sind wir hier, meine Damen, sagte jetzt eine vierte Stimme, und wir sollten wohl aussteigen! — Wittekind horchte auf. Es fiel ihm bei dieser kalten, etwas näselnden Stimme ein Knabe ein, den er einmal als Schuljunge — obgleich der andre zwei Jahre älter war — durchgeprügelt hatte. Wie kam ihm der auf einmal hier am Untersberg in den Sinn? Könnte der Herr da hinten, den der Aristokrat verdeckte, wirklich Friedrich Waldburg sein?

Die Gestalt erhob sich, lang und etwas schwerfällig, zeigte ihren breiten Rücken, stieg auf der andern Wagen-
seite vorsichtig aus, und wandte sich dann herum, vermuthlich um den Damen beim Aussteigen zu helfen. Jetzt sah Wittekind das Gesicht dieses langen Menschen, und nach einem raschen, scharfen Blick konnte er nicht mehr zweifeln.

Es war ein Kopf, den man nicht vergaß (wenn er ihn auch vor fünfzehn Jahren, in Italien, zuletzt gesehen hatte); ein auffallend großer, aber wohlgeformter Kopf mit bedeutender Stirn, großen, aber durch breite, schwere Lider halb bedeckten Augen, deren helles und kaltes Licht eigenthümlich strahlte; unter einer starken, feingeschnittenen Nase ein geistreicher Mund, den ein schöner, lichtbrauner Bart überschattete und sich in einen ebenso schönen Backenbart verlor. Das Kinn war ausrasirt, der Kopf nur noch mit dünnem, schlichtem Haar bedeckt, der kurze Hals durch eine kropf ähnliche Anschwellung entstellt. Kurz, man sah einen schönen Menschen und wußte nicht, ob man sich nicht täuschte; einen von diesen Köpfen, bei denen man sich fragt, ob mehr die Natur von vorn herein, oder mehr der Geist nach und nach, und von innen heraus, ihn so gewinnend geformt hat. Und was für ein Geist? Seele oder Verstand? Wärme oder Kälte?

Wahrhaftig, das ist Friedrich Waldburg! rief Wittekind unwillkürlich aus, doch mit halber Stimme. Der Angerufene horchte auf und spähte zwischen den Insassen des Wagens herüber. Dann stieß er einen hellen Ton der Verwunderung aus, und ein kaltes Lächeln lief ihm über die Lippen. Alle guten Geister! sagte er, mit einem gewissen schönen Vortrag wie auf dem Theater. Das ist ja Karl Wittekind, der „Wiedere,“ der „Gerechte!“

Jedenfalls heiße ich Wittekind, gab dieser, etwas kühler als vorher, zurück.

Warte einen Augenblick, mein Theurer! rief nun der Andere etwas herzlicher aus; bis ich die landesüblichen Ritterdienste geleistet habe! — Er hielt der Dame in dem blauen Schleier die Hand hin; leicht darauf gestützt sprang

diese auf die Erde. Der Lange ging dann um den Wagen herum, nicht mühsam oder ältlich, aber mit einem sonderbaren Schein von Unsicherheit, wie wenn seine hohen Beine doch etwas zu schwach wären, um den breit entwickelten Oberkörper zu tragen. Als er an dem andern Wagenschlag angekommen war, hatte die Dame mit der schwachtenden Stimme sich erhoben und mit Hülfe des andern Herrn, nicht ohne einen leidenden Seufzer, den „Landauer“ verlassen. Komme ich zu spät? sagte Waldburg. Nun, so sei mir gegrüßt, Karl Wittekind, ebler Freund! — Mit der vornehmen Grazie eines Prinzen hielt er ihm die Hand hin, bewillkommnete ihn aber zugleich durch ein vertrauliches, behaglich schmunzelndes Lächeln.

Meine Damen, ich stelle Ihnen hier einen Mustermenschen vor, setzte er dann hinzu; Herrn Wittekind, den Mann, wie er sein soll. In diesem verkommenen Zeitalter noch ein echter Idealist!

Wittekind machte eine zuckende Bewegung; er wollte auf diese sonderbare Anpreisung, die ein kalter Spott zu begleiten schien, eben etwas erwidern, als ein unerwarteter Anblick ihn abzog. Die Dame mit der merkwürdigen Stimme war Waldburg um den Wagen gefolgt und warf eben, gleich der Andern, ihren Schleier zurück. Sie enthüllte ein Gesicht, das vielleicht weniger schön, als auffallend und bedeutend war; von herrlichem blondem Haar umrahmt, großgeformt, aber überraschend bleich und so mager, daß die großen dunkelblauen Augen übergroß und fast beängstigend wirkten. Daher erschien sie wohl auch älter, als sie war; denn die hohe Gestalt, durch ein anscheinendes hellgraues Sommerkleid und einen Leder Gürtel in all ihrer Schlantheit gezeichnet, machte einen durchaus mädchenhaften

Eindruck. Ihr Blick schien aber ebenso unmittelbar zu berühren, zu treffen, wie der Waldburg's; nur daß dieser flug und kalt, der der jungen Dame warm und zurückhaltend traurig war. Fast auf den ersten Blick dachte Witterkind: So jung die ist, hat sie viel gelitten!

Er betrachtete sie so aufmerksam, daß Waldburg zu lächeln anfang. Dieser nahm wieder das Wort: Ich habe meinen alten Freund wohl zu grob angepriesen; das macht die unverhoffte Freude, und die Erinnerung an die alten Zeiten! Wir haben uns oft gesehn, aber zuerst auf dem Schulweg, und auf dem Schulhof in den Zwischenstunden; da haben wir Griechen und Trojaner gespielt und ritterlich gekämpft —

Ja, ich hab' ihn durchgeprügelt, dachte Witterkind.

Waldburg unterbrach sich selbst: Bei alledem vergesse ich, meinen Commilitonen auch mit den Herrschaften bekannt zu machen! — Meine werthen Freunde, Baron und Baronin Tilburg; mit mir aus Wien gekommen, und für die nächsten vier Wochen noch mit mir verheirathet. Frau Marie von Tarnow (er deutete mit einer anmuthigen Kopfbewegung auf die Blasse), unsre Amerikanerin, die wir der neuen Welt wieder abgerungen haben; sie bleibt nun hoffentlich in der immer noch interessanten Ruine, unserm alten Europa!

Der weibliche Leibarzt meiner Frau, sagte Baron Tilburg lächelnd, und schlug mit dem abgezogenen Handschuh der rechten in die linke Hand.

Warum sehen Sie mich so verwundert an? fragte die junge „Amerikanerin“, da Witterkind sie mit neuem Erstaunen und Interesse betrachtete. Glauben Sie nicht an den Leibarzt?

Ja, die Stimme ist ein schöner Alt! dachte Wittekind. Verzeihen Sie, sagte er dann laut, nicht ganz unbefangen: ich hatte mir einen weiblichen Arzt nicht so — so weiblich gedacht. Mehr — wie soll ich sagen — robust, mit männlichem Stehtragen; Uebergang zum Mann. Und da sah ich nun — Sie —

Alle Wetter, dachte Waldburg, wie der Herr sie anstarrt!

Die junge Dame erwiderte schlicht: Ich hab' in Amerika etwas Medizin studirt, weil mein Vater Arzt war; es lag mir so nah. Und meinen Vater machte es so glücklich, setzte sie zu den Andern gewandt hinzu. Uebrigens brauchte man mich der neuen Welt nicht wieder abzurufen; ich kam nach Deutschland zurück, weil ich da geboren bin und dahin gehöre!

Ja, sagte Frau von Tilburg, deren Klagestimme diesmal etwas herzhafter einsetzte, meine liebe Marie hat uns nie verleugnet, ihr Herz ist deutsch geblieben — deutsch avant tout!

Die Blasse erröthete flüchtig, wohl wegen dieser französischen Bekräftigung. Ich hab' sie immer gehaßt, sagte sie, diese braven Landsleute, die da drüben auf einmal Eingeborne wurden und über Deutschland mit den Achseln zuckten. Sollen wir nicht auf unser Vaterland stolz sein, wohin wir auch kommen? und ihm Ehre machen — wie Sie, Herr Geheimrath (sie wandte sich zu Waldburg), der Sie aus Deutschland nach Oesterreich hinübergezogen sind, und dem Kaiser dort gewiß mit aller Hingebung dienen, aber Ihre Heimat nie verleugnen werden —

Sie brach plötzlich ab, und auf eine Weise, die den voll Antheil beobachtenden Wittekind aufs äußerste über-

raschte. Saltner trat in diesem Augenblick wieder aus der Wirthshausstür, der Alte, mit der Kathi; Frau von Tarnow warf einen verlorenen Blick zu ihm hin; auf einmal fuhr sie zusammen. Ihre Blässe ward geisterhaft. Sie hatte ihr Taschentuch in die Hände genommen und im Reden zusammengedreht; jetzt fiel es auf die Erde. Eh' aber noch einer der Herren hinzutreten konnte, um es aufzuheben, bückte sie sich rasch, als wünschte sie ihr verändertes Gesicht zu verbergen, und hob es selber auf; blieb dann noch eine Weile gebückt, und schien ein wenig hin und her zu schwanken. Wittekind sah das alles. Nach einer Weile hatte sie sich, wie es schien, gefaßt, und ging mit einer raschen Bewegung auf den Alten zu. Grüß' Sie Gott! sagte sie und streckte ihm die Hand hin. Zugleich beugte sie sich aber vor, und Wittekind glaubte zu hören, daß sie ihm etwas zuflüsterte, während die beiden Köpfe sich beinahe berührten.

Saltner machte ein betroffenes Gesicht, und mit einem verwirrten, rollenden Blick überflog er die Gesellschaft. Er faßte sich indessen geschwind, drückte die Hand der jungen Dame mit einem höflichen Lächeln und lüftete seinen Hut. Es stieg ihm aber nachträglich eine Röthe in die bronzenen Wangen, als schämte der Alte sich, eine Komödie zu spielen. So erschien es wenigstens Wittekind. Frau von Tarnow trat dann langsam zurück, hielt aber die Augen noch auf Saltner geheftet.

Plötzlich wandte sie sich, wieder wie nach einem raschen Entschluß, und stellte „Herrn von Saltner, einen alten Freund“, der Gesellschaft vor. Der „Alte vom Berge“, der Waldmensch, verneigte sich mit einer vornehmen Würde und Anmuth, die von diesem Riesen in der Lodenjoppe offenbar

Niemand erwartet hatte. Er trat dann auf den Baron und die Baronin zu und begann in leichtem Ton — nur daß die Stimme ein wenig zitterte oder schwankte — über Wetter und Reisen zu sprechen.

Die Baronin hörte andächtig zu, stieß einmal einen sanften Reise-Seufzer aus, und betrachtete diesen „Urmenschen“ mit einem gewissen hangen Respekt, der Wittekind ergöhte. Bald ward es ihr aber lästig, aus ihrer zierlichen Untermittelgröße zu einem solchen Thurm hinaufzusehen, der noch den langen Waldenburg überragte. Sie fühlte auf einmal, daß sie nach „dieser endlosen Fahrt“ völlig steif geworden sei und sich bewegen müsse; nahm Frau von Tarnow's Arm, hängte sich hinein und ging mit einem etwas schleppenden, schwächenden Gang die Dorfgasse hinunter. Saltner sah ihr und der Amerikanerin nach. Er stand still, seine Augen starrten regungslos, es schien ihm ein schmerzliches Zucken über die Wangen zu gehen.

Was ist zwischen ihm und dieser blassen Frau? dachte Wittekind. Was für ein Geheimniß haben sie miteinander?

Er sah gleichfalls den Damen nach. Der Baron Tildenburg hatte sich ihnen angeschlossen; Waldenburg folgte, blieb dann aber stehen, als fiel ihm etwas Besseres ein, und zog eine Cigarre hervor, die er mit seiner etwas feierlichen Grazie in Brand setzte. Wittekind, von einem unklaren Gefühl gezogen, trat zu dem „Jugendfreund“. Ist diese junge Dame leidend? fragte er. Sie hat ja fast kein Blut im Gesicht.

Die Amerikanerin? fragte Waldenburg zurück und blies einige zarte, blaue Ringe in die Luft. Lieber Freund, ich wollte, ich wüßte, was ihr fehlt; — um sie zu heilen, setzte er mit einem leichtfertigen Lächeln hinzu.

Ich fragte nur nach ihrem körperlichen Befinden, sagte Wittekind trocken.

Waldburg sah ihn an: Ist das bei Frauen je vom seelischen zu trennen? — Sieh, wie sie geht; eine Thusnelde-Gestalt. Sie hat ihre Fülle verloren; aber das kommt wieder . . . Was ihr fehlt, weiß Niemand. Eine verschlossene Schweigerin; die aber, wie es scheint, allerlei Interessantes zu verschweigen hat. Um den Mund lauter Geist, Ueberfinnliches; dagegen um die Augen — —

Wittekind unterbrach ihn: Und wie kommt sie zu — euch?

Zu uns? Du hörtest ja: der „Leibarzt“. Weniger vornehm ausgedrückt: sie ist die Gesellschafterin dieser Baronin Tilburg; einer sehr gesunden Dame, die sich beständig für krank hält. Die arme Transatlantische hat offenbar kein Geld!

Und der Baron Tilburg?

Was der ist? Ein sogenannter Diplomat; ein Herr ohne Kopf, aber mit guten Beinen, auf denen er das ganze Jahr herumläuft, um sich nützlich zu machen. Einer von den kleinen Schmetterlingen der „auswärtigen Angelegenheiten“.

So spricht er von seinen „Freunden“, dachte Wittekind, mit denen er „für die nächsten vier Wochen noch verheirathet ist“. — Aber vielleicht ist er das nicht um ihretwillen, sondern wegen der Gesellschafterin, der „Thusnelde“ . . .

Run, und du? fragte er dann. Du bist nun „Geheimer Rath“?

Waldburg lächelte, stieß eine Rauchwolke aus und seufzte. Weil mich die Transatlantische so nannte? sagte er langsam. Die versteht das nicht. So ein bißchen Hof-

rath, das bin ich; und ein bißchen „Geheimen“ auch; aber der richtige „Wirkliche Geheime Rath“ — nein, das bin ich nicht. Wär' ich das, dann wär' ich Excellenz. Danach tracht' ich, mein Sohn; aber diesen großen Vogel kann ich noch immer nicht erjagen. So einem blaublütigen Dummkopf fliegt er zuletzt ganz von selbst in's Maul; uns „Plebejern“, uns „Parvenus“ schwebt er hoch über'm Kopf, wie ein schwarzer Punkt, an den unsere Kugel nicht reicht, und verachtet uns. Das ist unser Martyrium; davon weißt du nichts. Ich könnte Europa regieren — Waldenburg's etwas vorgebeugte Gestalt richtete sich hoch auf — und ich bring' es nicht einmal bis zur Excellenz!

Wittekind lächelte still über diesen Kummer, den sein Herz nicht verstand. Er wollte etwas entgegnen, als er hinter sich, irgendwo im Dorf, eine jugendliche Stimme singen hörte, deren Klang ihm ins Herz schlug. Er konnte nicht irren, er kannte diese Stimme zu gut. Sie schwang sich weich und hell über die Häuser herüber. Das ist mein Junge! mein Berthold! rief Wittekind aus und stand einen Augenblick vor Freude wie angewurzelt. Dann aber, ohne weiter ein Wort zu sagen, drehte er sich um, und mehr laufend als gehend flog er der Stimme entgegen.





III.

Westlich von Grödig, unter dem Hellbrunner Fels, liegt das Schloß und das Dorf Anif; parkähnlicher Wald und Wiesen trennen dann noch Anif von der breiten Salzach, die in rauschender Eile nach den Hügeln, Thürmen und Brücken von Salzburg strebt. Auf dem Waldweg, der nah an dem Flusse hinführt und bald rechts, bald links einen ahnungsvollen Ausblick auf die Gebirge hat, die das Thal begleiten, war an eben diesem Nachmittag, von Salzburg her, ein einsamer Wanderer stromauf geschritten; von den sonnig leuchtenden Bergen hatte er aber wenig gesehen, denn er war in seine Gedanken versunken. Sein Hut saß im Nacken; den abgetragenen schwarzen Rock hatte er ausgezogen und über den Arm gelegt; er trug einen Knotenstock, den er nur zuweilen schwenkte, ohne sich auf ihn zu stützen. Die Gestalt war stämmig, plebejisch, doch bewegte sie sich mit elastischer Leichtigkeit; so war denn auch das bartlose Gesicht jung und kraftvoll, wenn es auch nicht eigentlich jugendlich zu nennen war. Ein altflug nachdenklicher Zug hatte sich darin eingenistet; die Schärfe eines trostigen und zerlegenden Denkens, die zwischen Nase und Mund allerlei

Falten gegraben und auf die knochige Magerkeit des Gesichts gleichsam noch den hinweisenden Zeigefinger gelegt hatte. Das schlichte Haar lag feucht und wirt auf der breiten Stirn, die von Schweißtropfen perlte; die grauen Augen waren tief unter die Stirn versenkt, während das Kinn hervortrat.

Der junge Mann war bis an den Rand der schmalen Waldung gekommen, die zwischen Anif und der Salzach liegt; er wollte weiter gehen, aber ein Anblick, der auch für diesen versonnenen Grübler merkwürdig war, hielt ihn auf. Am letzten Baum, einem großen Ahorn, lag ein junger Mensch im Gras, den Kopf auf seiner schwarzen Reisetasche, und schlief. Die im Westen weiterwandernde Sonne schien ihm jetzt gerade auf die Augenlider, doch ohne ihn zu wecken; sie vergoldete seine verwirrten blonden Locken und goß eine sanft glühende Verklärung über die auffallende Schönheit seines Gesichtes aus. Die zarten und edlen Formen waren in vollkommener Harmonie; Nase und Kinn überaus fein gebildet, die Wangen schienen ein wenig eingefallen, der Mund, fest geschlossen, war von fast rührendem Liebreiz, ohne doch unmännlich oder unentwickelt zu sein. Es war die allererste Blüthe eines schönen Jünglings; der leuchtenden Haut fehlte nur dieser rosige Schimmer, der sonst bei so rein blonden nordischen Menschen aus den Adern durchscheint. Er war blaß. Selbst die Lippen hatten ein etwas verblaßtes Roth. Vielleicht verstärkte das den eigenthümlich idealen, rührenden, an Heiligenbilder erinnernden Ausdruck, der über dem zarten, bartlosen Antlitz lag; der in diesem Zeitalter so befremdend und überraschend war, daß der Wanderer stehen blieb und ihm ein Laut der Verwunderung entchlüpfte.

Der Schläfer rührte sich nicht. Er war fein gekleidet; ein blaues, lose geschlungenes Halstuch lag auf der hellen Weste; sein Panama-Hut war nach hinten gesunken. Eine goldene Uhr, die an goldener Kette hing, schaute ein wenig aus ihrer Tasche hervor, die Sonne spielte auf ihr.

Wenn man nicht so ein anständiger Mensch wäre, dachte der mit dem Knotenstoß, so tauschte man jetzt dem seine Uhr ab; der junge Aristokrat schläft so gut, der würd' es nicht merken. Es ist eigentlich verrückt, daß man so anständig ist! — Allerdings, meine alte silberne, gehn thut sie auch. Ich brauch' dein goldenes Spielzeug nicht, junger Aristokrat. — Ein schöner Kerl. — Ein gar feines Bürschchen. — Adieu!

Er wollte weiter gehn. Eben begann der Schläfer zu lächeln, offenbar im Traum. Der Andre sah hin, blieb stehn; es war ein so unschuldiges, gutes Lächeln. Wovon mochte er träumen? — Der junge Mensch fing an zu sprechen; doch zuerst so hastig und undeutlich, daß kein Wort zu verstehen war. Dann lächelte er noch einmal, und sagte langsam: Ach ja! Ein Eierkuchen! Sehr gut!

Murmelnd wiederholte er: Eierkuchen! und machte eine Bewegung mit dem Arm, als wollte er ihn essen.

Das finstere Gesicht des Zuschauers erheiterte sich. Ob der Hunger hat? sagte er vor sich hin. Ihm fiel darüber ein, daß er eigentlich selber Hunger habe, und daß seine Zeit gekommen sei, zu essen. Er zog aus einer seiner großen Rocktaschen ein Päckchen in grobem, grauem Papier hervor, und setzte sich zwei Schritte von dem Schläfer unter den nächsten Baum. Dann öffnete er das Päckchen, indem er das Papier auf seinem Schooß zur Tischplatte machte, holte

ein starkes Messer aus der Tasche, und fing an, sein einfaches Mahl: Käse und Brod, zu verzehren.

Während er die vorspringenden Kinnbacken in Bewegung setzte, blickte er wieder auf den „Aristokraten“ hin. Dem war das Nüchtern vergangen; der geträumte Gierkuchen war offenbar nicht bis zu ihm gekommen. Die feinen Frauen zogen sich leicht zusammen. Um den Mund zuckte eine schmerzliche Bewegung, und ein schwacher Laut des Bedauerns entstand hinter den geschlossenen Lippen. Als der Andre dies hörte, machte er eine Geberde des Mitleids, die er aber sogleich wieder unterdrückte. Au! sagte er vor sich hin, warum soll so ein „Feiner“ nicht einmal im Schlaf hungern? Andere hungern im Wachen. Seufz' du nur weiter!

Er vertiefte sich in seine wohlthuende Beschäftigung, — selber noch ein Stück von einem „Aristokraten“, da er Brod und Käse mit dem Messer schnitt, statt allein mit den Zähnen zu arbeiten. Eine Weile vergaß er seinen Nachbar, der nichts mehr von sich vernehmen ließ. Als er dann wieder aufblickte, wäre er fast erschrocken: das bleiche Gesicht des Schlafers starrte ihn aufgerichtet an. Der junge Mensch mußte sich fast unhörbar leise erhoben haben; er saß. Seine großen, hellblauen, etwas matten Augen waren auf das „Tischtuch“ mit dem Brod und Käse geheftet, als wollten sie sich daran satt sehen, nachdem jener Traumkuchen sich so unredlich verflüchtigt hatte.

Aha, Sie sind aufgewacht! sagte der Andre trocken. Sie sehen meinen Käse an. Wenn Sie mitthun wollen, — gerne. Oder haben Sie selber was, da in Ihrer Tasche?

Der Jüngling schüttelte den Kopf.

Nun, dann langen Sie zu! — Oder nein: das muß ja

feiner gemacht werden. Da haben Sie die ganze Mahlzeit, und hier ist das Messer; — wenn Sie nicht lieber Ihr eigenes nehmen. Aber meins ist rein. Kurz, bedienen Sie sich, wie es Ihnen beliebt!

Ich danke Ihnen, sagte der junge Mensch mit einer weichen, fast gerührten Stimme. Ich — ich esse jetzt nicht.

Ist Ihnen mein Käse zu schlecht? — Oder bin ich Ihnen zu schlecht?

O nein; ganz und gar nicht. Wie können Sie das sagen. Ich esse nur nicht — weil ich keinen Hunger habe.

Sie haben keinen Hunger? — Der „Plebejer“ sah den „Aristokraten“ sehr verwundert an. Sie haben doch eben erst Eierkuchen essen wollen, — im Traum, mein' ich. Und haben dann geseufzt. Und dann haben Sie auf meinen Käse einen Blick geworfen — einen Blick, daß mir sogleich der halbe Appetit vergangen ist!

Ja, ja! setzte er hinzu, mit einem Lächeln, in dem wirklich Güte lag und das dieses knochige, harte Gesicht verschönte.

Der Blasse erröthete. Ich hab' also im Schlaf gesprochen? fragte er.

Ja freilich. Vom Essen. Und dann dieser Blick. . . Wie können Sie dann sagen, daß Sie keinen Hunger haben?

Der Jüngling zuckte hilflos die Achseln. Er war noch schöner, als vorhin im Schlaf; auf den errötheten Wangen lag es wie hingemalte Rosenblätter, die nur allzu bald wieder verschwanden. Eine sonderbare Schwäche schien dann über seine feine, schlankte Gestalt zu kommen. Er sah sich um, wie nach einer Stütze, lehnte sich gegen seinen Ahornbaum und schloß flüchtig die Augen.

Was haben Sie? — Fehlt Ihnen was? fragte der Andere.

Das nicht, erwiderte er sanft. O nein! — Er raffte sich dann auf und suchte männlich gleichgiltig zu lächeln: Ich muß Ihnen nur — — Ich hab' Ihnen noch nicht einmal gedankt. Wie gut sind Sie. Das Wenige, was Sie haben, wollten Sie mit mir theilen. Und dabei — — Er sah an den einfachen, stark verbrauchten Kleidern des Andern hinunter, und auf den abgetragenen schwarzen Rock, der im Grase lag. Dabei sind Sie wahrscheinlich kein Rothschild . . . Und mancher reiche Mann hätte nicht daran gedacht, gleich mit mir zu theilen!

Ja, die Reichen! die Reichen! murmelte der Andre. Er setzte dann lauter hinzu, mit einem Blick über die Achsel: Sie wissen ja, was die Bibel von den Reichen sagt. Eher wird ein Kameel — — Uebrigens, Bibel oder nicht: diesen Reichen wird man's noch ganz anders sagen!

Er hob seinen Knotenstock und schlug damit gegen die weiche Erde.

Ober gehören Sie auch dazu? sagte er dann mit einem kurzen Lachen. Da oben — er deutete auf sein Gesicht — sehn Sie nicht so aus; aber da unten: die Kleider und die Kette. Und meinen plebejischen Käse essen Sie ja doch nicht. Lieber hungern Sie. Einer ist wie der Andre!

Da irren Sie sehr, sagte der blasser Jüngling mit einem wunderbaren, schlicht überzeugenden Ton seiner weichen Stimme.

Ueberrascht sah der „Plebejer“ auf. Es war ihm, als hätte er einen jungen Christuskopf vor Augen; etwas, das ihn zum Lächeln reizte, aber dieses Lächeln ging dann in Erstaunen unter. Er hatte nie so einen Menschen gesehen. Die jungen, blauen Augen strahlten von Güte und Menschenliebe; in dem schrägen Blick, im Lächeln zeigte sich eine

schwärmerische Erhebung der Gefühle, die nach Worten zu suchen schien, aber zu keusch war, um sich auszusprechen. Die Schwäche, die ihn vorhin befallen hatte, schien verflogen zu sein. Er neigte sich etwas vor, sah seinen Reisegefährten ruhig an, und drückte sich den Hut in die weichen Loden.

Inwiefern irr' ich denn? fragte der Grobknöchige, nachdem er eine Weile geögert hatte.

Der Jüngling bewegte die Lippen, antwortete dann aber nicht. Er warf einen Blick auf die Sonne, und verwunderte sich. Wie lange hab' ich denn geschlafen? sagte er, wie mit sich allein. Er sah auf die Uhr. Er schüttelte den Kopf.

Nun, wie lange haben Sie denn geschlafen? fragte der Andre, der wieder seinen Käse anschnitt.

Zwei Stunden, glaub' ich; und mehr! — Das ist doch des Teufels!

Der Andre horchte hoch auf; es überraschte ihn, daß dieser Jüngling „aus einer anderen Welt“ auch so menschlich und natürlich den Teufel in den Mund nahm.

Und ich weiß nicht einmal, wie ich eingeschlafen bin, fuhr der junge Mensch fort. Es kam so auf einmal — eine Art von Schwäche — kurz, ich wurde müde. Aber ich warf mich nur ins Gras, um einen Augenblick auszuruhen. Und machte die Augen zu . . . Als ich sie wieder aufmachte, saßen Sie da und aßen; — und zwei Stunden lang hab' ich fest geschlafen!

Und Sie hungerten im Schlaf, setzte der Andre hinzu. Sie müssen schon erlauben, junger Herr, daß ich mir bei alledem etwas denke; ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen. Da irren Sie sehr, sagten Sie vorhin. Und

dazu haben Sie so ein — merkwürdiges Gesicht . . . Inwiefern irr' ich denn?

Der Jüngling hob den Kopf, wie um zu antworten, blieb aber wieder still.

Wann haben Sie denn heute zuletzt gegessen, wenn ich fragen darf?

Heute? — Der Jüngling lächelte und sah auf seine Füße, die er sacht, wie spielend, an einander rieb. Heute hab' ich noch nicht gegessen.

Was? — Noch gar nicht?

Nein.

Und wann denn zuletzt?

Wozu fragen Sie? — Sie werden die ganze Sache komisch finden . . .

Nein, sagte der Andere trocken. Ich werde die ganze Sache gar nicht komisch finden; das versprech' ich Ihnen. Also wann aßen Sie denn zuletzt?

Vorgestern Abend — wenn Sie's denn wissen wollen.

Nu, das ist mehr, als ich je geleistet habe! — Und was mich betrifft, ich that's unfreiwillig; aber Sie — Sie sehen so aus, als hätten Sie's nicht nöthig. Als hätten Sie nur zum Spaß — — Nein, nicht zum Spaß. Das ist ein dummes Wort; das paßt nicht zu Ihnen. Warum haben Sie denn gehungert? — — Sagen Sie mir das nicht? Bin ich Ihnen zu schlecht gekleidet, oder sonst zu ordinär, um mich mit einer offenen Antwort zu beehren?

Der Jüngling machte eine hastige Bewegung, seine sanften Augen blickten. Er zwang sich aber wieder zur Ruhe, indem er mit der linken Hand langsam an sich hinunterstrich. Ich werd's Ihnen also sagen . . . Aber so müssen Sie nicht reden. Was gehen Sie oder mich unsere

Kleider an? Sie sind ein Mensch, ich auch. — Warum ich hab' hungern wollen? Nun — um einmal zu fühlen, wie's thut.

Und warum wollten Sie das? Ihnen kann's ja genug sein, daß Andre dazu verdammt sind.

Das ist ja eben der Jammer, daß es Solche giebt! und daß — — kurz, daß die Einen mehr leiden als die Andren; — und daß die Andren so gern die Achseln zucken und sagen: das ist nun einmal so vertheilt, was ist da zu machen! — Es wäre aber doch wohl etwas zu machen, wenn nur Alle wollten . . . Kurz und mit einem Wort: besser muß es werden. Das Glück soll zu Allen kommen, Alle sollen gleich sein. Und Jeder muß dazu thun, was er kann!

Om! murmelte der Andere. Er warf wieder einen staunenden, halb verblüfften Blick auf diesen sonderbaren Menschen. Dann stieß er scheinbar spöttisch oder unwirsch heraus: Und darum haben Sie gehungert?

Nun ja! sagte der junge Mensch, über sich selber lächelnd. Nur so ein Versuch . . . Um es nicht besser zu haben; und um mir's wirklich vom Munde abzusparen, was ich Andren gebe. Daß ich doch sagen kann: ich hab' gefastet, damit ein Anderer satt wird. — Was wollen Sie? Warum sehen Sie mich so grimmig an?

Seh' ich Sie grimmig an? — Das wußt' ich nicht. So hab' ich's nicht gemeint. Ich dachte nur —

Nun, was dachten Sie? fragte der junge Schwärmer, da der Andere stockte.

Ich dachte nur: ist der wirklich lebendig? Solche Leute, meint' ich, hätt' es nur im Mittelalter gegeben. Herr, Sie sind also wirklich so Einer? So ein Pelikan, der sein Blut

für die Andern hingiebt — — Nein, der thut's nur für sein eigenes Fleisch und Blut. Das ist nichts Besondres. Sie thun's für die Andern, für Die, welche vor der Thür stehen. Darum auch dies Gesicht!

Was denn für ein Gesicht? — Was hab' ich denn gethan? Ich kann ja noch nichts. Ich erwerb' ja noch nichts; bin ein Student, im ersten Semester, also ein halber Mensch. Während Sie — — Sie sind doch wohl auch noch jung; aber Sie leben gewiß nicht mehr aus des Vaters Tasche. Sie bringen sich selber fort. O lassen Sie mich erst auch so Einer werden: dann — dann —

Er sprach nicht zu Ende, weil auf einmal die innere Bewegung sich nicht mehr unterdrücken ließ und durch die Glieder ihren Ausweg suchte. Er hob die Arme, bewegte sie in der Luft — mit einer gewissen ungeschickten Anmuth — und dehnte, tief athmend, die Brust. Seine Augen leuchteten, nach oben gerichtet. Der junge „Plebejer“ konnte nicht umhin, diesen schönen Schwärmer mit einer Art von Andacht anzustarren. Es rührte sich dabei auch ein Mißgefühl, das ihm etwas in die Brust schnitt; er spürte es, ohne zu fragen, was es von ihm wolle.

Nu, Sie wissen ja, ein Schelm thut mehr, als er kann! sagte er nach einer Weile, fast brummig. Wer für Andere hungern kann, der kann wohl eines Tages noch mehr. Davon reden wir noch, wenn es Ihnen recht ist. . . . Nun sollten Sie aber doch von meinem Käse essen; denn gefastet, mein' ich, haben Sie nun genug!

Apage, Satanas! erwiderte der Jüngling lächelnd, mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. — Verzeihen Sie! setzte er dann etwas verlegen hinzu.

So viel Lateinisch versteh' ich noch, sagte der Andre,

der dies „Verzeihen Sie“ wohl begriffen hatte. Ich bin auch eine gute Strecke weit durch die Schulen gelaufen; wenn ich auch als ein armer Hund im Handwerk stecken geblieben bin: Mechaniker, Kunstschlosser. Afinger ist mein Name. Rudolf Afinger.

Berthold Wittekind, erwiderte der Student mit einer Art von Verneigung.

Nicht von Adel? fragte der Andre verwundert.

Nein.

Ich dachte; wegen der Nase — und der feinen Hände . . . Also von meinem Käse wollen Sie nichts essen?

Nein, nein, nein; reden Sie mir nicht mehr zu. Oh' ich meinen Vater nicht gesehen habe, will ich nichts mehr essen. Ich war etwas hunger schwach, das ist wieder vorbei. Es thut mir gut — inwendig, mein' ich — noch etwas zu fasten. Und mein Körper ist stark, dauerhaft; viel zäher, als man ihm ansieht. Kommen Sie, wenn es Ihnen recht ist; gehn wir wieder weiter.

Also Sie haben Lust, noch eine Weile in meiner Gesellschaft zu bleiben? fragte der Kunstschlosser, wieder mit seinem irreführenden „grimmigen“ Gesicht.

Ja, ich habe Lust. Kommen, Sie Herr Rudolf Afinger!

Ich bin so frei, Herr Berthold Wittekind!

Ein etwas spöttisch klingendes Lachen folgte diesen Worten. Afinger stieß den Rest von seinem Brod und Käse mit der Hand ins Gras — schon wieder mehr Aristokrat, als zu ihm gehörte — und stand langsam, sich reckend auf. Der junge Wittekind war schon auf den Beinen. Die beiden Gestalten standen sich nun aufrecht gegenüber: die schlanke, feingebaute neben der untersehten, kraftdurchwachsenen. Wo wollen Sie denn Ihren Vater sehn? fragte Afinger.

In Grödig, an der neuen Bahn, denk' ich ihn zu finden.

Da gehn Sie also durch Anif; und bis Anif haben wir denselben Weg: von da will ich auf der Bahn nach Salzburg zurück. Denn in Salzburg wohn' ich jetzt. Als Mechaniker — und Weltverbesserer. . . . Denn ich bin auch so Einer wie Sie: ich will die Welt auch nicht so lassen, wie sie ist; will sie anders machen. Aber auf meine Art; nicht so sanft wie Sie!

Was verstehen Sie unter Ihrer Art? fragte Berthold arglos.

Der Mechaniker sah ihn, während sie schon ausschritten, von der Seite an; offenbar mit sich uneinig, wieviel er diesem jungen „Idealisten“ im ersten Anlauf davon verrathen solle. Nach einem leisen Summen antwortete er: Na, es ist ja gewiß eine schöne Sache, wenn Dieser und Jener aus reiner Menschenliebe — so, wie Sie — für die Elenden, die Unterdrückten, die Sklaven etwas opfern will; ich bin gar nicht verknöchert, Herr, ich weiß das zu schätzen. Aber so ein paar Tropfen höhlen nicht den Stein! Sie können sich als Pelikan ganz zu Tode bluten, die Welt bleibt doch so schofel, wie sie ist. Die, welche etwas haben, wollen's auch behalten; so freiwillig wie Sie geben sie's nicht her. Darum muß man nachhelfen! Und dann muß man eine solche Ordnung machen, daß dieses Unkraut von Blutsaugern, Prässern und Selbstvergötterern nicht wieder nachwachsen kann!

Wie meinen Sie das? fragte Berthold.

Der Andre antwortete nicht; er zog nur die Achseln. Nun, wie war Ihnen gestern und heute beim Fasten? fragte er dann zurück.

Wie mir war? — Berthold lächelte: Gut war mir

nicht. So krampfzig. So hohl . . . Und so wenig Leben im Kopf; bis die Phantasien kamen, die nicht enden wollten. Phantasien vom Essen und vom Trinken, mein' ich. Grausame Phantasien!

Und beneideten Sie nicht all die Andern, die was essen konnten?

Wie sollt' ich sie denn beneiden? Ich that's ja, damit Andre essen konnten. Wenn ich unterwegs ein paar alte Leute, die nach Armuth aussahen, oder ein zerlumptes Kind sah, die führt' ich zum nächsten Wirthshaus, ließ ihnen zu essen geben, und sah ihnen zu. Es that mir weh und wohl. Wunderbar that's wohl; eben weil's auch weh that. Es gab mir so eine sichere Kraft, fröhlich auszuhalten!

Aber kam Ihnen nicht die Wuth auf die Andern, die es nicht so machen, die sich übersatt fressen und uns hungern lassen?

Wuth? — Ich dachte mehr: wenn ihr wüßtet, wie so ein Opfer wohlthut, ihr ließt euer Schlemmen sein und thätet mir's nach!

Können Sie denn nicht hassen, Herr? fragte Afinger etwas ungeduldig, den Stock heftiger aufstoßend.

O ja; ein edler Haß ist auch eine gute Sache. Aber der Haß kann doch nur vernichten; und nur die Liebe kann aufbauen.

Afinger lachte kurz auf. Meinen Sie? Kann die Liebe das? — Herr Wittekind, Sie sind sehr jung. Nehmen Sie's nicht übel. Da will ich Ihnen doch gleich zeigen, wie diese schosle Welt beschaffen ist, und was darin zu thun ist! — Sehn Sie nur einmal auf; Sie haben noch gar nicht bemerkt, wo wir sind, Sie in Ihren idealen Gedanken. Das ist der Park von Anif; und das ist das

Schloß. Da wohnt auch so einer von den großen Herrn, denen unser Schweiß Milch und Honig ist, die sich's wohl sein lassen!

Sie waren einen Fußweg gegangen, der durch das gepflegte Baum- und Wiesenland in den eigentlichen Schloßgarten von Anif geführt hatte. In einem kleinen See, den herrliche alte Bäume umstanden, lag das Schloß wie eine alte Burg, vom regungslosen Wasser umflossen, durch eine Brücke mit dem Land verbunden, und spiegelte seinen Thurm, seine Zinnen, die das Sonnenlicht übergoldete, in der verklärenden Fluth. Berthold blieb betroffen stehen, mit einem Ausruf der Bewunderung.

Wie schön das ist! sagte er in jugendlicher Freude.

Ja, ja! murmelte Afinger. So sagt ihr immer, ihr geschulten Herren und gebildeten Damen: wie schön das ist! — Wer hat's denn so schön gemacht? Die „Stieffinder der Natur“ — so nennt man sie ja — die ihr Dasein verwünschen. Tausend leiden für Einen! Millionen für Tausend! Die Tausend aber sagen dann: die Welt ist schön, und der Mensch ist groß! — Da sehn Sie zum Beispiel diese Buche an; die Blutbuche hier mein' ich. Wie groß, und wie schön gewölbt! was? Und so 'ne richtige Blutbuche, über und über blutroth. Nun treten Sie aber gefälligst zwischen den hängenden Aesten durch, stellen Sie sich an den Stamm, wie ich. So. Was sehn Sie nun? Sehn Sie ein rothes Blatt? All die Blätter da, rund um Sie her und über Ihnen — zu denen die Sonne nicht durchkommt; die „Stieffinder der Natur“ — sind sie nicht alle grün geblieben? alle?

Berthold erstaunte sehr: Afinger hatte Recht. Er sah nur dunkelgrüne, wenn auch roth gerippte, Blätter, wohin

er auch sah. Daß er unter einer „Blutbuche“ stünde, wäre ihm vermuthlich nicht in den Sinn gekommen, wenn er's nicht gewußt hätte.

Nun, und wenn Sie draußen stehn, fuhr Afinger fort, indem er wieder heraustrat, — was sagen Sie dann? Dann sagen Sie wie alle Andern: das ist eine Blutbuche und hat rothe Blätter! So ist alles Betrug, Herr! in der Natur wie bei uns! — Kommen Sie, ich will Ihnen noch so einen Prachtbaum zeigen . . .

Er ging voran, zu einem gewaltigen Kastanienbaum, der sein dichtes Laub in herrlicher Rundung ausgebreitet hatte. Bitte, treten Sie auch hier gefälligst unter, sehn Sie drinnen um sich! sehn Sie überall hinauf! — Berthold that es und war überrascht: so viele verkümmerte, gelbe, herbstlich vergehende Blätter zeigten ihm ihr trauriges, verborgenes Dasein, im Innern dieser entzündenden Laubkrone.

Nicht wahr, rief Afinger aus, da sagen Sie nicht, wie schön das ist! — Und so ist's bei den andern Bäumen auch, überall; treten Sie unter welchen Sie wollen. Glauben Sie auch nicht, weil wir „Juli“ schreiben, erst die Sommerhize hätte das gemacht; das war schon im Mai so. Herr, so ist's auch bei uns! Alles ungerecht! Die Einen haben alle Sonne, die Andern nicht Einen Strahl. Die Einen grünen und gedeihn vom ersten bis zum letzten Tag, die Andern kommen schon als elende, franke Blätter auf die Welt. Warum? Weil ihnen die Andern alle Sonne nehmen. Das ändert man nicht mit der „Liebe“, Herr! Da muß was Anderes helfen!

Und was soll man denn thun? fragte Berthold nachdenklich.

Was? Luft und Licht schaffen! Die zu üppigen Zweige weghauen, damit die „Stiefzweige“ auch ihre Sonne kriegen!

Die edlen Bäume verstümmeln?

Ah bah! rief Afinger mit seiner harten, schneidenden Stimme. Was liegt daran! — In den Ofen mit ihnen, wenn nicht Licht wird für Alle!

Berthold erwiderte nichts. Er sah in das Gesicht des Andern, das sich geröthet hatte, und fühlte sich von einem heißen, fanatischen Glanz in dessen Augen getroffen, der in ihm selber etwas gefrieren machte. Dennoch fesselte ihn dieses harte, grob geformte, aber schwärmerisch vergeistigte Gesicht. Ein Kunstschlosser, dachte er, und mit was für Augen sieht er in die Welt, mit was für einem Herzen eifert er für die „Stieffinder der Natur“. Was thut denn ihr, ihr Gebildeten? ihr Reichen? Ist der da mit dem Knotenstock nicht hundertmal mehr als ihr? Er haßt euch, er will euch zu Boden drücken; aber wer ist daran Schuld?

Berthold trat schweigend unter dem Baum hervor und ging langsam weiter. Das Elend der Welt lag ihm schwer auf dem jungen Herzen. Auch der Andere schwieg, und forschte nur von der Seite in dem rosig angehauchten, erregten Antlitz. Sie gingen in gleichem Schritt nebeneinander her.

Daß Sie mich nur auch recht verstehen, sagte Afinger endlich, indem er seinen Stock langsam, von Zeit zu Zeit, durch die Luft nieder sinken ließ. Für mich will ich nichts! Ich kann mein Handwerk und ich hab' mein Brod. Ein Schloß wünsch' ich mir nicht. Ehrgeiz hab' ich nicht. Ich kann's nur nicht ruhig mit ansehen, daß die Welt verkehrt steht; und wenn ich einsehe: damit sie richtig wird, muß man sie auf den Kopf stellen, — so stell' ich sie auf den

Kopf! — Jetzt nur in Gedanken, versteht sich — aber von ganzem Herzen. Und das thun Sie auch, Herr, oder — nehmen Sie's nicht übel — oder Ihre ganze Menschenliebe ist nur Kinderei! Alte Weiber giebt's — von beiderlei Geschlecht — die wimmern und winseln so von der Menschenliebe, und stricken Strümpfchen oder schmieren Traktätchen, und legen sich dann zufrieden auf's Ohr und auf ihr „gutes Gewissen“. Zu diesen frommen Mißgeburten gehören Sie ja doch nicht. Sie mit Ihrem feinen Gesicht, Sie haben das Feuer in sich, das den Märtyrer macht. Oder wären Sie nicht ganz bereit dazu, für Ihre armen, unterdrückten Brüder sich aufzuopfern? für eine große Sache zu sterben?

Berthold begann vor Erregung leise am ganzen Körper zu zittern. Ob ich das möchte! sagte er nur, weiter nichts. Seine blassen Wangen erglühten.

Ich wußt' es ja, entgegnete Afinger. Es giebt Leute genug, die uns ausholen, die uns täuschen wollen; aber Sie können nicht täuschen. In Ihnen — — in Ihnen steckt etwas Großes, glauben Sie mir das; wenn Sie nur nicht zu sanft und fromm bei der „Liebe“ bleiben. Ich hab' einmal ein Bild vom heiligen Georg gesehn, wie er den Lindwurm tödtet; er sitzt zu Pferd, mit seinem langen Speiß; — der hatte auch so ein junges, feines, sonderbar schönes Gesicht. Nu ja, warum soll ich's nicht sagen; 's ist die reine Wahrheit; schmeicheln thu' ich nicht. Aber der schöne Jüngling, der Georg, sackte nicht lange, er stieß dem großen Ungeheuer, dem Drachen, dem Welttscheusal seinen Speer in den Leib!

O, ich wollte wohl, sagte Berthold, dem die Stimme vor Bewegung stockte. Große Dinge müssen geschehen, das weiß ich. Schonen würd' ich mich nicht!

Nun also!

Aber was soll man thun?

Afinger blieb stehn. Mit beiden Händen auf seinen Stod gestützt sah er dem Jüngling so fest und scharf in die Augen, daß dieser sich anstrengen mußte, den Blick auszuhalten. Das könnt' ich Ihnen sagen, fing er dann langsam an. Aber jetzt — — jetzt sind Sie erschöpft von dem langen Fasten; und Sie wollen zu Ihrem Vater nach Grödig, und ich muß nach Salzburg. Wie lange bleiben Sie in dieser Gegend, Herr Wittekind?

Ich weiß es noch nicht. — Nach Salzburg komm' ich ganz gewiß zurück.

Wollen Sie mich da besuchen, Herr? und noch so ein paar Schwärmer und Lindwurm tödter bei mir kennen lernen? junge Kerle von Herz, die Mark in den Knochen haben?

Wo wohnen Sie? fragte Berthold.

Am Kapuzinerberg; aber auf der Nordseite, an der Straße nach Ischl. — Er beschrieb ihm das Haus genau. — Eine kleine Bude, mein Zimmer; ich gehör' ja eben auch zu den „Stiefkindern“. Würden Sie kommen, Herr?

Ganz gewiß. Da haben Sie meine Hand!

Teufel, ist das eine feine Hand, sagte Afinger lächelnd, indem er sie mit seiner derben, rauhen Faust eine Weile umschlossen hielt. Aber das thut nichts; Sie haben das Herz auf dem rechten Fleck. Wie der Sankt Georg. Also ich zähl' auf Sie! Jeden Abend in dieser Woche, gegen sieben Uhr, träfen Sie mich gewiß.

Ich komme!

Nun, dann leben Sie wohl. Da geht Ihr Weg weiter gegen Grödig; dort liegt's. Eine gute Viertelstunde, wenn Sie ausschreiten; — ich wundre mich nur, daß Sie

nach diesen Hungertagen noch so rüstig find. Ja, ja, es ist Kraft in Ihnen. Mein Weg geht hier rechts zur Bahn. Sie müssen aber heute noch essen; lieber Herr, Sie sehn doch erbärmlich aus. Sie können Besseres thun, als fasten; und Sie werden es thun! Adieu!

Er gab ihm noch einmal die Hand, und nickte ihm zu, mit einem wirklich warmen, herzlichen Blick. Dann lüftete er höflich den Hut. Im nächsten Augenblick ging er mit großen Schritten nach rechts auf das Schienengeleise zu, auf dem eben vom Gebirge her ein Bahnzug heranrollte.

Berthold sah ihm noch eine Weile nach; darauf schritt er auch seines Weges weiter. Eine Art von Rebel lag ihm vor den Augen, ein Gefühl von Taumel im Hirn; war es nur die Hungersschwäche, die ihm wieder fühlbar ward, oder auch die Erregung, die Nachwirkung dieses merkwürdigen Gesprächs? Seine Füße gingen nicht sicher, und darum desto hastiger. Sanft Georg! dachte er; und mit halblauter Stimme sagte er dann mehrmals, wie von einer gewissen Freude trunken, vor sich hin: Sanft Georg! — Ja, etwas Großes thun; etwas thun für die arme Menschheit; sich zum Opfer bringen . . .

Er suchte den stehenden, wühlenden Schmerz nicht zu fühlen, der sich in ihm rührte. Er bemühte sich, über diesen neuen Menschen, diesen Afinger nachzudenken, sich ein klares Bild von dessen Seele zu machen: was war er denn eigentlich, dieser derbknochige, harte, aufgeregte, dann kalte, dann schwärmerisch bewegte Mensch? War er edel? gut? verbittert? rücksichtslos revolutionär? — Sein junger, unerfahrener Kopf, jezt von diesem Taumel durchwogt, konnte die Fragen nicht lösen, die Gestalt nicht fassen. Die Sonne, die ihm gegenüberstand, glühte ihm so blendend in die

umnebelten Augen; er zog sich den Hut tiefer in die Stirn und schwankte eilig auf der ebenen Straße hin.

Auf einmal war ihm, als spüre er die Nähe seines Vaters, des geliebtesten aller Menschen, und eine selige Empfindung ging ihm durch die Brust. Er fühlte keinen Schmerz, keine Schwäche mehr; er fing an zu singen. Dann war ihm, als höre er seines Vaters Stimme. Er sang lauter, wie toll, wie ein Trunkener. So kam er an den ersten Häusern vorbei, kam um die Ecke, und plötzlich lag er in Vater Wittekind's Armen.





IV.

Vor dem Wirthshaus in Grödig waren die Pferde wieder eingespannt; ein zweiter Wagen, auch ein vierfziger Landauer, kam vom Hof gefahren, für Saltner und Kathi bestimmt. Die Gesellschaft hatte sich versammelt, die Baronin Tilburg war schon eingestiegen. Saltner, der bei seinem Wagen stand, sah nach der Uhr. Der Herr Wittekind kommt nicht wieder, sagte er ungeduldig. Ich hätt' ihm so gern noch die Hand gedrückt. Zum Teufel, was für eine Hallucination hat ihn denn genarrt, daß er seinem Buben so entgegenrannte, der vielleicht noch in Salzburg steckt!

Waldburg lächelte: Sie irren; da kommen sie, offenbar Vater und Sohn. Obwohl sie auch für ein paar Brüder gelten könnten; ein saftstrophender Mann und ein seiner Jüngling. Wie dieses Landleben seine Leute konsevirte! — Freilich ist's auch nicht viel mehr als eine Räucher-kammer!

Wittekind Vater und Sohn kamen in der That von der Ecke, wo die Straßen zusammenliefen, langsam herangeschritten; sie gingen Arm in Arm, und sahen sich fast beständig in die Augen. Berthold erschien klein neben seinem

Vater; in der Art zu gehen, die Schultern zu bewegen, zeigte sich das geerbte Blut, auch das blonde Haar und der Blick konnten darauf deuten. Die Freude hatte Berthold geröthet, man sah seine Blässe und seine Schwäche nicht. Es ward ihm nicht bewußt, daß sie sich einer ganzen Gesellschaft von zuschauenden und lächelnden Menschen genähert hatten; er umschlang den Vater plötzlich und küßte ihn auf den Mund.

Nun ist's aber genug! sagte Waldburg mit seinem gemüthlichsten Lächeln, ein paar Schritte entfernt. Berthold wandte sich überrascht herum. Wittekind lachte laut.

Hier hat sich inzwischen der Feldzugsplan geändert, nahm Waldburg wieder das Wort. Herr von Saltner hat uns so anziehend geschildert, wie es bei der „Gemse“ aussieht, und unsere liebe Frau von Tarnow hat so lebhaft den Wunsch geäußert, dieses Wirthshaus einmal zu sehen, daß sich auch in der Baronin die Neugier geregt hat, die doch sonst nur bei Männern vorkommt. Kurz, wir haben Zeit, und wir fahren heute noch das Stündchen bis zur „Gemse“, und erst morgen nach Salzburg. Wie steht's mit Vater und Sohn? Schließen sie sich an?

Wittekind blickte auf Saltner und auf die blasser „Amerikanerin“; die Beiden sahen sich eben flüchtig in die Augen, aber, wie es ihm schien, mit heimlichem Einverständnis. Will Frau von Tarnow auf einmal zur „Gemse“, dachte er, weil der Alte hin will?

Er wußte noch nicht, was er erwidern sollte, als Saltner auf ihn zutrat. Machen Sie uns die Freude! sagte der Alte herzlich; wenn Sie nicht durchaus die nächsten vierundzwanzig Stunden mit Ihrem Junfer allein sein wollen, so lassen Sie mir, und uns, auch etwas davon zu-

kommen, und fahren Sie mit! Das da ist mein Wagen. Platz genug, wie Sie sehn. Ich müßte doch eigentlich den „Muttersohn“ etwas kennen lernen. Morgen sind Sie dann frei und vergraben sich mit ihm, wenn Sie wollen, in den „Wunderberg“!

Wie denkt Wittekind junior? fragte der Vater lächelnd. Berthold hatte mittlerweile die schöne blonde Frau und Kathi's braune Augen gesehen, sagte sich schnell und nickte.

Aber du solltest erst etwas essen — und trinken —

O nein, sagte Berthold rasch. Noch nicht. Ich hab' weder Hunger noch Durst. Bin überhaupt gesünder, als du glaubst — als ich selber wußte. Fahren wir nur mit!

Gut; wir sind also entschlossen, sagte Wittekind. Heute thät' ich nichts ohne meinen Sohn. Der will. Also die Firma will. Sind wir den Herrschaften willkommen, so sind wir bereit!

Alles stieg in die Wagen; er selber zu seinem alten Herrn, indem er sich im Stillen sagte, daß es ihn doch auch locke, der blassen Frau und ihrem Geheimniß eine Strecke weit nachzugehen. Kathi, die sich bisher in bescheidener Entfernung gehalten hatte, kletterte auf den Bod. Sowie Berthold das wahrnahm, zuckte es unwillig über seine Stirn; er hatte gesehen, wie gut sie gekleidet war und wie herzlich der alte Saltner mit ihr geflüstert hatte; sollte sie nun als „Paria“ behandelt werden? Er neigte sich zu seinem Vater hinüber und sprach ihm ins Ohr.

Wittekind lächelte, blickte dann auf das Mädchen und auf Saltner. Was giebt's? fragte dieser.

Der junge Demokrat da meint, sagte Wittekind leise, Ihre kleine Freundin Kathi sollte bei uns sitzen; — und ich mein' es auch.

«Si, dann soll sie's auch!» rief Saltner sogleich mit seiner Kraststimme aus. «Kathi, komm herein!»

«Ich sitz' gut auf dem Boß», antwortete das Mädchen.

«Widerspruch und kein Ende!» rief der Alte. «Im Augenblick kommst du, oder ich hol' dich im Namen des Geseßes!»

Kathi kam, und nahm mit einem reizend verlegenen Lächeln neben dem schönen jungen Menschen Platz, den sie mit heimlicher Bewunderung betrachtete. Der Wagen setzte sich in Bewegung, dem andern voraus, gegen die südlichen Berge zu. Wie in halbwachem Traum fuhr Berthold dahin; nach der taumeligen Wanderung so bequem in einem tiefen, weichen Wagensitz ausgestreckt, die theure Gestalt des Vaters sich gegenüber, neben sich das Mädchen mit den feurigen Augen, von dem ihn ein Duft der Jugend und Gesundheit anslog. Die Sonne zehrte nun nicht mehr an seinem Hirn, sie wärmte nur; das erhabene Felsenloß des Untersbergs, unter dem sie hinfuhren, das weite leuchtende Land, Alles so festlich schön, ließ ihn das ganze „Weltelend“ vergessen. Wie männlich schön war sein Vater; und wie liebte er ihn . . . Er lächelte ihm zu, nahm seine niederhängende Hand, hielt sie in der seinen. Heute Abend, dachte er, sage ich ihm Alles, auch daß ich gehungert habe — und noch hungere; vorhin beim Wiedersehn konnt' ich's ihm nicht sagen! Da erklärt' ich ihm nur, es gehe mir schon gut; und das war keine Lüge. Wie könnt' ich es sonst so gut ertragen, ein paar Tage zu fasten? Mir ist so wunderbar wohl . . . Es war ihm, als sättigte ihn die herrliche, reine Luft, das Gefühl der Freude, der Jugend, des Glücks, der sonnenwarme Krastgeruch, der von den Wiesen und Getreidefeldern herauflieg, auch dieser Lebensduft, den das junge Mädchen zu seiner Rechten auszuathmen schien. Und

wie edel und weise ihn der Vater erzogen hatte, dachte er dann nieder, da es in seinem Geist immer hin und her sprang; wie er von den ersten Jahren an Alles auf die Liebe und das Ehrgefühl gestellt, sich immer an das Herz, den Verstand, die Einsicht, an alles Gute und Edle in der jungen Seele gewendet, ihm die Lüge als das Erbärmlichste auf Erden von Grund auf verleidet hatte. Dafür liebte und ehrte er nun diesen Mann da gegenüber, seinen besten Freund, über alle Maßen . . . Und wie lieblich sie zwitscherte, da sie mit dem weißbärtigen, merkwürdigen Alten sprach, diese kleine Kathi. Wie sonderbar ihm zu Muth war, als sei er in sie verliebt. Ein anderes Gefühl aber mischte sich mit diesem; es kam nicht aus der Herzgegend, doch aus deren Nähe. Ein sehnsuchtsvolles, nagendes Gefühl . . . Schiller'sche Verse fingen an zu klingen, über die Mutter Natur:

— — erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe . . .

Ja, ja, Hunger und Liebe! Auch Hunger. Da kam er wieder, und wie! — Was hatte vorhin der Weißbart zur holden Kathi gesagt, als sie einstiegen? „Kun, kleine Kellnerin? Vormwärts!“ Also Kellnerin. Wie gut. Ja, der alte Schiller hat Recht: Hunger und Liebe! — Mit matten, halbgeschlossenen Augen so denkend, wandte sich Berthold nach rechts, und in einem träumerischen Durcheinander zärtlicher Gefühle flüsterte er Kathi zu: Liebes gutes Fräulein! Giebts da oben auf der „Gemse“ auch Beefsteaks?

Sie lächelte und nickte. Was für ein holdes, herzliches Lächeln! dachte er und fühlte sich halb beruhigt. Er nickte wieder liebevoll dem Vater zu, dessen Augen ihn anstrahlten. Nur reden mochte er nicht; es war ihm lieb, daß die An-

bern miteinander sprachen. Als er die Augen, die ihm zugefallen waren, wieder öffnete, schien er eine Weile geschlafen zu haben: denn der Wagen hielt, der alte Herr stieg schon aus. Auch der andere Wagen kam heran und hielt. Sie befanden sich auf einem ansteigenden Platz in einem kleinen Städtchen, wie es schien; die Häuser standen Wand an Wand, schöne alte Wirthshauszeichen, kunstvoll aus Eisen geschnitten, leuchteten in zierlichen Bindungen in der blauen Luft. Grüne, zum Theil bewaldete Hügel erschienen oben über den Häusern.

Warum steigen wir denn aus? fragte die Baronin vom andern Wagen herüber. Sind wir denn schon am Ziel?

Das nicht, antwortete Saltner, fast etwas verlegen. Aber diese großen, schweren Wagen können hier nicht weiter; der Weg zur „Gemse“ hinauf ist für sie zu steil. Für uns, Frau Baronin, ist's ein Kagensprung. Zehn Minuten, so sind wir auf der Höhe!

Das sind merkwürdige Kagen, sagte die Baronin leise zum Baron (doch Berthold's scharfes Ohr konnte es hören), die zehn Minuten lang springen! — Nun, in Gottes Namen!

Die Dame setzte sich mit elegischer Langsamkeit in Bewegung; Saltner schritt voran, die Anderen folgten. Es war ein unglückliches Wort gewesen, das von den „zehn Minuten“; denn für rüstige Fußgänger waren es gewiß nicht mehr; aber für eine Gesellschaft, zu der die Baronin Tilburg gehörte, genügte kaum eine halbe Stunde. Der Weg wand sich in rascher Steigung an einem Hügel hinauf, den ein Bauernhaus krönte; indem er das Städtchen und den stark strömenden Fluß unter sich zurückließ, gewann er die schönsten Fernblicke in's Gebirge und nach Salzburg zu;

Die seufzende Baronin aber, ihr leuchtender Gemahl und der zuweilen stöhnende Waldburg hatten keine Augen dafür, sie rasteten nur — und oft — um einander klagende Blicke zuzuwenden oder gegen den „verrückten Riesen“, den „Bergfex“ heimliche Vermünsungen auszustoßen. Auch Berthold wußte nicht, wie ihm war: so matt, so schwer stieg er aufwärts; er, sonst ein Fußgänger und Bergsteiger wie sein Vater, elastisch wie eine Feder, er fühlte jeden Schritt. Seine Kniee zitterten bald; sein Kopf war wie ausgepumpt, seine Glieder schmerzten. Er schwankte zuweilen, einer Ohnmacht nahe. Nur sein Ehrgefühl, zäher als er selbst, blieb wach und trieb ihn immer wieder eine Strecke weiter, heimlich, ohne ein Wort. Sie hatten endlich die letzte Windung überstanden und sahen an der Straße ein sehr einfaches, unmalerisches Haus, das sich mit großen Buchstaben das „Wirthshaus zur Gemse“ nannte. Ein offenes Gärtchen stieß daran, und über diesem erhob sich ein kleiner, länglicher Fels, aus dessen Bäumen und Büschen ein halb steinernes, halb hölzernes, mit Schindeln gedecktes Häuschen im schlichtesten Alpenstil sehr anmuthig hervorblickte.

Das ist Ihre „Gemse“? fragte die Baronin mit vernichtender Langsamkeit, und mit der klagendsten Miene der Enttäuschung.

Treten wir in den sogenannten Garten ein, um wieder zu Menschen zu werden, sagte Waldburg. Eine Flasche Champagner, wenn ich bitten darf!

Ein gutes Bier können Sie haben, bemerkte Kathi schüchtern.

Waldburg warf ihr einen Blick zu, wie wenn er sich an ihren rothigen Wangen, ihren Kirschlippen für den

mangelnden „Sekt“ schablos halten wollte; die Baronin aber trat mit der Majestät einer gefangenen Fürstin in das Gärtchen ein. Ueber die Hecke weg sah sie in die Ferne. Sie haben Recht, sagte sie zu Saltner, Berge sieht man von hier; aber leider die unbedeutendsten, unschönsten im ganzen Salzburger Land. Wo haben Sie denn in aller Eile die herrliche Aussicht versteckt, die Sie uns von hier versprochen hatten!

Von dem Felshäuschen da oben, meine Gnädige, erwiderte Saltner, der seine mächtige Gestalt etwas geknickt nach vorn hängen ließ; oder von der „Hedwigsrube“ da rechts, noch zehn Minuten höher!

Das gefällt mir an Ihnen, sagte die Baronin, daß Sie noch den Muth haben, von „zehn Minuten“ zu sprechen! — Nein, lieber sterben, als noch eine von Ihren zehn Minuten steigen. Hier sitz' ich, hier bleib' ich. Ach, meine liebe Marie, wären wir in Salzburg!

Frau von Tarnow schwieg; sie wagte auch nicht, Saltner anzusehn. Tilburg nahm einen der roh gezimmerten hölzernen Stühle in die Hand, betrachtete ihn kritisch, sah wie gelangweilt umher, und gähnte. Wittekind, den diese Gesellschaft halb verdroß, halb belustigte, trat nun auch in das Gärtchen ein: Ich muß um Entschuldigung bitten, sagte er, wenn ich bei alledem dieses Plätzchen heimlich und poetisch finde. Auch bitt' ich unsern werthen Führer, noch nicht an uns zu verzweifeln: zu einer letzten kleinen Anstrengung bis zur „Hedwigsrube“ raffen wir uns wohl noch auf!

Die blasse Frau von Tarnow nickte ihm eifrig zu; ihre Wangen waren durch die Bewegung aufgeblüht, was sie sehr verjüngte. Ich halte ja niemand zurück, sagte die

Baronin gutmüthig, wiewohl noch immer elegisch. Steige wer steigen kann; — Sie auch liebe Marie, Sie auch. Man soll mich ruhig allein lassen; ich gehe ins Haus, strecke mich auf ein Sopha — wenn es hier so üppige Lurus-Artikel giebt — und entferne mich für eine Weile aus dieser ewigen Lust!

Von Kathi geführt zog sie sich ins Haus zurück, nur noch einmal, aber tief nach „ihrem Salzburg“ seufzend. Die Gesellschaft ging weiter, Saltner wieder voran; nach wenigen Schritten verließen sie die Straße und stiegen auf einem Fußpfad aufwärts, dem an der Berglehne hängenden Buchenwald zu. Die Sonne war verschwunden, aus nahen Schluchten kam eine erfrischende Kühle, die erste an diesem Tag; in dem Wald aber schien die Sonnenwärme noch ungestört zu schweben und zu brüten. Als sie ihn erreicht hatten, ging Waldenburg mit seinen schweren, majestätischen Schritten sogleich auf eine Bank zu, die unter den ersten Bäumen am Rand einer Wiese stand, setzte sich und streckte die langen Beine aus. Wozu weiter schweifen? sagte er. Auch von hier hat man ja eine wohlherzogene, stilvolle Aussicht. *J'y suis et j'y reste!*

Baron Tilburg ließ sich sofort neben ihm nieder, lächelte und gähnte. Wittekind zuckte die Achseln und stieg neben Frau von Tarnow weiter in den Wald hinein. „Entnerote Großstädter!“ dachte er. Gleich darauf hörte er Saltner, der vorausging, murmeln: „Verfettete Byzantiner!“

Der Fußweg schlängelte sich sehr angenehm, wohlgepflegt, zwischen den Buchen hinauf, die sich, so gut wie es ging, in den steinigen Abhang eingegraben hatten und ihn mit ihren Wurzeln bedeckten. Mit wahren Riesenschritten stieg

der Alte voran; die blasser Frau folgte aber so leichtfüßig, daß Wittekind, den der lange Wandertag doch ermüdet hatte, nur mit Mühe an ihrer Seite blieb. Er erstaunte über ihre kräftige Lunge, und freute sich, wie jugendlich lebendig die schlankc Thusnelde-Gestalt dahinschritt. Es währte nicht lange, so hatten sie das Ziel, die „Hedwigsruhe“, erreicht: einen gelichteten und geebneten Vorsprung, den man mit Tischen und Bänken ausgestattet hatte. Rückwärts und höher, unter den Bäumen, stand eine lustige Laube oder Hütte aus Fichtenzweigen, mit Baumrinden gedeckt. Unter dem Vorsprung stürzte der Waldberg nach Osten und Süden jäh in die Tiefe; trat man an das schützende Geländer, so sah man auf den grauen Fluß und auf das Städtchen hinab, an dessen Häusern er hinsaß. Ein hochgethürmtes Kloster leuchtete auf einem sanften, grünen Hügel, von dem es die Stadt beherrschte. Fern im Norden schwamm die Salzburger Feste im letzten sonnigen Licht; im Süden aber erhoben sich lange Mauern und mächtige Gipfel felsigen Gebirgs, und die Gletscher des Dachsteins, im schönsten, rosigsten Roth, stiegen über fichtenschwarzen Bergrücken wie Grenzwächter eines fernen Landes in den erblässenden Himmel.

Freilich ist das schön! sagte Frau von Larnow leise. Sie trat dann einen Schritt zurück, denn der Blick auf den jähcn Absturz schien ihre erregten Sinne doch etwas zu verwirren.

Wittekind schaute nach allen Seiten umher, und sah sich dann zu seiner Verwunderung mit der Dame allein. Saltner war verschwunden. Und wo ist denn mein Sohn geblieben? fragte Wittekind laut.

Ich hab' ihn nicht mehr gesehn, seit wir aufwärts

stiegen, erwiderte Frau von Tarnow. Uebrigens hab' ich auch nie zurückgeblüht. Was für eine merkwürdige Erscheinung, Ihr Sohn; wie zart, und wie liebenswürdig. Beinahe hätt' ich gesagt: wie holdselig!

Von ihrer Stimme gesprochen klang dieses Wort: „holdselig“ gar rührend und gut. Ich danke Ihnen als eitler Vater, sagte Wittekind, der zu lächeln suchte.

Bitte, erwiderte sie, sprechen Sie nicht so. Zwischen Ihnen und Ihrem Sohn ist — — Ich hab's ja gesehn, wie Sie beide kamen; Arm in Arm, so innig, so — brüderlich, so glücklich. Ach, es muß wohl eine Wonne sein, wenn sich Vater und Sohn so von Herzen lieben!

Wittekind erstaunte, mit welcher Bewegung die junge Frau dies sagte. Ihre Stimme erzitterte. Er stand neben ihr und sah nur ihr Profil; er glaubte aber eine Thräne, einen zarten, regungslosen Tropfen in ihrem Auge zu sehn. Was ist das nun wieder? dachte er. Warum rührt es sie so, an die Liebe zwischen einem Vater und seinem Sohn zu denken?

Die Dame wandte sich eine Weile von ihm ab; sie schien ihre Augen wie zufällig mit den Fingern zu berühren; Wittekind sah eine nicht kleine, auch nicht sonderlich schmale, aber wohlgebildete und charaktervolle Hand. Sie hatte, während sie heraufstiegen, nur von Dingen, die nichts bedeuten, von den kleinen Reiseerlebnissen gesprochen. Jetzt sah sie ihn auf einmal mit einem ernstern Frageblick an und sagte, etwas zögernd:

Sie sind also ein Jugendfreund des Geheimraths von Waldburg?

Von der Schule her, erwiderte Wittekind. Das heißt, auf der Schule kamen wir einander nicht sehr nahe (außer

mit den Fäusten, dachte er); Waldburg war der Ältere, und Geschicktere; unternehmend, witzig, frühreif, schon damals voll ehrgeiziger Träume und Gedanken; und was man so gewöhnlich „Ehrgeiz“ nennt, das hat mich nie gequält. Aber auf der Universität trafen wir uns wieder; und hernach auf Reisen. Der Unterschied der Jahre, der war ausgeglichen; der an Geist und Witz freilich, der blieb. Keiner von uns allen, die mit einander jung waren, kam ihm darin gleich; er hatte Geist für Zwei, und schon als junger Mann hatte er die Kunst, die Menschen so zu führen, wie es ihm dienlich ist, und aus der Welt das zu machen, was er von ihr will!

Frau von Tarnow erwiderte nichts, sie ließ nur einen unverständlichen, leisen Laut vernehmen und sah auf den Mond, der als blasser, noch nicht ganz gefüllte Scheibe über den östlichen Bergen schwebte. Wittekind fuhr fort von Waldburg zu sprechen; er erzählte heitere und witzige Geschichten, die seiner Gewandtheit und Geistesgegenwart alle Ehre machten. Eine Weile hörte sie zu, ohne sich zu rühren. Dann entfuhr ihr aber eine ungeduldige Bewegung, und mit einem eigenthümlichen Ausdruck von edler Traurigkeit legte sie sich eine Hand an die Wange. Warum reden Sie so obenhin zu mir? sagte sie, ihn fest anblickend. Denken Sie, ich weiß nicht, daß er einen guten Kopf, aber kein gutes Herz hat?

Ueberrascht starrte Wittekind sie an. Sie erröthete leicht; sonst war ihr Gesicht wieder so blaß, wie da er sie zuerst gesehen hatte. Eine Welt von Schicksalen und Schmerzen schien auf diesem jungen Antlitz zu liegen. Er mußte nicht, was er denken, was er sagen sollte. Sein Herz zog sich zusammen; — warum? — — Verzeihen Sie, sagte er end-

lich, um etwas zu sagen. Ich mußte nicht — — Wie lange kennen Sie ihn?

Kurz — und lang! antwortete sie langsam. Aber Andre — — Andre kennen ihn, setzte sie wie sich verbessernd hinzu. Sind Sie anderer Meinung? Glauben Sie an sein Herz?

Sie blickte ihm in die Augen, als wünschte sie darin etwas Tröstliches zu lesen. Wittekind's Staunen und Verwirrung wuchs. Nicht weil er sich zu einer Fremden über den „Jugendfreund“ offen äußern sollte: er war gewohnt, aufrichtig zu reden, und diese ernste junge Frau schien ihm gar nicht mehr fremd zu sein. Es beklemmte ihn nur ein banges Gefühl: was war dieser Waldburg ihr?

Das letzte Licht auf den Dachstein = Gletschern war unterdessen erloschen, farblos und kalt dämmerten sie aus der blassen Ferne. Wittekind hob eine Hand und deutete hinaus. Mit etwas unsicherer Stimme sagte er: Sehn Sie, wie die Eisfelder kalt geworden sind. Vorhin, als sie so schön rosig beleuchtet waren, sahen sie fast warm aus. So ungefähr dachten wir auch von Freund Waldburg's Herzen, als noch der erste Glanz der Jugend — — Sie verstehen, wie ich's meine. Jetzt denk' ich: kalt wie Eis.

Sie antwortete nicht. Ein flüchtiger Schauer schien nur über sie hinzusiegen. Sie hatte auf einer der Bänke gesessen; leise und langsam erhob sie sich und trat wieder an das Geländer, das aus Fichtenästen roh gezimmert war. Vor sich hin murmelte sie: Und ich muß doch versuchen . . .

Indessen wie vor ihrer eigenen Stimme erschreckend brach sie wieder ab.

Was ist ihr Waldburg? dachte Wittekind wieder. Was mir da durch den Kopf fährt, das ist ja verrückt . . .

Sagte er mir nicht selbst in Grödig: „Lieber Freund, ich wollte, ich wüßte, was ihr fehlt?“ Und „um sie zu heilen,“ setzte er mit seinem Don Juan-Gesicht hinzu. Also er wünscht etwa; weiter nichts . . . Aber was fragt sie dann so? Was bewegt sie so? Was will sie „versuchen“?

Der Mond hatte mittlerweile, da die Nacht hereinsank, Gold und Glanz gewonnen; er schwebte höher hinauf, die Schatten, die man sah, waren Mondesschatten, die Farben der Häuser, der Dächer, der Felder, Straßen und Berge schienen die Wirkungen seines Lichts zu sein. Frau von Tarnow, beide Hände auf das Geländer gelegt, starrte in die Tiefe. Wie anders die Welt nun aussieht! sagte sie nach einer Weile, offenbar um das Gespräch über Waldenburg zu beenden.

Der Mond hat sie nun, entgegnete Wittekind.

Ja, nun hat sie der Mond. Wie blaß, wie schwach nun da unten alle Farben sind. Das Haus da am Wasser, es erscheint wohl noch gelb, und sein Dach noch roth; und die Bäume grün; aber Alles doch nur wie eine Ahnung von dem, was es war. Wie Farben ohne Körper — oder ohne Seele. Nicht wahr?

Wittekind nickte nur. Alles, was diese Frau da sagte, ging ihm so eigen durch's Herz.

Wenn das nun immer so bliebe, fuhr sie leiser fort; wenn das unser Tag wäre — unser einziger! Eine Art von Tag wäre es ja auch. Wir gingen „im Licht“ umher, könnten Alles sehen und erkennen. Wir könnten auch sagen wie jetzt: das ist gelb, das ist roth. Und wenn wir keine Erinnerung an die Sonne hätten und all die glühenden Farben, so würden wir ja wohl auch mit diesem Dämmerlicht ganz zufrieden sein.

An was gewöhnte sich nicht der Mensch! murmelte Wittekind.

Und wenn es nun auch in uns ebenso würde, wie draußen! fuhr sie nach kurzem, träumerischem Sinnen fort. Alles Dämmerung, Frieden. Mondseelen, statt Sonnen-seelen; ohne Sonnenschein, aber auch ohne Feuer, ohne Gluth, ohne Leidenschaften. Man ginge so still dahin; etwas schattenhaft — aber man wüßte es ja nicht anders, man vermisse ja nichts. Ach, es wäre wohl —

„Gut“, wollte sie sagen; aber sie sprach es nicht aus. Mit einer plötzlichen Bewegung, die noch viel von der „Sonnenseele“ hatte, schüttelte sie sich. Nein, es wäre nicht gut! sagte sie mit stärkerer Stimme. Wozu dann noch leben? Dann lieber gleich ganz todt. Nein — es muß nun so bleiben wie es ist . . .

Aber ich kann den Mond nicht mehr sehn! setzte sie hinzu, indem sie Kopf und Schultern wieder schüttelte. Sie wandte sich ab. Nun erblickte sie den vom Mond beleuchteten Saltner, der von der Hütte her über den schrägen, steinigen Boden langsam herunterkam, und dessen weißer Bart in diesem Licht fast geisterhaft schimmerte. Sie stieß ein paar Worte aus, die Wittekind nicht verstand.

Ich saß da in der Hütte, sagte der Alte ruhig; in Erinnerungen. Ein Abend, der sich dazu eignet!

Frau von Tarnow sah ihn schweigend an. Obwohl die Beiden weder durch Worte, noch durch Geberden ihren Gedanken verriethen, fühlte Wittekind doch, daß sie den Wunsch hätten, eine Weile allein zu sein. Er blickte in die Senkung und zum Wirthshaus hinunter, in dem nun schon Lichter glänzten, und warf wie verloren hin: Man muß wohl nach Hause gehn. Darauf schritt er langsam auf die

Bäume zu und betrat wieder den Waldweg, den der Mond beschien.

Die Weiden blieben stehn. Witterkind ging weiter. Er sah nicht zurück; in seine eigenen Gedanken über Mond- und Sonnen-Seelen versinkend. Es schreckte ihn dann aber ein unerwarteter, zitternder Ton auf, der wie plötzliches Weinen klang; unwillkürlich blickte er zurück. Zwischen den Bäumen durch sah er, wie die junge Frau sich an die hohe, breite Brust des Alten warf, und er konnte sich nicht täuschen: sie schluchzte, laut und unaufhaltsam. Saltner hielt sie stumm in seinen Armen, ohne sich zu regen.

Witterkind trat geschwind tiefer in den Waldschatten, wieder abgewandt. Dann ging er mit möglichst leisen Schritten bergab; sein Herz fühlte er klopfen.





V.

In dem hölzernen, offenen „Salettl“ des Wirthsgartens, das an das Haus angebaut war, brannten schon die Windlichter; Berthold saß ganz allein an einem der drei runden Tische, vor einem Gläschen rothen Tiroler Weins. So fand ihn Wittekind, als er in das Gärtchen eintrat. Junge, wie kommst du hierher? fragte er. Warum bist du unterwegs wieder umgekehrt?

Der Jüngling ward roth, aber in sorgloser, weinstroher Heiterkeit. Das will ich dir sagen, Vater: weil ich Hunger hatte. Einen solchen Hunger, daß — — Heute Abend, vor dem Schlafengehen, erzähl' ich dir alles; komm, trink auch ein Glas!

Und du hast schon gegessen?

Ja. Die gute Kathi hielt Wort: ein Beeffleak. Sehr geschwind; und gut. Und einen Eierkuchen. Eine Weile hat sie mir zugehoben; dann verschwand sie plötzlich. Ich bin wieder ein Mensch!

Ich hätte dir auch gerne zugehoben, sagte Wittekind lächelnd. Wir wollen dich nun oft so zum „Menschen“ machen! — Auch in ihm regte sich der Hunger. Er rief

eben nach dem Wirth, als vom Hause her, um die Ede, Zilburg's und Waldburg kamen; die Baronin frisch und freundlich und wie aufgeblüht. Es verlangte sie aber leidenschaftlich „in die Luft hinaus“. Wir haben inzwischen für die Nachtquartiere gesorgt, sagte Waldburg; da in dieser Herberge nur drei Zimmer sind — von der rührendsten Unschuld und Einfachheit — so werden die Damen und der Herr Baron unten im Städtchen übernachten. Uns Andern hat der kleine gute Hausgeist, die Kathi, hier oben vertheilt. Du mit deinem Sohn im Hauptzimmer, das zwei Betten hat; der Riese in seinem angestammten Bett nebenan; im dritten Kämmerlein ich. So beschlossen und angeordnet, weil ich morgen in aller Frühe die Bergbesteigung nachholen und auf der „Hedwigsruhe“ auch meine Andacht verrichten will.

Wer dir das glaubt! dachte Wittekind. Du hast irgend einen andern Grund, in so einem unwürdigen „Kämmerlein“ zu übernachten und dich von deiner Gesellschaft zu trennen . . . Nun, was geht's mich an?

Die Baronin fragte nach Marie; in diesem Augenblick erschien sie mit Saltner, von der Straße her, wieder mit ihrem ruhigen, verschlossenen Gesicht. Auch der Wirth kam, und eine Alte, die Getränke und Speisen brachten; Kathi ward nicht sichtbar. Man begann sich zu stärken, Alle hungerten; in ihrer zarten, schwachtenden Weise griff auch die Baronin zu, die jetzt diesen „Aufenthalt“ sehr idyllisch fand. Nur empörte sie sich, da der Mond so herrlich herabscheine, über das „ewige Lampenlicht“ (es waren übrigens Kerzen), und auf ihr Verlangen wurden die Windlichter ausgelöscht. Es währte aber nicht lange, so fand sie dieses „Halbdunkel“ unleidlich, und die Herren zündeten die Wind-

lichter wieder an. Die Gesellschaft saß im Salettl, an zwei Tischen; der dritte war leer. Im Gärtchen hatten sich allmählich allerlei Gäste, bäurische und städtische, eingefunden, und begnügten sich fast alle mit dem Mondlicht, das ihre Biergläser und Weinfläschchen versilberte; Einige saßen auch am Fels, im tiefen Schatten, man bemerkte sie kaum, hörte nur ihr Plaudern und Lachen.

Es trat dann aber noch eine Gesellschaft ins Salettl ein, grüßte zutraulich-linkisch und pflanzte sich breit um den dritten Tisch. Ein graubärtiger Bauer war's mit seiner Bäuerin, die eine Brille auf der Nase hatte, ein fast ausgewachsener Bub und ein kleinerer, alle in der landesüblichen Tracht, die Buben mit Alpenstöcken. Sie forderten zu trinken, unterhielten sich laut in breitem Dialekt; wandten sich dann auch ohne Weiteres an den Nachbartisch und sprachen besonders in Saltner hinein, der ihnen zunächst saß. Um Gottes willen! was ist das? flüsterte die Baronin, der auf einmal das „Jdyll“ hier oben shocking wurde. Ist das in der „Gemse“ Stil? Wir müssen wohl gar noch aus Einem Seidel trinken? — Der Baron bewegte sich auf seinem Stuhl, als werde es hohe Zeit, sich zu entfernen. Indessen rückte der alte Bauer, in wachsender Zutraulichkeit, näher an Saltner heran; beklagte sich über das theure Bier und die schlechten Zeiten, in einem dumpfen Baß, der sonderbar gedrückt und heiser klang, und schlug endlich dem alten Herrn mit schwerer Hand auf das Knie.

Dies war doch auch Saltner'n überraschend; er stand auf. Wären wir doch in Berchtesgaden geblieben! seufzte die Baronin. Auf einmal schlug der Bauer eine helle, herzliche Lache auf, und drei andere helle Stimmen lachten mit. Der Bauer zog sich den grauen Bart vom Kinn und nahm

seinen Hut ab. Man erkannte Kathi's braune Schelmenaugen und ihr rosiges, von kindlicher Heiterkeit strahlendes Gesicht. Schönen guten Abend all den verehrten Herrschaften! sagte sie in ihrem besten Hochdeutsch, aber mit ihrer natürlichen Stimme.

Das ist die Kathi! rief Saltner aus, zog die Brauen auf und nieder und lachte. Gut gespielt, Teufelsmädel du! — Wer sind denn die Andern? — Er versuchte der Bäuerin die Brille von der Nase zu nehmen; sie trat aber zurück und zog sie sich selber ab. Mich kennen Sie wohl nicht mehr, sagte sie und knigte; bin die Wabi vom Wehlweg. Und der große dumme Bub' da, das ist meine Schwester. Und der andere Bub' ist der Riesenbauer-Franzi!

Ja freilich, ja freilich, sagte Saltner, der sich vor jedem dieser vier Komödianten aufpflanzte und ihm in die lachenden Augen sah. Wie das spielen kann! Ich hör' euch alle reden und erkenn' eure Stimmen nicht! Ich schau' wohl sechsmal hin und bleib' so blind wie 'ne Schnecke! — O ihr Possenspieler! Wie kommt ihr dazu, im Juli Fasching zu machen?

Wie wir dazu kommen? fragte Kathi, die nun wieder ernst und sittig dastand und in dem langen Bauernrock, den vertragenen Kniehosen, der grauen Perrücke um so drolliger aussah. Haben Sie denn vergessen, Herr von Saltner, daß Ihr Namenstag ist? Dasmal fiel uns halt nichts Anderes ein, als das Bauernspielen. Die Wabi und die Andern haben mitgethan mir zu Lieb' — und weil hier Alle Sie gern haben. Die Wabi ist in Sie verliebt, setzte die Schelmin hinzu. Geben Sie nur nichts drauf, wenn sie's läugnen will. Schau'n Sie, wie sie roth wird! Roth werden

— sie sprach jetzt in etwas gekünsteltem Hochdeutsch —
Noth werden ist, wie der Herr Lehrer sagt, das erste Zeichen
der Liebe. Er hat aber auch noch ein kleines Gedicht auf
diesen Tag gemacht; und das möcht' ich Ihnen aussagen,
lieber Herr von Saltner, wenn Sie nicht meinen, es schickt
sich nicht vor den hohen Herrschaften!

Ei, es schickt sich wohl, sagte Saltner gerührt. Die
Herrschaften werden dich und mich wohl nicht auslachen,
Kathi; — na, und wenn sie's thäten, dann wären wir
stolz und machten uns nichts draus. Willst du mir durchaus
noch so was Zusammengedichtetes vorzwitschern, dann thu's.
Ich halte still!

Die Baronin klatschte gnädig ermunternd in die Hände:
Das ist ja ein allerliebstes Idyll! Nur zu, Kleine, nur zu!
— Kathi nahm sich zusammen, wollte ihre Schürze glatt
streichen, merkte nun, daß sie über einen alten Bauernrock
fuhr, lächelte und fing an. Es war ein Gedicht „zur Feier
des hohen Namensfestes“, offenbar aus einem Buch für
solche und ähnliche Feste entlehnt, aber für den besonderen
Fall ein wenig umgedichtet. Kathi sprach es fließend, sie
hatte es gewiß fleißig eingelernt; die natürliche Anmuth
ihrer Rede aber war wie weggewischt, sie trug die Verse,
die nichts als gereimte Redensarten waren, mit einem schwer-
fälligen Brunt vor, den sie vermuthlich herumziehenden
schlechten Schauspielern einmal abgelauscht hatte. Als sie
zu Ende war, athmete sie tief. Nun sah sie auch wieder
den Alten mit ihrem treuherzigen, hold guten Blick an.
Kathi! Kind! Was hast da alles zusammengerebt! rief
Saltner aus, nahm sie bei den Ohren und küßte sie auf
den Mund; sie hielt lächelnd still.

Der Glückliche! murmelte Waldburg.

Kathi legte ihren Bart wieder an, und indem sie zum närrischsten aller Greise wurde, ward sie zugleich blutroth wie ein Kind. Nach einem offenherzig befangenen Umherblicken fing sie zaghaft an: Wir hatten jetzt eigentlich noch — Aber es macht sich halt nicht.

Was macht sich nicht? fragte Saltner.

Damals wollten Sie durchaus, daß wir Steirisch tanzten; dumme Mädeln haben Sie uns geheißen, weil wir keine Kuraßh hätten. Wir trauten's uns halt nicht! Aber jetzt haben wir's ordentlich gelernt. Und Sie sind so gut. Darum dachten wir — — Aber es geht nicht!

Warum nicht?

Weil hier im Salettl die hohen Herrschaften sitzen; und drin in der Wirthsstuben, da ist's natürlich zu heiß.

Saltner blickte stumm auf die Baronin. Die war aber schon aufgestanden, sie hatte offenbar ganz vergessen, daß sie leidend war: Soll hier im Salettl Steirisch getanzt werden? Dann hinaus mit uns, das versteht sich! Diesen himmlischen alten Bauer muß ich tanzen sehn. Meine Herren, machen Sie gefälligst Platz!

In wenigen Augenblicken waren die Tische und Stühle hinausgetragen und standen auf dem Rasen im Mondschein; dort setzten die Damen sich wieder, einige der Herren blieben stehn. Der Wirth zündete an der Herde bengalische Feuer an, die ihren rothen und grünen Schein mit dem Mondlicht wunderbar vermischten und alle die neugierigen Gesichter der Gäste, die sich näher hinzubrängten, wie in farbige Flammen tauchten. Die „Bauernfamilie“ trat in das Salettl und der „Steirische“ begann; Kathi ganz in ihrer Rolle als Bejahrter Bauer, zuerst ein wenig unsicher und schüchtern, einem Kinde ähnlich, das etwas auswendig gelernt hat, all-

mählich freier und bald überraschend naturwahr. Ebenso drollig war Wabi als Alte mit der Brille, die feierlich und ehrenfest mit ihrem Alten tanzte, während doch die jugendliche Lust in allen Gliedern zuweilen durch die Maske hervorzuuckte. Die beiden Duben tanzten weniger kunstgerecht, aber auch im Gefühl ihrer Rollen, hinterdrein. Die Musik zum Tanz machte ein unsichtbarer Bauernknecht vom Nachbarhaus, der sich in einer holzbedeckten Laube des Gärtchens mit seiner Handharmonika versteckt hatte.

Die Baronin klatschte vor Vergnügen Beifall; die ganze Gesellschaft folgte. Vielleicht dadurch beseuert ward Rathi lustiger, toller; sie hörte auf, die wechselnden Tanzfiguren mit so sauberer altväterlicher Geschicklichkeit und Genauigkeit auszuführen, sie spielte mehr und mehr den Bauern, in dem das Bier oder der Wein tanzt, ward in ihren Bewegungen kühner, unternehmender, die „Alte“ mit sich fortreißend; endlich gerieth sie ganz in bacchantischen Uebermuth hinein, der durch den Gegensatz zu ihrer Erscheinung völlig phantastisch wirkte und unbändiges Gelächter unter den Zuschauern hervorrief. Dabei war die Anmuth des Mädchens erstaunlich; in ihren Armen, ihren Hüften war Rhythmus, Musik, sie schien für charaktervollen Tanz wie geboren zu sein. Ihre Augen brannten vor Lust, närrisch genug in diesem grau eingerahmten Gesicht. Wenn sie aufstampfte, zitterten die Bretter, ihre Zähne bligten, und ihre aufgeblühten Lippen schienen in der Luft irgend einen Wein- und Feuergeist zu trinken, der sie selig berauschte.

Sie hatte schon lange so getanzt, aber sie ward nicht müde; daß noch sonst Jemand da war als sie und ihre Wabi, schien sie ganz vergessen zu haben. Eine richtige Alpenrose! sagte endlich hinter Wittekind eine kalt begeisterte,

gleichsam feinschmeckende Stimme. Es war Waldburg. Bei alledem, fuhr dieser fort, da Wittekind ihm zunickte, — so ein Steirischer wiederholt sich. Ja, wenn die Mäbels noch in antiken Schleiergewändern tanzten. . . . Wollen wir uns bei Seite stellen und auf meinem Zimmer eine stille Cigarre rauchen? Wir haben uns ja seit dem unerwarteten Wiedersehen noch nicht ausgesprochen.

Ja, das sollten wir thun, sagte Wittekind zerstreut. Er hatte gerade die Augen auf Frau von Tarnow geheftet, die allen Figuren des Tanzes mit so verzehrender Aufmerksamkeit folgte, als lerne sie sie auswendig; ihre großen Augensterne leuchteten, aber ernst, nicht lustig. Sie saß neben der Baronin. Diese stand plötzlich auf und ging auf die Tänzerinnen zu. Genug! genug! rief sie aus. Als die Mädchen fast erschrocken stehen blieben, setzte sie sanfter, aber doch mit nervös klagernder Stimme hinzu: Entzückend, ich danke euch; aber nun hört auf. Es war ein großer Genuß; aber ich werde krank! Mit mir dreht sich Alles. Woher nehmt ihr diese Ausdauer; das ist übermenschlich!

Kathi lächelte; auf ihrer Stirn perlten große Tropfen, sie schien's aber nicht zu spüren. Die Baronin klopfte ihr huldvoll auf die Schulter: Machen Sie uns noch ein Vergnügen, mein Kind, singen Sie uns was! einen Jodler, ein Lied!

Singen kann ich nicht, antwortete das Mädchen, das seinen Bart langsam herunterzog.

Dann spielen Sie die Zither; — die Harmonika bringt mich um. Sie haben doch eine Zither?

Wir haben eine im Haus, weil ich's lernen soll. Aber ich kann noch nichts; so zum Vorspielen nicht.

Richt? Das thut mir leid. Dann bringen Sie uns

die Zither; unsre liebe Marie wird singen! fuhr die Baronin fort und wendete sich ihrem „Leibarzt“ zu; Rathi war in demselben Augenblick aus ihrem Gehirn gelöst. Und setzen wir uns wieder in's Salettl; hier auf dem Rasen wird's kühl!

Man trug die Tische und Stühle ins Salettl zurück. Beste Frau Baronin, sagte Frau von Tarnow, ohne die philosophische Ruhe zu verlieren, mit der sie allen Launen ihrer Dame folgte: ich thue so gern, was Sie nur wollen, aber diesmal, bitt' ich, dispensiren Sie mich. Ich habe heute Abend gar kein Herz zum Singen; — und wir sind nicht allein, setzte sie leiser hinzu.

Aber was thut das, Marie? sagte die Baronin. Wir sind hier ja wie im Theater; Alles produzirt sich. Und der romantische Mondschein. . . Da ist schon die Zither. Singen Sie uns dazu ein paar von Ihren amerikanischen Liedern!

Ich bitte Sie, das geht nicht. Diese Lieder werden zum Klavier gesungen oder zur Guitarre.

Ihre Guitarre, sagte die Baronin achselzuckend, ist mit unsern Koffern in Salzburg. Also Sie wollen nicht?

Waldburg war hinzugetreten, setzte sich der Amerikanerin gegenüber und blickte ihr mit seinem schmeichelnd-majestätischen Lächeln in die Augen. Wenn man Sie nun recht schön bittet? sagte er nachdrücklich. Damit Sie diesem poetischen Abend seine Krone aufsetzen?

Frau von Tarnow zögerte noch einen Augenblick; dann antwortete sie aber mit einem so liebenswürdigen Lächeln, daß es Wittekind überraschte und befremdete: Ich möchte Ihnen nicht Nein sagen, Herr Geheimrath. Gut, ich werde singen. In Gottes Namen mit der Zither statt mit der Guitarre; es passe nun, wie es will!

Sie legte die Zither vor sich hin, präludirte ein wenig — offenbar war sie auch mit diesem Instrument vertraut — und sang ein Lied mit englischem Text. Es war eine zarte, wiewohl nicht sonderlich originelle Melodie; die Worte waren von einem Mädchen oder einem Jüngling an den Vater gerichtet, der nicht hartherzig sein, nicht zu streng richten, der liebend verzeihen soll. Frau von Tarnow sah zuerst vor sich hin, auf die zitternden Saiten; dann ruhte ihr Blick fast die ganze Zeit auf Waldburg, und so warm und herzlich, daß dieser eine eigenthümliche Erregung mit Anstrengung verbarg und Wittekind sich unruhig auf seinem Sessel bewegte. Er hatte sich nicht getäuscht, es war eine Altstimme; von edlem und reinem Wohlklang, und besser geschult, als man hätte erwarten dürfen. Er wäre entzückt, ja berauscht gewesen, wenn ihn nicht das Benehmen der Sängerin verstimmt und verwundet hätte. Wozu sagte sie ihm denn, daß Waldburg kein gutes Herz habe, wozu wußte sie's, wenn sie ihm so vertrauensvoll warme Blicke schenken konnte?

Er dachte schon daran, sich in seinem Winkel leise zu erheben und hinwegzugehen, da sie ein zweites Lied zu singen bereit schien, als die Baronin Tilburg aufstand und erklärte: draußen warte der Wagen, es sei spät geworden, und sie müsse zu Bett. Es mochte sie verdrossen haben, daß Waldburgs Bitten mehr vermocht hatten, als die ihrigen. Frau von Tarnow erhob sich stumm, mit ihrem versiegelten, marmorblassen Gesicht; auch die andern fügten sich, ohne etwas zu entgegnen. Die Baronin hatte aus der Stadt einen leichten Wagen kommen lassen, um hinunter zu fahren; der Kutscher knallte mit der Peitsche, die beiden Pferde schnoberten munter in die mondhelle Luft. Als jedoch die

Damen mit Tilburg auf die Straße traten, warf die Baronin einen sorgenvollen Blick auf das Gefährt; sie sah den absinkenden Weg hinunter und schüttelte den Kopf. Das ist Gift für die Nerven, sagte sie, so einen Berg in so einer Rußschale hinabzurollen. Wir gehn, liebe Marie, wenn es Ihnen recht ist. Fahren Sie voran, Kutscher!

Der Wagen fuhr im Schritt hinunter, und die Andern folgten. Die Männer gaben ihnen noch eine Weile Geleit; die Baronin, durch die milde, verklärte Nacht romantisch gestimmt, schwankte edel und ohne Klage dahin, und begann sogar leise zu singen. Nach einer Weile kehrten die Herren, die oben übernachteten, um; Wittekind aber blieb bald wieder stehn, auf die Schulter seines Berthold gelehnt, und schaute still in das Thal, das so im Halbtage träumte. Seine Verstimmung schwand, er dachte an Mariens Worte von den Mondlichttagen und dem Dämmerungsfrieden; etwas von diesem Frieden kam über ihn. Er sah mit stiller Lust in das edle Angesicht seines theuren Jungen, und drückte ihn stumm an die Brust.

Gehn wir hinauf, sagte er, nachdem sie beide lange geschwiegen hatten. Du bist ja wohl ganz verzückt . . . Wer hat dir's angethan: der Mond, der Tanz, oder der Gesang?

Berthold lächelte träumerisch, ohne Antwort zu geben. Sie gingen zur „Gemse“ zurück. Die Gäste im Garten waren größtentheils verschwunden; Saltner und Waldburg auch. Von den „Bauernspielern“ war nichts mehr zu sehn. Der Wirth führte Vater und Sohn zu ihrem Zimmer hinauf; denn sie wünschten nun still mit sich allein zu sein. Geh, sagte Wittekind, ich komme dir nach. Wir haben noch viel zu reden und zu fragen! Ich versprach aber dem An-

bern, dem Waldburg, eine Weile mit ihm zu plaudern. Morgen reist er ab. Wenn ich von ihm zurückkomme, sind wir ganz für uns, Vater und Sohn!

Berthold nickte zärtlich; die Augen fielen ihm aber zu, mit einem schlaftrunkenen Lächeln riß er sie wieder auf. Wittekind ließ ihn allein, in ihrem mondhellen Zimmer, und ging über den Vorplatz bis zu Waldburgs Thür. Als er sich näherte, hörte er leises, danach lautes Sprechen; die laute war Kathis Stimme, sie klang wie abweisend, oder gar wie empört. Ich muß hinunter! sagte sie zuletzt; gute Nacht! — Von innen öffnete sich die Thür, Kathi trat hastig heraus; ohne Perrücke und Bart, sonst noch im Kostüm. Sie erschrak einen Augenblick, als sie so unerwartet Wittekind's Gestalt vor sich stehen sah; rief dann auch ihm „Gute Nacht“ zu, und sprang die Treppe hinab.

Waldburg stand mitten im Zimmer, dem Mädchen nachblickend. Da er Wittekind eintreten sah, richtete er seine etwas zusammengesunkene Gestalt sofort majestätisch auf, zu ihrer ganzen Länge, und saßte sich in olympischer Heiterkeit. Die Kleine ist sehr brav, sagte er mit einem ruhigen, kalten Lächeln, das etwas Satanisches hatte. Setz dich, nimm eine Cigarre und rauch'!

Wittekind schwieg. Er glaubte zu errathen, weshalb Waldburg sich in der „Gemse“ einquartiert hatte. Durch das kleine Zimmer ging er bis ans offene Fenster, das zu einem Kalkofen jenseits der Straße hinübersah, und horchte auf einen Fodler, den heimwandernde Bursche in die stille Nacht hinauffschickten.

Dein Junge gefällt mir sehr, fing Waldburg wieder an. Nimm doch eine Cigarre . . . Er gehört zu einer besonderen Gattung; nichts von der landläufigen Prosa,

nichts von Trivialität. Sein Gesicht hat etwas Rafaelisches . . . Hoffentlich ist er nicht bloß Engel, auch ein wenig Teufel!

Hoffentlich wird er ein ganzer Kerl, erwiderte Wittekind; das meinst du ja wohl. Wo hast du denn deinen Jungen? Der muß nun ja schon vierundzwanzig alt sein. Wie viele Jahre hab' ich nichts von Dem gehört!

Waldenburg warf sich auf einen Stuhl neben seinem Bett. Er sah seine spitzen Fingernägel an und sagte gehäht: Von Dem wirst du wohl auch nicht viel mehr hören, denk' ich.

Wie so? Ist er — —

Todt? Nein, das ist er nicht. Aber fort ist er. Fort aus meinem Leben. Von der Tafel gewischt. Kurz, du kennst die Geschichte vom „verlorenen Sohn“; das ist unsre Geschichte — und der wunde Punkt in meinem Leben!

Er nahm ein gefülltes Glas, von dem rothen Tiroler, dem ihm Kathi vorhin gebracht hatte, und stürzte es hinunter.

Vom „verlorenen Sohn“? fragte Wittekind bestürzt.

Du hörst. So ist es! — Waldenburg schenkte ein, in ein zweites Glas, und schob es dem Andern hin. Da; trink' wenigstens eins, wenn du nicht rauchen willst. Er ist sauer, aber echt! — Mein Sohn Eugen — um also von ihm zu reden — ist ein schmucker Mensch; er hat allerlei gute Gaben — nur nicht das goldene Band, das sie zusammenhält. Vielleicht war ich auch im Anfang nicht der richtige Lehrmeister: du weißt, ich hab' lächerlich früh geheirathet; es kam mir so über den Hals . . . Kurz, er hat mein Talent, das Leben zu genießen, geerbt, aber leider nicht auch meinen Verstand. Ich liebe die Himbeeren sehr; aber die Würmer, die sich darin niederlassen, liebe ich nicht

und schaffe sie bei Seite. Mein Sohn gab nicht genug auf die Würmer in den Himbeeren Acht; — das ist seine Geschichte. Er wurde unreputirlich; ich mußte mich seiner schämen, statt auf ihn stolz zu sein, wie ich mir's gehofft hatte. Da schrieb ich ihm endlich: du hast genug auf meinen Namen gesündigt, sündige fortan lieber auf einen andern Namen; störe meine Kreise nicht mehr, geh, wohin du willst!

Waldburg stand auf, und bewegte sich mit seinen langsamen Schritten durch das Zimmer hin. Im Gehen, die Hände auf dem Rücken, sprach er weiter: Eugen nahm es wörtlich. Er legte meinen Namen ab, wie ich hörte, und ging nach Amerika. Na, er wird wiederkommen, dachte ich, und wir werden dann auch die zweite Hälfte der Geschichte vom „verlorenen Sohn“ spielen; — aber er kam nicht wieder. Er ist mir verschollen. Lebt er noch? Ich weiß es nicht. Lassen wir dieses Thema; es greift mich an; — ich hab' einmal viele ehrgeizige Hoffnungen auf diesen Jungen gesetzt . . . Ich hatte viel Glück im Leben; Das schlug mir fehl. Was ist da zu machen? So gut, wie ich weiß: seine Mutter ist todt, so denk' ich und sag' ich mir: auch ihr Sohn ist todt . . . Er kam an den Tisch zurück und schenkte sich wieder ein. Lassen wir's! Man lebt nur einmal; also weiterleben! — Er sah in das Glas, setzte es an und trank.

Wittekind zögerte eine Weile; endlich sagte er bedächtig: Freilich, wenn du zu seinem Namen einfach ein schwarzes Kreuz machst —

Waldburg unterbrach ihn: Du meinst, ich wünsche ihn todt? O nein, so steht's nicht. Wenn er wiederkäme, in leidlicher Verfassung — — Er ist ja doch mein Fleisch

und Blut. Ich habe ein Vaterherz. Aber er kommt ja nicht wieder. Du kennst ihn nicht; der Junge ist stolz! Seit ich ihn verleugnet habe, verleugnet er mich!

Hm! murmelte Wittekind. Das gefällt mir an ihm.

Danke dir ergebenst! Du nimmst wohl gar Partei für den Sohn gegen den Vater . . . Aber lassen wir's. Sprechen wir nun endlich von dir. Ich bekenne dir, ich hatte dich ganz aus dem Gesicht verloren; der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, was du geworden bist.

Geworden? entgegnete Wittekind, der noch immer am Fensterbrett lehnte. Ich wollte nie „etwas werden“; nur wo möglich etwas sein. — Waldburg wandte den Kopf und sah ihn durch die halbgeschlossenen Augen ironisch bewundernd an. — Ich meine, etwas Nützliches, sprach Wittekind weiter; nicht ganz überflüssig. So ein Stück vom Ganzen. — Worüber lächelst du?

Nur so für mich. — Und was bist du denn?

Bauer, erwiderte Wittekind ruhig. Ich hab' mein Gut, am Wasser, nicht weit von der See; es ist gut im Stand, es ernährt mich, trotz der schlechten Zeiten für die Landwirthschaft. Ich baue auch für die Rübenzuckerfabrik, die wir uns angelegt haben; die ganze Wirthschaft gewinnt dabei. Unter unsern Landwirthen gelte ich für einen weisen Mann, weil ich etwas mehr gelernt habe als sie, mich mit dem Weltverkehr beschäftige, und sie durch Vorträge, durch Flugschriften zu allerlei Nützlichem angefeuert habe, von dem sie nun Segen spüren. Sie wollen mich auch zum Abgeordneten für den Reichstag machen; kommt es einmal dazu, dann wär' es freilich aus mit dem schönen Landfrieden, mit der Seelenruhe, meinen Büchern, meiner Musik. Aber

was man für den allgemeinen Nutzen thun kann, nun, das muß man thun . . . Worüber lächelst du wieder?

Waldburg warf seine halbverrauchte Cigarre fort und nahm eine andere vom Tisch. Du bist also noch immer der alte „Idealist“! sagte er mit gemüthlichem Spott, in behaglicher Heiterkeit. Es macht dir noch immer Spaß, für die Andern zu leben —

Wenigstens für irgend eine Sache, die der Mühe werth ist. Die Kaze und der Pfau sind sich selbst genug; das kann ich von mir nicht sagen.

Waldburg streckte sich wieder auf seinem Sessel aus und begann die neue Cigarre zu rauchen. Lieber Freund, sagte er in seinem schönen, reinen, etwas theatralisch ausgefeilten Hochdeutsch, — du kommst mir vor wie einer von diesen freiwilligen Nordpolfahrern, der etwa zu einem Neapolitaner sagte: auch wir leben da auf San Mayen oder Spizbergen ganz behaglich! Erst im März verreisen wir ganz; im Juni wird's schon wieder eisfrei um uns her; im Juli haben wir ganz nette Tage, beinahe wie Sommer, und selbst im Winter kommen wir manchmal über Null! — Der Neapolitaner würde darauf antworten: Aber zum Teufel, ich will das ganze Jahr schöne Jahreszeit haben, und ich will über die Schönheit dieser schönen Welt außer mir gerathen, schwelgen, wie ein Gott genießen! — Was hast du auf deinem Gut, am Wasser, mit den Zuckerrüben? Was hast du an deinen Vorträgen für diese bornirten Bauern, die sich Pächter und Gutsbesitzer nennen, und an deiner Hingebung für zehntausend oder zwanzigtausend Schafsköpfe, die dir achtungsvoll zuhören: du sollst unser Hauptkopf sein?

Nun ja, du bist auch der Alte, sagte Witterkind

lächelnd. Wir reden wohl auch umsonst . . . Ich auf meinem Spitzbergen halte mich eben noch immer an meinen alten Spruch: Wer sich für nichts begeistern kann, den soll man begraben!

Geh mir doch, alter Träumer, entgegnete Waldburg mit seinem überlegensten Lächeln. Kinder spielen, Jünglinge begeistern sich; Männer werden etwas. So hat die Natur es gewollt. Das, wofür die Jünglinge sich begeistert haben, muß den Männern dienen und gehören: Frauenliebe, Ehre, Bacchus (er leerte sein Glas, und schenkte wieder ein), Kunst, Wissenschaft, der Staat — und so weiter. Was ich erreiche, das bin ich; und für den wahren Menschen ist nichts wahrhaft wirklich, als sein geliebtes Ich!

Danach lebst du also.

Gewiß!

Nun, sagte Wittekind trocken, die Arme übereinander legend, so ungefähr spricht man auch von dir. Du bist ja ein sogenannter berühmter Mann geworden, von dem man viel spricht; ein witziger Kopf, eine gute Feder, eine von den Säulen im Staat, vielleicht noch einmal Minister — und dann also auch Excellenz. Außerdem ein Liebling der Frauen, gefeierter Don Juan; na, diesem Beruf ergabst du dich ja schon auf der hohen Schule, — oder vielmehr schon auf dem Gymnasium. Du bist also der „wahre Mensch“ und lebst für dein Ich!

Ja, mein Herr Idealist. Ich thue, was Alle thun, nur mit mehr Geist, als die Meisten; ohne all den buntschiedigen Aberglauben, der diese Narren aufhält: darum bleiben sie eben hinter uns Klügeren zurück! — Laßt euch doch nicht auslachen, ihr mit euren „Idealen“, die euch zum Narren halten. Die guten Köpfe haben so nach und

nach alle die alten Aberglauben abgeschüttelt: Fetische, Gestirne, Feuer, gute und böse Geister, Nemesis und Vorsehung; nur der bleichsüchtige Philister-Aberglaube an das sogenannte „Wahre, Gute, Ideale“, der ist noch immer im Schwung. Mich narret er nicht mehr; er liegt hinter mir. Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen —

Wohl bekomm's!

Das thut's auch! — Es giebt Genüsse genug, wenn man nur Geist genug hat, um sie sich zu verschaffen: so eine gute Cigarre, Diners, gute Bücher, Theater, alle schönen Künste, Seebäder, Natur, Stellung und Macht, Orden und Titel; eine schöne Frau erobern, eine schöne Frau verlassen; hübsche Verse machen, angebetet werden, Befriedigung der Rache, Schadenfreude, Protegiren, den Herrgott spielen . . . Alles, Alles ist da! *Vogue la galère!*

Wittekind betrachtete Waldburg, er konnte nicht hinwegsehen; auf diesem geistreichen, beinahe schönen Gesicht schwebte ein eigenthümlich teuflisches Lächeln, in das er sich mit stillem Grauen vertiefte. Lebten wir noch im Mittelalter, dachte er, so würd' ich vielleicht ernstlich glauben, daß da der Teufel sitzt . . . Ein Teufel, der alle Formen der feinen Welt angenommen hat, der sehr einnehmende Manieren hat und Geist und Witz und sogar Poesie; aber Alles, was er sagt, ist im Grunde teuflisch . . .

Mit äußerer Ruhe fragte er nach einer Weile: Bist du gegen Jedermann so aufrichtig?

O nein, sagte Waldburg, seinen Rauch majestätisch in die Luft blasend. Im Gegentheil. Es ist mir zuweilen ein angenehmes Bedürfnis, ganz unverschämt offenherzig zu sein, — und dein bürgerlich kritisches Gesicht reizt mich eben

dazu; aber noch öfter ist es mir Bedürfniß, mit den lieben Mitmenschen Komödie zu spielen. Jeder thut eben, was er kann! Ich habe mehr Talent zum Schauspieler als die meisten, die sich da auf der Bühne vor die Lampen stellen; und wer sein Pfund vergräbt, der ist ein fauler Knecht. Darum spiele ich Komödie, mein Herr Sittenrichter, und mit Urbehagen; aber nur auf der großen Weltbühne, zu meinem Benefiz. Da zeigt sich erst das Genie; und was ist all das Agiren auf den hohlen Brettern gegen meines! Der Komödiant muß die Rollen spielen, die man ihm geschrieben hat; ich spiele nur Rollen, die ich mir selber erfinde, die ich selber dichte, die immer wechseln und neu sind, — mit kleinen, interessanten Gefahren ausgestattet, mit kleinen verfluchten Aufregungen gewürzt. Dazu gehört Talent! Und das ist Lebensgenuß!

Und was man so Wahrheit nennt? fragte Wittkeind.

Kommt man mit Wahrheit durchs Leben? Laß mich doch mit diesem alten Aushängeschild in Ruh. Wenn ich, Friedrich Waldburg, das erreichen will, was die Dummköpfe oder Strohwische zu besitzen pflegen: Rang, Ansehn, Reichthum — kann ich das durch Wahrheit erreichen? Alle Wetter auch! Ich, der ich zum Genuß geschaffen, ich, der ich als ein echter Aristokrat auf die Welt gekommen bin — wenn auch mein Vater das bürgerliche Wappen der Aden-Elle führte — ich, der ich mich in jeder Fingerspitze, in jeder Gewohnheit des Lebens, in jedem Instinkt wie einen Freiherrn fühle, ich soll im Parterre stehen bleiben, wo die Schneider und Schuster stehen? Nein, mein Lieber, mein Platz ist in der Loge, bei den hohen Herrschaften. Aber um da hinzukommen, um mich da einzumohnen, muß ich hübsch mit Talent meine Rollen spielen, — zuweilen den Be-

bienten, zuweilen den verruchten Kerl; — nun Gott sei Dank, ich habe das Talent!

Wittekind richtete sich auf und ging langsam vom Fenster weg, gegen die Thür. Mitten im Zimmer jedoch blieb er wieder stehn. Er sagte dann mit etwas bewegter Stimme, doch bedächtig: Aber du verlangst wohl nicht, daß ich dich beneide. Was mich betrifft, so würd' ich lieber in dem Hundestall vor meiner Hausthür verfaulen, als für so eine „Loge“ mein bißchen Selbstgefühl, meinen alten Aberglauben an Freiheit, Wahrheit, Menschenwürde opfern. . . . Aber das führt zu weit. Und über den breiten Fluß hinüber, bei so ungünstigem Wind, verstünden wir uns doch nicht. Also nehmen wir einander lieber wie wir sind, und damit holla. — Nur noch eine Frage!

Bitte! erwiderte Waldburg mit vollendeter Artigkeit, und mit jenem diabolischen, behaglichen Schmunzeln, als wären sie im schönsten Einverständniß, als sagten sie sich lauter gute Dinge.

Wenn ich nun deine Aufrichtigkeit mißbrauchte?

Bei wem? fragte Waldburg zurück. Da, wo es mir schaden könnte, da verkehrst du nicht; die Andern amüsirt oder ärgert es, ohne mir zu schaden.

Nach kurzem Schweigen erwiderte Wittekind: Nun, eine gewisse Größe ist in deinem Cynismus; das muß man dir lassen. — Ich fragte selbstverständlich nur so beispielsweise; denn ich mißbrauche keines Menschen Aufrichtigkeit. — — Also gute Nacht. Morgen willst du fort. Wir sind dann wieder weit auseinander, wie bisher; und sehr oft werden wir uns wohl nicht sehn!

Waldburg lächelte: Warum nicht? Als Männer von Geist können wir uns ja über hundert Dinge vortrefflich

unterhalten, wenn wir auch über das Hundertunderste verschiedener Meinung sind —

Ueber das Erste, Waldburg.

Nun gut, über das Erste. Danu fangen wir morgen bei dem Zweiten an, wo wir uns verstehn. Willst du morgen in Salzburg mein Gast sein? Ich gehe ins Hotel R Ein sehr angenehmes Haus. Du würdest vermuthlich die Gräfin Lana bei mir sehn —

Die Frau des früheren Ministers?

Ja. Eine ausgezeichnete Frau; — sie kann dir vielleicht einmal nützlich sein —

Wittekind mußte lächeln. Ich danke, sagte er. Ich brauche sie nicht.

Auch fändest du mit ihren Tilburg's die Blasse, die Amerikanerin, die dir gar nicht so übel zu gefallen scheint, du tugendhafter Mensch.

Warum dürfte sie einem tugendhaften Menschen nicht gefallen? fragte Wittekind. Er kam übrigens einen Schritt zurück, da er sich der Thür schon wieder genähert hatte. Auf seinen Hut blickend setzte er hinzu: Was ist sie eigentlich? Witwe oder verheirathet?

Baronin Tilburg versichert, daß sie Witwe ist, antwortete Waldburg, ohne eine Miene zu verziehen. In Folge dessen kommst du?

Ich danke, sagte Wittekind. Ein Mißgefühl schüttelte ihn plötzlich. Sie bei ihm zu sehn . . . Nein! — — Er ging wieder zur Thür. Ich möchte jetzt mit meinem Sohn einige Tage allein sein, setzte er darauf hinzu.

Nun, wie du willst! — Von Salzburg ziehn wir dann an die Ostsee, ins Bad; ganz in deine Nähe. Bist immer willkommen, alter Freund; — ich sage das nur als

avis au lecteur. Denn du wirst wohl nicht kommen. Du bleibst nun also bis ans Lebensende auf dem schmalen Pfade der Tugend; und auf dem festen Land. Ich brauche mehr Platz — und ein weniger solides, ein etwas looseres Element. Mein alter guter Wahlspruch ist halt: *Vogue la galère!*

Also noch einmal: wohl bekomm's! sagte Wittekind mit ernstem Lächeln, und bot ihm zum Abschied die Hand.

Waldburg schlug ein. Leb wohl, Idealist!

Leb wohl, „wahrer Mensch“! — —

Wittekind verließ das Zimmer. Er sehnte und freute sich, in das seine zu kommen, und zu seinem Jungen. Leise ging er über den halbdunklen Vorplatz; nur ein Lämpchen brannte an der Wand. Im Hause war es still.

Als er aber in sein Zimmer trat, in dem der unsichtbar gewordene Mond noch durch die erhellte Luft wirkte, sah er, daß er zu spät kam. Berthold lag schon im Bett, und in tiefem Schlaf; durch die Stille horchend konnte Wittekind seine ruhigen, gleichem Athemzüge hören.





VI.

Die Sonne schien früh in die Zimmer der „Gemse“, so viele ihrer nach Osten lagen; sie schien auch auf die Betten von Vater und Sohn, doch ohne sie zu wecken. Als Wittekind, spät eingeschlafen, nach einer traumreichen Nacht spät genug erwachte, schlief Berthold noch immer fort. Der Vater staunte, lag noch eine Weile, wartete und träumte; endlich stand er auf. Er kam in den Garten hinunter, um dort am Felsen zu frühstücken; Kathi trat ihm morgenfrisch entgegen und überreichte ihm einen Brief.

Den hat der lange Herr mit den halbeten Augen für Sie dagelassen, sagte die Schelmin; denn er ist schon fort. Und der Herr von Saltner ist auch schon in die Stadt hinunter.

Wittekind öffnete das Billet; es war von Waldburg's Hand, gleichmäßig und sauber geschrieben. „Lieber Freund, das Schicksal hat gesprochen, wie gewöhnlich in Gestalt einer Frau! Unsere sehr verehrte Malade imaginaire, die Baronin Lilburg, hat in aller Frühe Botschaft heraufgeschickt: ihre Nerven verlangen ungestüm nach Salzburg. Ich gehorche. Wir brechen auf. Adieu! An deiner Ostfee, hoff' ich, sehen wir uns wieder!“

Wittekind lächelte über die ruhelosen Nerven der Baronin; dann gab es ihm auf einmal einen starken, schmerzhaften Ruck. Frau von Tarnow war also fort; die weiße Sklavin dieser Baronin, mit der philosophischen Geduld und den unergründlichen Augen. Wozu sollte er sich verhehlen, daß sie ihm einen Eindruck gemacht hatte, wie seit langen Jahren keine Frau. Ein paar Stunden lang; wie ein Frühlingstag im Winter war sie vorübergezogen; nun beginnt wieder die öde Zeit, wo der eintönige, kalte Schnee Vergangenheit und Gegenwart bedeckt. Er wird sie vergessen, wie so manches andere; — aber was heißt das: vergessen? Nur um so leerer wird sein Leben sein . . .

Aus so trüben Gedanken, einer ungewohnten Last auf seinem gesunden Herzen, weckte ihn der Morgengruß seines lieben Jungen, der nun endlich erschien. Berthold hatte blühende Wangen, fast wie ein so recht ausgeschlafenes Kind; ein tröstlicher Anblick für das Vaterauge. Auch der lustigen Kathi, die ihnen das Frühstück brachte, schien diese Rosenblüthe seiner verjüngten Schönheit aufzufallen; sie sah ihn wieder mit offenherziger Bewunderung an. Aber sie hätte auch eine schöne Wachsfigur oder ein edles Pferd nicht harmloser angesehen; dieser zarte Jüngling war für sie aus einer andern Welt. Leise summend ging sie in's Haus zurück; Bertholds Augen folgten ihr mit nicht so ganz unbefangener Freude.

Du bist mir noch eine Erklärung schuldig, sagte Wittekind, als sie nun in dem kühlen Felsenschatten allein saßen; das ganze Gärtchen war um diese Stunde leer. Warum du gestern diesen gewaltigen Hunger hattest; — und in Gröbzig, beim Wiedersehen, sagtest du davon kein Wort!

Vater, ich konnte nicht, erwiderte Berthold mit seinem

treuherzigen Lächeln. Er erzählte dann stöhnend, aber peinlich wahrhaft, wie lange er gefastet hatte, und wie das gekommen sei. Er verschwieg auch nicht die Begegnung mit Afinger, und daß er diesem „Weltverbesserer“ versprochen hatte, ihn an einem der nächsten Abende zu besuchen. Wittenkind hörte mit äußerer Fassung zu, ohne ein einziges Mal zu unterbrechen. Seine Augen waren aber beständig auf dieses schwärmerische Antlitz gerichtet, in Freude, Sorge und Nachdenken.

Ich mache dir keine Vorwürfe, sagte er, als Berthold geendet hatte; wozu! Du sagst dir, wie ich merke, schon selbst, daß es eine unendlich jugendliche Unvernunft war, so eine Hungerprobe auf dieser Erholungsreise anzustellen, die dein Arzt dir verordnet hatte. Ich verwehre oder widerathe dir auch nicht, diesen jungen Sozialisten aufzusuchen — denn dafür halte ich ihn — und ihn und seine Gefinnungsgenossen näher kennen zu lernen. Die Welt erkennt man nur in der Welt. Auch wenn du vorläufig eine Weile mit den Irrenden irren solltest, das fürchte ich nicht. Dein Herz wird deinem Kopf schon die Wege finden. Aber Eins muß ich dir sagen, Kind. Ob die Welt nun aus Plan oder aus Nothwendigkeit so „unvollkommen“ ist, wie sie uns erscheint, — alle Berthold's der Welt können das nicht ändern. Und wie heilig ernst wir's auch nehmen sollen, zu ihrer Verbesserung mit allen Kräften zu helfen, mit der Einen großen Resignation müssen wir beginnen!

Ich weiß, Vater, ich war dumm, entgegnete der Jüngling; mit dem Hungern, mein' ich. Ich weiß auch, daß nur ein Narr die Welt neu machen will. Aber so ruhig und geduldig zusehn wie du — Vater, das kann ich nicht! So wie es ist, frißt es mir am Herzen . . . Gestern sagt' ich

dir, als ich gegessen und getrunken hatte: „ich bin wieder ein Mensch!“ Wie falsch und wie dummstolz war das. Eine Bestie war ich wieder, die satt und zufrieden verdaut, nur um sich bekümmert. Und wenn ich diese sogenannten Menschen sehe, die vielleicht ihr ganzes Leben lang nichts Anderes thun, als mit oder ohne Grazie verdauen — diese Tilburg's von gestern — oder diesen geistreichen Waldenburg mit den kalten Schlangen-Augen, die ihrer Beute nachgehn, ihrer schnöden Lust, denen das Leid der Andern wohl gar noch eine grausame Freude, eine Erhöhung ihres Weltgenusses, ihres Selbstgefühls, ihres Vorzugs ist — so wird mir hart, furchtbar hart zu Muth, während ihr mich weich nennt; so wäre es mir eine Wonne, Vater, diese hochmüthigen Schmarozer, dieses blutsaugende Ungeziefer vom Erdboden zu vertilgen, damit für die Besseren Platz wird, damit die Unglücklichen Luft, Licht und Leben haben!

Wittekind lächelte. . Indem er seinem Zungen in die leuchtenden, fast brennenden Augen sah und heimlich erstaunte, sagte er: Es scheint, dein Sozialist hat schon abgefärbt! — Nun, was thut das. Deine neunzehn Jahre . . . Ich gebe dir auch gern diese Tilburg's preis; und auch den Waldenburg mit den Schlangen-Augen; mir scheint, du hast ein ahnungsvolles Gemüth. Aber, guter Junge! Wenn wir anfangen wollten, auszurotten, was uns nicht gefällt, wo hörten wir dann auf? Und was würde dann aus dieser leidlich civilisirten Welt, als ein einziger Urwald, in dem lauter wilde Thiere sich gegenseitig zerfleischen? Welcher Engel vom Himmel hat dir denn auch gesagt, daß die Andern, die du bedauerst, wirklich die „Besseren“ sind? daß sie nicht auch gebrechliche, selbstische Menschen sind, die dich treten würden, wenn sie über dich kämen, die zu Tilburg's

würden oder zu Waldburg's, daß du dann auch wieder ergrimmen und dir sagen müßtest: vertilgen wir sie vom Erdboden, damit für die Besseren Platz wird!?

Der Jüngling rückte unruhig auf seiner Bank; er möchte sie leicht umgeworfen haben, wäre sie nicht bodenfest gewesen. Mit der Hand über den Tisch fahrend erwiderte er dann: So soll man also Alles gehn lassen, wie es eben geht? Die Einen sollen es gut haben, und die Andern nicht?

Kind, wer hat es gut? — — Doch das führte zu weit. Wir wollen jeder thun, was wir können, daß möglichst Viele es gut haben; aber mit dem Ausrotten, denk ich, fangen wir lieber nicht an. Besser noch die Welt, wie sie ist, als das große Chaos, aus dem mit vielem andern Guten und Schönen auch das Beste verschwinden würde: die eblen Schwärmer, wie du!

Berthold lächelte jetzt; aber nur obenhin, einen Augenblick. Er antwortete nicht. Es trat eine Stille ein, wie so oft zwischen zwei Menschen, deren Gedanken nicht zusammenkommen. Der Jüngling fühlte sich auf einmal weit vom Vater weg, den er doch so liebte. Seine neunzehn Jahre konnten die fünfundvierzig diesmal nicht verstehen; er sah das Gesicht des Vaters vor sich, den er besser begriff, und drückte die Augen zu. Der Vater betrachtete ihn, seine Tasse leise von sich schiebend. Noch so überschwänglich! dachte Wittekind. Schon so beruhigt! dachte Berthold.

Die Stimme des alten Saltner fuhr in ihre Gedanken hinein und weckte sie beide auf. Saltner kam aus dem Städtchen zurück; vom Herauffsteigen glühten seine braunen Wangen, seine mächtige Brust hob sich gewaltig bei dem beschleunigten Athmen. Er stieß aber doch einen kräftigen

Jodler aus. Nachdem er dann Vater und Sohn begrüßt hatte, fragte er: Wie steht's? Wollen die Herren hier ganz selbänder bleiben — brauchen's nur zu sagen — oder soll ich sie ein wenig in die Berge führen und ihnen von da oben die Welt zeigen, wie der Teufel dem Herrn?

Wittekind blickte fragend auf seinen Sohn. Ich ginge sehr gerne mit Ihnen, wenn Sie so gütig sein wollen, sagte Berthold, der bei Saltner's Begrüßung aufgestanden war. Auch soll ich tüchtig wandern, meint der Doktor. Uebrigens — ich bin ja eigentlich schon gesund!

Der Alte lächelte wohlgefällig und nickte ihm zu. Sein faltiges Gesicht schien zu sagen: In dieser hübschen Schale steckt doch wohl auch ein harter Kern! — Sie brachen bald auf, in den sonnigen, fast schon heißen Morgen hinein. Der Weg, den Saltner sie führte, ging die nächste, schmale, felsige Schlucht hinauf, dann bald in Waldbeschatten, bald zwischen reifendem Roggen und Hafer, immer langsam steigend. Einzelne hohe Gipfel erschienen über den waldbigen Abhängen zur Linken oder vor ihnen; endlich ward auch erkennbar, daß eines dieser Steingebirge der Untersberg war, dem sie näher kamen. Wittekind freute sich, ihn wiederzusehn, in veränderter, bedeutender Gestalt. Mehr noch freute ihn, mit den unersättlichen Augen seinem Berthold zu folgen, dessen feine Gestalt so elastisch und unternehmend vorauftieg. Der Jüngling schien beweisen zu wollen, daß ihm das thörichte Hungern nicht geschadet habe; er bewies aber gewiß, daß nicht irgend ein ernstes Leiden an ihm zehrte, daß in dem jungen Baum die Säfte der Jugend lebten. Rascher, als der Alte gedacht hatte, kamen sie, an sonderbaren, wie von Menschenhand zugehauenen, steilen Felsen vorbei, auf dem Erdbüchel an, den Saltner die „schöne

Aussicht“ nannte. Dieser Ehrenname gehörte ihm: nach allen Seiten — nur einen absperrenden Waldhügel ausgenommen — entwickelte sich ein herrlich aufgebautes Alpengebiet, von den emporsteigenden Dachsteingletschern an über die formensöne Berchtesgadener Gebirgswelt hin bis zum Untersberg, der mit seiner Riesenmauer den ganzen Norden verbedte.

Der Alte zeigte ihnen Berg für Berg, wie man Jemandem die Zimmer seiner Wohnung zeigt; dann aber führte er sie noch eine Strecke weiter, mit stummem Winken, als ginge es ins Allerheiligste. Durch das hügelige Wäldchen hinter ihnen kamen sie bald wieder ins Freie und zu einigen Aussichtsbänken, auf denen sie rasten konnten, um in die reichbelebte Ebene zu sehen. Die silberne Schlange der Salzach wand sich am Grunde hin, bis sie hinter der Salzburger Citadelle für eine Weile verschwand. Saltner zeigte lächelnd auf die weite grasige Fläche zwischen Untersberg und Salzach: Da sehen Sie meinen See! Er liegt noch unter der Decke. Und dort am Kapuzinerberg sehen Sie mein Haus!

Wittekind erwiderte nichts. Wie sie hier saßen, mußte er der „Hedwigsruhe“ gedenken — und der blassen Frau. Es gab ihm wieder einen herzhaften Stich in die Brust. Seine Augen ruhten auf dem noch fernen Salzburg; sie suchten aber nicht Saltners Haus, sondern das, wohin man ihm diese Frau heute Morgen entführt hatte. So saß er ohne Regung da; aber die Andern auch. Alle waren still.

Da ist sie nun! dachte er. Wie wenn sein Gedanke Stimme bekommen hätte, hörte er im nächsten Augenblick den Alten vor sich hin sagen: Da ist sie nun! — Berthold

sah auf und nickte. Sie meinen Frau von Tarnow! sagte der Jüngling mit gedämpfter Stimme.

Sie hatten also alle drei an Frau von Tarnow gedacht . . .

Wittekind stand auf. Saltner folgte ihm. In den Augen des Alten bewegte sich, da er mit den Wimpern zuckte, ein feuchter Schimmer. Ja, ja, Frau von Tarnow! murmelte er dann, mit der blaugeaderten Hand durch seinen Mosesbart gleitend. Glauben Sie mir, das ist keine üble Frau. Ich — — ich kenn' sie lange. So klein . . . Er hielt die Hand bis zu seinen Knien hinab. Wenn's der so gut ginge, wie sie es verdient, dann plakten wir alle vor Reiz! — Das heißt, die von uns, die für sie kein Herz haben. Ich wollt's ihr wohl gönnen, Herr!

Er seufzte dann und schwieg. Wittekind wollte etwas erwidern; aus irgend einem unklaren Gefühl blieb er aber still. Sie traten den Rückweg an, alle in ihren Gedanken. Raubvögel kreisten über ihnen in der blauen Luft, oder zogen mit raschem, rauschendem Flügelschlag vorüber, man hörte ihre hellen Rufe; sonst waren nur Artschläge aus den Waldbergen vernehmbar, die an den gegenüberliegenden Wänden mit sonderbar verstärkter Stimme widerhallten. Die Sonne brannte jetzt in ihrer Mittagshöhe. Die scheinbar behauenen Felswände, an denen sie wieder vorbeikamen, schienen zu glühen; auch der Wiesengrund, über den sie schritten, hauchte warmen Dunst aus. Der Alte führte sie einen anderen Weg, in den dichten Wald hinein, der an niedrigeren Fortsetzungen jener Wände entlang lief; so im Schatten wollte er sie über die „Hedwigsruhe“ wieder zur „Gemse“ hinunterbringen. Es war hier menschenstille Einsamkeit. Auch alle Singvögel schwiegen. In zuweilen wieder verstummendem

Gespräch gingen die Männer langsamer weiter; bis sie in der Nähe ein helles Hundebellen hörten und Saltner stehen blieb.

Warum bellt denn der? sagte er verwundert. Das ist dort bei den Felsbrocken; da geht's drüben steil in das Thal hinab. Da sieht man doch sonst weder Mensch noch Hund! Und der kleine Perl bellt so eigen, als hätte er was Absonderliches zu melden; so polizeilich. Finden Sie nicht auch?

Man sollte wohl hingehn, entgegnete Wittekind. Berthold nickte eifrig; seine jugendliche Phantasie war sogleich erregt. Der Hund bellte lauter, sie folgten seiner Stimme und standen bald neben dem zerrissenen, zerbröckelten Gestein, unter den Bäumen am Abhang. Ein wohlgekleideter Mann lag dort hart am Rand, offenbar in tiefem Schlaf; so unmittelbar über dem jähen Absturz, daß kaum zu begreifen war, daß nicht irgend eine Bewegung im Schlaf ihn in die Tiefe gestürzt hatte. Er lag auf dem Gesicht. Sein Hut war ihm von dem braunen, lockigen Haar herabgeglitten und hing an einer vorspringenden Wurzel. Seine eleganten Schuhe glänzten; der eine war abgestreift, man sah den kleinen, fast zierlichen Fuß in seinem halbseidenen Strumpf. Ein auffallender, üppig schwüler Duft, wie Blumengeruch, stieg von dem Schläfer herauf. Der Hund, ein schmutzgrauer Rattler, hörte auf zu bellen und sah die Männer erwartungsvoll, mit klug wichtiger Miene an.

Ob Wittekind noch hinzutreten konnte, hatte der Alte sich hinabgebeugt, den Schlafenden an beiden Armen gepackt, und hob ihn so in die Höhe, vom Abgrund hinweg. Er setzte ihn dann sanft wieder nieder, mit dem Rücken gegen ein rundliches, bemoostes Felsstück. Man sah nun das

Gesicht; es war jung, von ungewöhnlich schöner Farbe, Nase und Mund auch von edlem Schnitt; die Haare fielen in dichten Ringeln über die etwas niedrige Stirn. Die grünlich grauen Augen hatten sich geöffnet; sie schienen sich wieder schließen zu wollen, aber der Anblick dieser über ihn gebeugten Männer weckte doch in dem jungen Mann das Bewußtsein, die Lebensgeister auf. Er blies die Luft verwundert durch die Lippen. Er hob eine Hand zum Ohr und bog es mehrmals zusammen, immer um sich starrend. Endlich sah er auch die Baumwipfel, die aus der Tiefe hier und da heraufragten, und schien zu begreifen, wo er lag, wo er gelegen hatte. Seine Stirn zog sich, wie vor Schmerz, zusammen. Er seufzte; dann aber suchte er leicht und herzlich zu lächeln und zeigte dabei seine kleinen, perlenhaft glänzenden Zähne.

Aha! Lebensretter! sagte er, mit wahrer oder erzwungener Heiterkeit. Also eingeschlafen; am Abgrund. Ich hätte mir's denken können — denn ich war so müde. Ergebensten Dank, meine Herren; Sie retten ein junges, hoffnungsvolles Leben. Na, das sehen Sie ja. Meinen ergebensten Dank!

Gehört der Hund zu Ihnen? fragte Saltner trocken.

Nein; ich weiß nichts von einem Hund. Der da? Ich kenn' ihn nicht. Hat der mich etwa gerettet? Dann möchte ich ihm — —

Wir werden ihm nachher eine große Wurst kaufen, setzte der junge Mann hinzu, statt den andern Satz zu vollenden, und lächelte wieder. Er erhob sich dann langsam auf die Füße. Seine Gestalt war klein neben der des Riesen, aber schlank, aristokratisch; nur die Schultern etwas hoch und spitz. Ein Brillant glänzte auf seiner farbigen

Kravatte. Die etwas abgetragenen Handschuhe waren stark mit Erde bedeckt. Er sah das, lachte auf und schlug sie mehrmals stark gegeneinander, wie wenn er Beifall klatschte; dann nickte er dem jungen Werthold, den er verwundert betrachtete, in drolliger Heiterkeit zu und zog den Schuh wieder an, den er verloren hatte.

Wie kamen Sie denn hierher? fragte Wittekind.

Ja, wie kommt man zu solchen Dummheiten! erwiderte der Andre, der sich nun auch den Bart von einigen Erdkrümen reinigte; denn ein lichtbrauner, schöngestalteter Schnurrbart kräuselte sich über der Oberlippe. Ich war da drüben in Salzburg; hatte einen Brief bekommen, daß ich da nichts zu thun hätte, daß ich anderswo — — na, kurz, einen Brief. Ich steige also auf den Mönchsberg, eh ich wieder abreise; sehe auf die Stadt hinunter und in die Natur. Und da fallen mir hier so ein paar sonderbare, verrückte Felsen auf; die willst du besteigen! dacht' ich. Denn was sollt' ich sonst? Ich hatte ja nichts zu thun! — Das war heute früh. Ich fuhr auf der kleinen neuen Bahn bis an die Berge, kletterte dann herauf. Und zu guter Letzt — bin ich hier eingeschlafen. Aber die Vorsehung, ohne die bekanntlich kein Sperling vom Dache fällt — — Kurz, da steh' ich. Ein nützliches, wichtiges Leben ist gerettet. Und da ist ja auch noch mein Hut . . . Alles ist gerettet!

Er lachte wieder auf. Es war ein etwas mühsam leichtsinniges Lachen, das Wittekind nicht gefiel. Dagegen erstaunte er, wie schön und dem Ohr sich einschmeichelnd der Fremde sprach; fast ein wenig zu gut, wie oft Schauspieler oder Prediger sprechen. Er fühlte sich an Waldenburger Art, zu reden, erinnert. Der junge Mann verzog

auf einmal das Gesicht, ward blaß, und fragte nach dem nächsten Wirthshaus; es hungerte ihn heftig. Auch die Rettungs-Prämie für den Hund, die Wurst, müsse ja gekauft oder gesotten werden. Nun, so gehn Sie mit uns, sagte Saltner; zur „Gemse“. Da sorgt man für Mensch und Hund!

Ich schließe mich Ihnen also an, wenn Sie erlauben, entgegnete der Fremde und machte sich sogleich auf den Weg. Im Gehn fiel ihm ein: Ich hatte doch einen Ueberrock. Wo ist der geblieben? Wo ich lag, da liegt keiner. Ah! Der ist also statt meiner —

Sinuntergerollt, ergänzte der Alte. So scheint es.

Der Glückliche! sagte der junge Mann, mit einem verzerrten, unsinnigen Lächeln, das Wittekind sonderbar ergriff. Dann zuckte er die Achseln, und blickte einen der Männer nach dem andern mit jugendlicher Heiterkeit an. Jetzt bin ich der weise Dion — oder wie hieß er —: Omnia mea mecum porto! Denn mein bißchen Gepäc, das hab' ich schon unterwegs verloren, eh ich nach Salzburg kam; in irgend einem Coupé. Ich behalte nichts. Das ist schon mein Schicksal. Also auf zur „Gemse“!

Ich vergesse, setzte er hinzu und blieb wieder stehn: ich habe mich den Herren noch nicht vorgestellt. Dorsey ist mein Name. Eugen Dorsey. Vierundzwanzig Jahre alt; gegenwärtig — Reisender, oder was Sie wollen.

Er schob die Füße und die Kniee aneinander und verneigte sich mit vollendeter Grazie; die Schönheit seiner Gestalt, seiner Bewegungen war noch auffallender als zuvor. Die Herren erwiderten seine Höflichkeit. Als er Wittekind's Namen hörte, stutzte er und betrachtete ihn aufmerksam; aber er blieb stumm. Wo ist der Hund? fragte er nach

einer Weile, da sie weitergingen. Der „Lebensretter“ hatte sich ihnen anfangs angeschlossen, stand nun aber hinter ihnen still, wo zwei Waldwege sich kreuzten, und schien noch zu schwanken, wohin er sich wenden sollte.

Heda! rief Dorsey. Her zu uns! — Die Wurst! Vergiß nicht: die Wurst! Der Lohn deiner Tugend! — Der Rattler ließ sich aber nicht locken; den Schwanz zwischen die Beine nehmend wandte er sich langsam und trabte in anderer Richtung davon.

Dorsey hob die Arme, und mit pathetischen Bewegungen, als stände er auf der Bühne, rief er dem Flüchtling nach:

He, Romeo! mein Better Romeo! —

Bei Rosalindens hellem Aug' beschwör ich dich,

Bei ihrer hohen Stirn, den Scharlachlippen . . .

Der Hund lief nur um so hurtiger in den Wald hinein. Endlich lachte Dorsey auf. Er wandte sich zu Berthold: Sehen Sie, sagte er, das ist der Lauf der Welt! Die Tugend geht ohne Lohn davon; und das Laster — — nun, das Laster setzt sich an die Tafel!

Bei alledem gestatten Sie mir die Frage, sagte Saltner mit einem fast grimmigen Gesicht, da er die dicken Brauen tief herunterzog: was für ein starker, süßer Teufelsdunst kommt denn da von Ihnen? Er ist garnicht übel, aber von einer Gewalt — — Er liegt in der Luft, wie Weihrauch in der Kirche; man riecht ja den Wald nicht mehr.

Statt zu antworten, griff der junge Mann in die Brusttasche, zog einen mit Golddruck verzierten Brief heraus und hielt ihn dem Alten vor's Gesicht.

. Sie meinen, von dem Brief da kommt's?

Nun ja, von dem Brief. Das ist eben der, von dem ich vorhin sagte. Von einer Dame natürlich . . .

Er lächelte, gar liebenswürdig leichtfertig, und steckte ihn wieder ein.

Aber erlauben Sie, brummte der Alte: von so einem Brief in der Tasche wird nicht eine ganze Gegend lasterhaft; denn das ist wirklich ein lasterhaft süßer Wohlgeruch. Wenn die Sünde als Weib herumginge, das wär' ihr richtiger Duft!

Dorjan lachte laut. Es wirbelte wie eine Art von Rausch zu den Wipfeln hinauf; denn diesem etwas bedenklichen Gesellen steckte ein eigener goldener Zauber in der Kehle. Sie haben übrigens Recht, sagte er darauf. Mein ganzer Rock — — Mir fällt jetzt ein: von demselben Duft hatt' ich noch einen Rest, den hab' ich mir, eh' ich nach Salzburg kam, auf den Rock gegossen. Davon riech' ich nun so nach Sünde. Pardon! Wie alles vergeht, wird auch das vergehn. Sie werden in der „Gemse“ staunen, werther Herr, wie tugendhaft ich auch sein kann. Wären wir nur erst dort! Ich hab eine Sehnsucht nach allerlei Labfal — und nach Ruhe — nach Rühle — — Mir wird gar nicht gut!

Er sagte das noch scherzend; es war aber eine letzte Anstrengung, mit der es zu Ende ging. Da sie aus dem Wald in eine Lichtung hinausgetreten waren, die in der Sonne glühte, schien sich dem Fremden ein Druck auf die Augen, auf das Hirn zu legen, wie in zu heißem Bad; er hob seine Hand zum Kopf, sein Gesicht überfüllte sich mit Blut, er begann zu seufzen. Endlich stand er still. Er schwankte. Saltner und Wittekind, schnell entschlossen und in schweigendem Einverständnis, sagten ihn rechts und links und führten ihn, so eilig wie sie konnten, über die Lichtung fort;

der eine mehr als mannesstark, der andre von Riesenkraft: so trugen sie die schlanke, leichte Gestalt fast mehr, als sie sie führten. Er widerstrebte nicht, er sprach auch nicht; mit geschlossenen Augen senkte er zuweilen leise vor sich hin. Als sie dann in neuem Wald, auf dem Wege, der Wittekind gestern zur „Schwigsruhe“ geführt hatte, vollends abwärts stiegen, schien die Schwäche von ihm zu weichen; er betheuerte mit freilich noch matter Stimme, er könne allein gehen, er bedürfe keiner Hülfe mehr. Doch in der Nähe der „Gemse“, da ihm die Sonne wieder auf den Scheitel brannte, begann er in erschreckender Weise zu stöhnen, und seine Glieder wurden wie Binsen, alle Kraft verließ ihn. Sie schleppten ihn noch eine Weile auf der Straße fort; etwa zwanzig Schritte vom Wirthshaus sank er ihnen bewußtlos aus den Armen.

Kathi stand vor der Thür, unter dem kleinen Schutzbach. Sie stieß den Schrei aus, den der junge Mann im Fallen unterdrückt hatte, lief herbei und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Indessen hatten die beiden Männer den Dhmächtigen bald emporgehoben, Berthold half ihn tragen, soviel man ihm übrig ließ, und so kamen sie in das Haus und die Treppe hinauf. Sie legten ihn auf das Bett, in welchem Waldburg diese Nacht geruht hatte. Er lag blaß wie ein Todter da; einen Augenblick war Wittekind, als sähe er Waldburg's kaltes, stilles Gesicht; aber der Ort, die Erinnerung an das hier geführte Nachtgespräch mochte ihn so täuschen und verwirren. Jedenfalls verflog die Aehnlichkeit bald. Dorsey lag lange, ohne sich zu regen; allmählich kehrte den blaßblauen Lippen ihre Röthe wieder, er schlug auch die Augen auf. Es währte aber noch eine Weile, bis sein Bewußtsein erwachte und er

mit einem eigenthümlichen Ausbruch von Wein nach etwas Wasser verlangte. Kathi, die ihn schon lange voll Mitleid betrachtet hatte, stürzte hinunter, um ein Glas zu füllen. Sie kam aber zu spät zurück: denn der jugendliche Körper hatte sich mittlerweile schnell entschlossen, die Stärkung im Schlaf zu suchen, und wie wenn er aus den Armen der Ohnmacht in die des Schlummers sankte, war er mit einer Art von Lächeln, den Kopf auf die Seite legend, friedlich eingeschlafen. Fast unhörbar seufzend kam und ging sein Athem, nur zuweilen bewegte ein leichtes Zittern seine Glieder.

Als er wieder erwachte, waren Stunden vergangen; die Sonne, die schon tief im Westen stand, schien in sein Gemach. Die gute Kathi stand neben seinem Bett. Sie war mittlerweile oft hinabgestiegen, als Kellnerin aufzuwarten, und immer wieder hinauf, um das Erwachen dieses armen Menschen ja nicht zu versäumen, um sogleich zu hören, wessen er bedürfe. Sein erster Blick fiel, sehr verwundert, auf das junge Mädchen. Er wandte sich ganz herum; seine grauen Augen, deren grünlicher Schimmer eben erst erwachte, wanderten, noch wie im Traum, über das unbekannte, blumenhaft blühende Gesicht. Der gespannte Zug von kindlicher Sorge und süßem Mitleid, der darüber hinzog, rührte ihn in dumpfer, gedankenloser Weise, da er noch nicht begriffen hatte, wo er sich befand. Auf einmal wußte er Alles. Er war Eugen Dorfan, und lag auf einem fremden Bett, und lebte; und es war gut, daß er lebte, da ein so reizendes Geschöpf ihn so gut und mitleidig ansah. Er lächelte ihr zu. Er lächelte so zufrieden und herzlich, daß sie thun mußte was er that. Die beiden jungen Gesichter lachten einander an. Er grüßte sie mit den Augen, dann

mit freundlichem, wiederholtem Nicken. Sie grüßte ihn ebenso.

Kommen Sie! sagte er nach einer Weile mit seiner einschmeichelnden Stimme. Sie kam, näher tretend. Er nahm ihre Hand, betrachtete sie und streichelte einmal leicht darüber hin. Dann sah er ihr mit heiterem Ernst schweigend ins Gesicht, hob seinen Arm bis zu ihrer Schläfe, nahm eine der braunen Locken, die ihr seitwärts in die Stirn fielen, die längste, und wickelte sie langsam um seinen Zeigefinger. Das Mädchen blickte ihn verwundert und mit stockendem Athem an, ohne sich zu rühren. Sie hielt so still, als müsse das eben sein, als wäre es so bestimmt und beschlossen. Als er dann die Finger wieder aus dem Locken zog, athmete sie auf.

Er legte den Finger an seine Lippen, küßte ihn, und lächelte ihr wieder zu. Und wie heißen Sie? fragte er.

Kathi, sagte sie leise.

Gute Kathi. Wenn es nun doch eine abgemachte Sache ist, daß ich leben soll — so lassen Sie mich auch ganz leben. Verstehen Sie mich, mein Herz! Ein Glas Wein, etwas Warmes, etwas, davon man satt wird, wenn man hungrig ist. Denn der Hunger kommt. Da ist er schon, dieser hagere Wolf. Er heult! Ich werde sterben, Kathi, eh Sie wiederkommen. Ich hab' lange nicht — — Aber was kümmert das Sie, oder irgend einen Menschen. Fragen Sie nicht, was; ich will irgendwas . . . Er zog ein Goldstück aus der Westentasche und hielt es in die Luft: So viel, wie das werth ist, bringen Sie mir zu essen!

Ueber Kathi's mitleidig trauriges Gesicht flog ein Kinderlächeln; sie sprang die Treppe hinunter. Unten erzählte sie den andern Gästen, Saltner und Wittelkind's, die

im „Salettl“ beim Schachbrett saßen, nur in fliegender Eile, der Herr mit den Glanzschuhen sei wach und habe Hunger. Aus der Küche eilte sie dann wieder hinauf, um seinen Tisch zu decken; bald danach, um ihm den ersten Hungertrost zu bringen. Man hörte sie oft die Treppe auf und nieder laufen, immer mit einem fröhlichen Summen oder Zwitschern auf den Lippen. Endlich kam sie wieder ins Salettl: der Herr sei nun satt; aber er habe Papier und Feder verlangt, und schreibe einen Brief. Denn er bleibe hier, es gefalle ihm in der „Gemse“. Es solle Jemand zur Stadt hinunter, ihm etwas Wäsche zu kaufen. Er habe schon wieder gesungen und lasse die Herren schön grüßen.

Nach einer Weile erschien er selbst; blieb im Eingang des Salettl's stehn, verneigte sich feierlich, und ging dann mit seiner zutraulichen, strahlenden Heiterkeit auf die Herren zu. Er hatte ein anderes Halstuch angelegt, — die einzige Veränderung, die er machen konnte; an seinen Händen, die nicht mehr in den Handschuhen steckten, sah man nun mehrere kostbare Ringe, die auf die außerordentliche Feinheit seiner langen Finger, seiner fast rothigen, sorgsam gepflegten Nägel aufmerksam machten. Von der Schwäche, die ihn vorhin niedergeworfen hatte, war nichts mehr zu spüren; dagegen leuchtete ein auffallender, heißer, übertriebener Glanz aus seinen Augen, den die Männer bemerkten, als er sich zu ihnen an den runden Tisch setzte. Saltner, der am Schachbrett gegen Vater und Sohn gekämpft hatte und soeben unterlegen war, betrachtete den jungen Mann mit scharfer Prüfung und schüttelte den Kopf. Zuletzt sagte er in seiner derben Aufrichtigkeit: Haben Sie Fieber, Herr, oder zu viel Wein im Kopf?

Weder das Eine noch das Andere, entgegnete Dorsey

lächelnd. Der Wein ist gewiß ein guter Freund, aber nicht der beste. Er wirkt erst wenn man ihm tüchtig zugesprochen hat, und man kann ihn nicht so in der Tasche bei sich tragen — wie den andern, den Busenfreund. Es lebe das Morphem!

Sie nehmen Morphem? fragte der Alte verfinstert.

Ja, ich bin so frei. Sie werden mich nicht aufessen, Herr, wenn Sie auch so ein Menschenfresser-Gesicht machen; und auch die gute Laune werden Sie mir nicht stören. Das ist ja eben der Segen dieses besten Bruders: er giebt uns eine Götterlaune, er hüllt uns in eine Wolke von Heiterkeit und Glück, daß keine Sorge hindurch kann. Der Verdruß und der Kummer stehn draußen, man sieht sie noch durch einen Nebel, aber man spürt sie nicht. Und man vergift, vergift! Das ist das Höchste: vergessen!

Saltners Brauen-Dickicht ging immer auf und nieder. Und nachher? fragte er. Die Folgen? Der Katzenjammer? Dorsey lächelte kalt. Lieber Herr, Sie verlangen zu viel. Umsonst ist der Tod!

Und Sie haben immer so ein Fläschchen in der Tasche? Ein Fläschchen, in das eine hübsche Menge hineingeht — eine Masse Glück!

Ich wollte, ich hätte Ihr Fläschchen —

Was würden Sie damit thun? fragte Dorsey, den dieses Gespräch nur erheiterte.

Ich würde es da unten in die Salzach werfen —

Wo sie am tiefsten ist! setzte Dorsey hinzu. Daraus schließe ich, mein Herr, daß Sie glücklich sind; daß Sie keinen Tröster, keinen Lebensbalsam, keine Lethé brauchen . . . Ich höre und sehe Ihre Moral, mein Herr; aber sie steht da draußen, wo der Verdruß und der Kummer stehn. Und

da steht sie gut. Das Leben ist ein Wahnsinn, Herr, ohne so einen Freund! O Asien, Land der Weisheit . . . Der Obergott ist Haschisch. Dem kommt Keiner gleich. In so einem grünen Haschisch-Täfelchen steckt das Paradies. Ich hab' einmal in einer Sommernacht, unter'm Sternenhimmel, auf dem Berdeck gelegen, im Haschisch-Wonnerausch; über mir stand ein Stern, der ward eine Sonne, seine Silberstrahlen wuchsen über den Himmel hin, Alles, Alles ward Licht, die ganze Welt ward ein Meer von Licht, und ich mußte immer lächeln und staunen, daß so eine Herrlichkeit gerade für mich geschaffen, und daß ich so heiter und so selig sei. Und ich war so leicht, ich fühlte mich fliegen, ich flog in das Licht hinauf. Ich war wie ein Gott. Herr, und so ein Glück gönnen Sie einem Menschen nicht? Nur Sorg' und Noth und ein Hundeleben — und es nie vergessen? — Es lebe der Haschisch. Und es lebe das Morphium. Auch Morphium ist gut. Und auch Wein ist gut. Kathi — wo ist Kathi — bringen Sie mir Wein, Kathi; Ihren rothen, sauren!

Er lachte auf, er erhob sich, und mit drolligem Theater-Pathos, mit dem gespielten Augenrollen eines Trunkenen reckte er den rechten Arm gegen Saltner aus. Wie sagt Junker Tobias bei dem göttlichen Shakespeare? „Vermeinst du, weil du tugendhaft seiest, solle es keine Torten und keinen Wein mehr geben? Und der Ingwer soll auch noch im Munde brennen“ . . .

Kathi, die drinnen im Haus trinkende Bauern bedient hatte, kam herausgelaufen. Sie hörte die letzten, sonderbaren Reden, sah die närrischen Geberden des Fremden, und bang an ihr Schürzchen greifend stand sie still. Als aber Dorsey sich wandte und wieder sein natürliches, fröh-

liches, unwiderstehliches Lächeln zu ihr hinüberflog, kam auch ihre kindliche Heiterkeit zurück. Wein, liebe Rathi! rief seine klingende, warme Stimme. Sie nickte und sprang ins Haus. Der alte Saltner trat, ohne etwas zu sagen, in den Garten hinaus und sah in die blaue Ferne, die sich im Widerschein des beginnenden Abendroths zu verfärben anfang.

Ein Mißgefühl, das er nicht ganz verstand, lag ihm auf der Brust; er sann nach und suchte. Warum sagte ihn bei den Reden dieses Herrn Dorsey so ein Widerwille? Warum mißfiel ihm sogar sein schönes, nicht gewöhnliches, von geheimem Kummer gezeichnetes Gesicht? Was war ihm dieser Mensch — und an was dachte er bei seinem Anblick? Irgendwann, irgendwo hatte er Jemand gesehen, der ihm ähnlich war; der seinem Gefühl ebenso mißfiel. . . Plötzlich tauchte es auf, und traurig lächelnd wiegte er den Kopf. Nur ein Bild, diesem Menschen ähnlich, hatte er gesehen; eine Photographie. Er stand im Weitz-Bruch am Untersberg mit Marie von Tarnow — damals noch nicht „von Tarnow“ — und nahm ihr die Photographie eines jungen Mannes aus der Hand, die er schon dreimal angesehen hatte, und sagte zu ihr: Gib Acht! nimm den nicht! Glaub' mir, es wird dein Unglück! — Sie schien ihm zu glauben; und ging wieder nach Amerika — und nahm ihren Jüngling doch. . . An jene Photographie ward er nun erinnert. So ungefähr, wie der Dorsey, sah der Herr von Tarnow auf dem Bildchen aus, das Unglück seiner Marie. Darum war ihm so ungut ums Herz. Darum wollte er lieber diesen Menschen nicht mehr sehn. . . Was thu' ich denn auch noch hier? dachte er. Wozu auf der „Gemse“? Marie wieder fort — der Ramenstag vorbei — also

zurück in die Einsiedelei am Kapuzinerberg — in den „Walb“ zurück!

Er ging langsam am Felsen hin und wollte von hinten ins Haus; eine lärmende Lustigkeit riß ihn aber aus seinen Gedanken und er sah über die Schulter zum Salettl hinüber. Dort trug eben Dorjay mit Kathi einen Tisch auf den Rasen hinaus; Berthold folgte mit Stühlen; Wittekind lehnte sich lächelnd an die Wand. Nach wenigen Augenblicken war die kleine Halle ebenso wie gestern geräumt, und Dorjay, seinen Hut ins Gras werfend, einen richtigen Fodler singend, sprang auf das Salettl zu und schwang sich über die Brüstung hinein. Kathi folgte ihm, aber sittig durch den offenen Eingang. Die Musik mach ich selbst! rief Dorjay. Steirisch über Alles! — Und mit kunstgerechter, angenehmer Stimme, bald mit Text, bald nur trällernd, sang er die Tanzmelodie, während er in allen Figuren des „Steirischen“ mit dem Mädchen dahinschwebte.

Kathi's Wangen glühten. War gestern, beim Tanz mit der Wabi, eine bacchantische Lustigkeit in ihr erwacht, so riß nun die närrische Wildheit ihres Gefellen sie bald wie in einen Rausch hinein; der Tanzteufel schien sich in ihren Gliedern zu wiegen, aus ihren Augen zu funkeln, während die tollmachende Stimme des Andern unermüdlich sang. Seine geschmeidige, biegsame Gestalt, in deren natürlicher Grazie die Morphem-Trunkenheit zuweilen verwildern aufzulobern schien, umspielte, umschwebte das Mädchen wie eine tanzende Flamme; ihre Augen sahen ihn so, ihr Herz fühlte ihn so, im Dahingleiten jauchzte sie still in sich hinein, sein Lächeln, seinen Gesang, seinen Athem trinkend. Es war ihr, als sei sie nun, und zum ersten Mal, in das Element gekommen, dem sie angehöre; als gehöre auch zum

„Steirischen“ kein Bewußtsein und kein Wille mehr. Sie schwamm so dahin, sie that von selbst, was sie sollte, Alles kam von ihm. Wie wenn der Magnet mit dem Eisen tanzte, so bewegten sie sich mit- und umeinander, ohne zu ermatten.

Saltner sah vom Felsen aus ihnen lange zu, bewundernd, zuletzt den Kopf schüttelnd. Endlich ging er ins Haus. Auch Wittekind, des Zuschauens müde, einen Arm auf Bertholds Schulter gelegt, führte seinen Jungen an der Straße hin dem Hause zu. Die Tänzer blieben allein. Kathi schloß einen Augenblick die durchglühten Augen; dann fühlte sie, daß Dorsey stehen blieb, fühlte seinen Athem und blickte wie im Traum wieder auf. Sie sah, wie sein Gesicht über dem ihren schwebte. Seine Augen lachten. Sein Mund öffnete sich, wie sie junge Rosen oder Nelken hatte aufgehen sehn. Seine Zähne blitzten. Sein ganzes lachendes Antlitz schien zu sagen: du und ich, wir sind glücklich!

Er flüsterte etwas; sie verstand es nicht. Sie fühlte nur, daß sie bangen müsse, wenn es ein Anderer hörte. Aber nun sah sie, umherblickend: Alle waren fort. Das Herz schlug ihr leichter. Sie wollte ihm sein Lächeln zurückgeben; nur daß eine andere, plötzliche Bangigkeit sie erbeben machte und ihr Athem stehen blieb, sie wußte nicht warum.

Kathi! sagte er.

Was?

Er antwortete nicht. Mit ernsthafterem Lächeln legte er ihr beide Hände an die feurigen Wangen, hob langsam ihr Gesicht zu dem seinen hin und drückte ihre und seine Rippen aufeinander.

Sie ließ es geschehen, wie wehrlos; mit kaum vernehmbarem Seufzen. Ihre Arme hingen schlaff herab; wie bei einem Kind, das sich ohne eigenen Willen küssen läßt. Als er sie wieder freigab, sah er aber ihr kindlich trauriges, verzagtes Gesicht; ihre Mundwinkel zogen sich hinab, die Augen flehten ihn an. Leise, aber deutlich sagte sie: Ach bitte, thun Sie das nicht!

Er horchte verwundert auf. Unbewußt einen Schritt zurücktretend starrte er auf diese rührende Verwandlung ihrer Züge. Wie zur Erklärung setzte das Mädchen noch leiser hinzu: Ich hab' noch Niemand geküßt!

Ah! sagte er, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, das ironisch sein wollte. Aber die Ironie verslog über ihrem Anblick. Er sah den vollen, warmen, hilflosen Ausdruck der Unschuld auf ihrem erblaßten Gesicht. Etwas vor sich himmelmelnd ging er von ihr hinweg und setzte sich auf die Brüstung, die er vorhin übersprungen hatte. Er blickte auf den Fußboden, seine Fersen schlugen sacht gegen die Holzwand, auf der er saß. Ich will's also nicht mehr thun! sagte er nach einer kurzen Stille. Gehen Sie, gute Rathi. Geh' weg, mein' ich; laß mich hier allein!

Sie athmete tief auf. Sie stand noch eine Weile, als wolle sie etwas sagen und könne es nicht finden. Endlich murmelte sie mit schwacher Stimme: ich danke Ihnen! und ging leise ins Haus.

Dorsey saß eine geraume Zeit, ohne sich zu rühren. Aus seinem Gesicht war das Leben fort; die Brauen hatten sich zusammengezogen, der Mund fest geschlossen, die Lider sanken ein und die Augen verloren ihren Glanz. Die Wirkung seines „Lebensbalsams“ schien verraucht zu sein; nur der Bodensatz seines Daseins schien zurückzubleiben, und

ein gewisses stumpfes Grauen zu erwachen. Es ward dunkel. Von der Rückseite des Hauses kam Jemand mit Licht. Er fühlte es im Auge, schüttelte sich und stand auf. Langsam, müde und schwer ging er auf die Straße zu, und von da in die Thür.

Wittekind trat eben aus seinem Zimmer, als Dorsey die Treppe heraufkam; betroffen blieb er stehn, da er den jungen Mann so verändert sah. Der Schein einer eben angezündeten Lampe fiel ihm ins Gesicht; es war grünlich bleich, ohne Jugend, die halbgeöffneten Augen hatten einen müden, kalten Schlangenblick, der Wittekind an Waldburg erinnerte. Sie gingen an einander vorüber; plötzlich aber fühlte Wittekind sich am Arm ergriffen, und ein sanfter Druck zog ihn fort. Kommen Sie! sagte Dorsey flüsternd, fast heiser. Bitte, kommen Sie! Schenken Sie mir noch einige Minuten! — Damit öffnete er schon seine eigene Thür und führte den halb widerstrebend Folgenden hinein.

Das beginnende Mondlicht erhellte die Nacht in Dorsey's Zimmer; dieser rieb auch ein Zündholz an, das er aus einem Westentäschchen holte, in seiner unruhigen Hand erlosch es aber, und er warf's auf die Erde. Seien Sie gut! sagte er mit sich erregender Stimme; ich kann noch nicht allein sein, und nicht unter Menschen; bleiben Sie ein wenig hier! Zu Ihnen hab' ich Vertrauen, muß ich Ihnen sagen; Sie haben so die richtigen Menschenaugen — ich meine, Augen, die mitfühlen, wie einem Andern zu Muth ist, die Alles verstehn und begreifen. Dieser Weißbart aber — Gott erhalte ihn — wenn ich dem erzählte, wie es in mir aussieht, so würd' er vermuthlich sagen: Werft den Kerl ins Wasser! Und Ihr Sohn — verzeihen Sie — der ist in all seiner göttlichen Unschuld noch eine Art von Kind!

— — Starren Sie mich nicht so an; nehmen Sie den Stuhl da. Mir ist schlecht zu Muth. Nur ums Herz, mein' ich; denn mit dem Hungertod — er lachte auf — mit dem ist's ja vorbei!

Wittekind fuhr auf. Was sagen Sie da? Sie haben —

Ein bißchen verhungern wollen, ja! erwiderte Dorfan, mit der Rückseite seiner Hand verächtlich über den Tisch fahrend. Weil ich dachte: mit meinen vierundzwanzig Jahren — und Allem, was darin ist — hab' ich genug gelebt! — Aber als ich merkte: das führ' ich nicht durch, die Bestie ist zu stark — da hab' ich mich da oben bei dem verrückten Fels an den Rand gelegt — ja, mein Herr, so ist's — und in meiner tapfern Schlaueit hab' ich mir gedacht: wenn ich hier, nach der schlechten Nacht, vor Erschöpfung einschlafe, dann roll' ich bei irgend einem unruhigen, tollen Traum — wie ich sie kenne, Herr — in den Abgrund hinunter, und der Spaß ist aus! — — Ich bitte Sie sehr, verdienen Sie mir's nicht. Ich brauch't's Ihnen ja nicht zu sagen, so wenig wie den Andern; — aber immer schweigen, schweigen, das ist auch entsetzlich; und Ihre Augen machen Einem Muth. Ich bin sehr unglücklich, Herr! Ich bin furchtbar unglücklich! Mir ist nichts geglückt, Alles ist verspielt; ein verpfushtes Leben . . . Keinem zu Liebe, Allen nur zu Leide . . . Darum wollt' ich fort!

Wittekind schwieg eine Weile. Er war sehr betroffen; so offene und so traurige Bekenntnisse hatte er nicht erwartet. Was soll ich Ihnen sagen? erwiderte er, nachdem er sich leidlich gefaßt hatte. Daß ich Sie sehr bedaure? Das hilft Ihnen ja zu nichts. Daß ich Ihnen Recht gebe? Herr, das thu' ich nicht. Oder daß Sie sich aufraffen,

weiterleben, bessermachen sollen? Indem ich das nur sage, schütteln Sie schon den Kopf!

So nehmen Sie mir erst mein Erbtheil aus dem Leibe! sagte der Andre mit einem so grimmigen, verzerrten Ausdruck, daß Wittekind erschrak. Nehmen Sie mir erst meinen Vater, Herr! Nehmen Sie mir das faulige Blut — und das edle Beispiel — und Alles, was von Anfang da war, oder so nach und nach über mich gekommen ist — weil ich diesen Vater hatte — den ich verfluche, Herr! Ja, ja, ja, verfluche! Heben Sie nicht die Hand! Ich verfluch' ihn doch! Es ist mein letzter, einziger Trost, daß ich ihn verfluche! Er gab mir dieses elende Leben, diese Eigenschaften, er hat mich gemacht, ich kann ihm nichts Gleiches anthun; und wenn ich sterbe, das thut ihm nichts, er lebt ruhig weiter; ich kann nichts, als schreien, laut in die Welt hinaus schreien, daß ich ihn verfluche — vielleicht hört es Jemand da oben in den Wolken — vielleicht kommt es als Echo in sein Herz zurück — vielleicht wird es ihm angerechnet — ich weiß nicht — aber mein einziges Labfal ist, daß ich ihn verfluche!

Die Luft schien von diesen wilden Worten zu beben; ein Glas auf einem Teller klirrte; Wittekind schüttelte sich, ein Schauer überlief ihn. Er schwankte eine Zeit lang, dann ging er still nach der Thür. Zu reden widerstand ihm, bleiben mochte er nicht. Ihm graute auch, in dieses Leben tiefer einzudringen; die Flüche gellten noch zu hart in seinem Ohr. Und doch lag ihm ein schweres Mitleid auf der Brust. Er war tief bedrückt, uneins mit sich selbst. Uebrigens ließ ihn der Andre gehn, ohne sich zu regen; er wandte nur betroffen den Kopf.

Erst als Wittekind die Hand zögernd auf den Thürbrüder legte, rief Dorsey ihn mit gedämpfter, weicherer Stimme an. Wittekind blieb stehn. Herr, Sie haben Recht! sagte Dorsey. Gehn Sie! Ich bin verrückt. Sie sind selber Vater; haben auch einen Sohn. Weil ich den vorhin beneidete, so brach es aus mir heraus . . . Aber meine Gründe, mein Leben, meines Vaters Leben — das alles kann ich Ihnen ja doch nicht sagen, Ihnen, einem Fremden; kann Ihnen nicht sagen, warum ich ihn verfluche . . . Verzeihen Sie mir, mein Herr. Unglückliche verlieren zuweilen den Verstand und vergessen, was schädlich ist. Seien Sie gut, grollen Sie mir nicht!

Wie sollte ich Ihnen grollen? sagte Wittekind, dem jetzt nur Mitleid ums Herz lag. Ich — — ich kann Ihnen nur nicht sagen, Herr Dorsey, wie sehr ich Sie bedaure.

Sehn Sie, das wußt' ich: Ihre Augen! entgegnete der Unglückliche mit einem unwiderstehlich liebenswürdigen Lächeln. Ich danke Ihnen; — gehn Sie. Versprechen Sie mir nur Eins, hochverehrter Herr: daß Sie den Andern nicht sagen wollen, was Sie hier gehört haben. Sie schütteln den Kopf; das ist mir genug. Wenn Sie mich morgen wiedersehn, soll Sie nichts daran erinnern, daß ich heute toll war. Ich werde nur thun was sich schickt! Dulden Sie mich noch einen Tag, oder zwei, in Ihrer Menschengüte; daß ich jetzt nicht in der Einsamkeit verkomme; — dann wird ohnehin das Schicksal wieder anklopfen und mich forttragen — wohin es will!

Kommen Sie, erwiderte Wittekind; gehn Sie mit hinunter. Wir sind alle Menschen, da unten!

Ich danke Ihnen sehr, sagte Dorfay, der an seinen Tisch gelehnt stehen blieb. Sie meinen es gut. Aber ich will Nacht machen; ich bleibe nun schon besser allein. Uebrigens hab' ich ja meinen Bruder: den Morpheus, in dem Fläschchen. Mit dem lebt sich's immer eine Strecke weiter. *Vogue la galère!*





VII.

Am Nachmittag desselben Tages — während Eugen Dorsey den „hageren Wolf“ den Hunger, mit Kathi's Hilfe bekämpfte — saß der Geheimrath Waldenburg behaglich und zufrieden in einem breitlehnigen Rohrsessel, auf der Terrasse vor seiner Thür. Er hatte sich in einer der sogenannten „Dependancen“ des Hotels A . . . in Salzburg einquartiert, in einem kleinen, eleganten Haus, das durch nichts an den Gasthof erinnerte und über dem Erdgeschoß, in dem er wohnte, nur noch einen Oberstoß trug. Der buschreiche, duftende Garten trennte ihn vom Haupthaus, wo Lilburg's nach alter Gewohnheit abgestiegen waren. Waldenburg, der es liebte, auf Reisen wie ein Fürst zu leben, hatte für die wenigen Tage dieses Salzburger Aufenthalts das ganze Erdgeschoß besetzt, obwohl nur sein Sekretär ihn begleitete, der diesen Morgen von Wien eingetroffen war. Er schwelgte jetzt in einem reizenden Durcheinander von Genüssen: er ließ, sog den Duft der Gartenbeete ein, hörte vom Oberstoß her, durch die offenen Fenster, die Gräfin Lana Klavier spielen, und sah, wenn er ausblickte, die Salzburger Citadelle und das Kapuzinerkloster hoch im reinen Blau.

Zu diesen Genüssen hatte er noch einen: die feste Ueberzeugung, daß Niemand so zu genießen verstehe, wie er.

Nur das Buch, das er las, begann ihn zu ermüden; ein Roman mit starken Situtationen, aber zu viel Reflexion und zu wenig Geist. Er hatte schon zweimal gegähnt. Mit einem leichten Ausdruck des Mißbehagens in seinem Paschagesicht wandte er sich gegen die Thür, die aus seinen Zimmern auf die Terrasse führte, und rief mit seiner klaren Kommando-Stimme: Niedau! Ein anderes Buch! — Ja so, setzte er hinzu, Niedau ist nicht hier.

Doch, er ist schon hier, sagte der Gerufene, der geräuschlos von der Eingangsseite des Hauses her um die Ecke gekommen war und hinter Waldburg stand. Es war ein wohlgebauter und sehr wohlgekleideter junger Mann mit einem auffallenden Kopf: schwarzes, lockiges Haar, üppige Magerlippen, kluge, unruhige, gelbliche Raubthier-Augen, deren forschendern Blick ein gutmüthiges, gewinnendes Lächeln zu verschleiern liebte. Niedau führte den Titel eines Sekretärs; seine Bestallung war, auch sonst noch Alles zu thun, wozu ihn Waldburg brauchte, und vor Allem ein Buch mit sieben Siegeln zu sein.

Sie sind ein unverbesserlicher Leisetreter, sagte Waldburg, der sich nun nach der andern Seite wandte: man hört es nie, wenn Sie kommen. Also was bringen Sie?

Niedau trat vor: Allerlei, Herr Geheimer Rath. Zuletzt war ich hier oben im Quartier Ihrer Excellenz —

Von dem „Zuletzt“ sprich er zuerst! unterbrach ihn Waldburg; ein Anfänger fängt immer mit dem Ende an. Also was haben Sie da oben erfahren, junger Diplomat?

Seine Excellenz Graf Lana werden noch heute erwartet, gegen sieben Uhr. Die Frau Gräfin wird sehr erfreut sein,

vorher noch Ihren Besuch zu empfangen; sie spielt jetzt Klavier.

Junger Hausnarr, das hör' ich! erwiderte Waldburg. Ohren hab' ich ja auch.

Niedau biß sich auf die hochgewölbte, fleischige Unterlippe und machte eine zuckende Bewegung; gleich darauf aber stand er wieder in unterwürfiger, bescheidener Haltung da. Kommen wir zur Hauptsache, Friß, sagte Waldburg gnädig, seine Ägel feilend. Was haben Sie bei Ihrem Vertrauensmann über Marie erfahren — er verbesserte sich —: über Frau von Tarnow?

Frau von Tarnow, meint er, sei nur so eine Abart von Witwe. „Er“ soll sie verlassen haben; nämlich der sogenannte Ehemann, nach dem sie sich nennt. Die Ehe wird sehr bezweifelt —

Das dacht' ich, sagte Waldburg mit seinem kalt heiteren Schmunzeln. Ich bezweifle sie auch. — Was sagt man ihr sonst noch nach?

Niedau zuckte die Achseln. Nichts Besonderes; sie gilt für tugendhaft.

Wie allerliebste er das sagt! — Also eine regelrecht zu belagernde Festung . . . Nun, an den Gestaden der Ostsee haben wir ja Zeit! — — Holen Sie mir jetzt ein anderes Buch, mein Sohn; das da stört die Verdauung.

Waldburg schneelte die Finger gegen das verachtete Buch, sodaß es von seinen Knien auf die Erde fiel. Niedau ging schon über die Terrasse zur Thür. Nun, so heben Sie das Buch doch auf! rief ihm Waldburg nach.

Mit verbissenem Aerger lehrte der Sekretär um und murmelte: Pardon. Er hob das aufgeschlagen daliegende

Buch langsam vom Boden, klappte es zu und flüsterte in dieses Geräusch hinein: Europäisches Sklavenleben!

Murmeln Sie etwas? fragte Waldenburg.

O nein, sagte Niedau. Er trat durch die offene Thür ins Terrassenzimmer. Erst drinnen murmelte er wieder, so laut, daß er selber es doch hören konnte: Sultan! Tyrann!

Waldenburg sah ihm nach. Er lächelte behaglich. Seine langen Beine dehnend sagte er vor sich hin: Man muß diese jungen Sozialdemokraten kurz an der Leine halten! — — Uebrigens thäte ich besser, jetzt nicht mehr zu lesen, sondern hinaufzugehn, eh' der pünktliche Graf Lana kommt. Das Klavier ist still; Melanie spielt nicht mehr. Versuchen wir, ob wir aus diesem Tag einen Glückstag machen!

Er nahm seinen schwarzen Hut, der auf einem Gartentischchen stand, ging um die Ecke der Hausthür, und stieg mit etwas unlustigen Knieen, unterwegs einen Handschuh anziehend, die breite, teppichbelegte Treppe hinauf. Oben empfing ihn ein Diener in Livree, der ihn ohne Weiteres zur Gräfin führte; sie erwartete ihn. Waldenburg trat mit großer Ehrerbietung ein und neigte schon an der Thür seine hohe Gestalt zu einer scherzhaft feierlichen Verbeugung vor der schönen Frau, die ihm entgegenkam. Erst als der Diener wieder verschwunden war, ging er vertraulich auf sie zu und küßte ihr mit der Zärtlichkeit eines alten Freundes die Hand.

Ich habe Sie heute nur unter Menschen gesehen, liebe Melanie, sagte er, in noch immer etwas geneigter Stellung, um nicht allzu hoch auf die zierliche Gestalt hinabzublicken. Das war mir nicht genug; ich mußte Sie allein sprechen — eh' Ihr Haustyrann da ist.

Ah! sagte die Gräfin und sah ihm klug forschend ins

Gesicht. Sie hatte lebhaftes, geistreiche Züge, zugleich aber war sie schön zu nennen: die noch unverwelkte Haut — obwohl die Frische der ersten Jugendblüthe längst vergangen war — hatte den edlen Ton des Elfenbeins, und lag über einem bewunderungswürdig feinen, aristokratischen Knochenbau, wie bei den zartesten Gestalten der griechischen Skulptur. Die weiche Rundung der Formen drohte zu üppig zu werden; in diesem unentschiedenen Zustand des Uebergangs wirkte sie aber um so verführerischer. Das braune, volle Haar wellte sich sehr reizvoll an den Schläfen; die Augen, fast von demselben Braun, schienen vor Allem klug, verständig, lebendig, trat aber dieses geistige Feuer zurück, so entschleierte sich etwas Schmachtlendes, Verlangendes, das auch mit der weichen Anmuth aller Bewegungen inniger verwandt schien.

Ich dachte, Sie brächten mir etwas, entgegnete sie, wie enttäuscht.

Ja, ja, ja, die Briefe! sagte Waldburg und hielt ihrem Blick möglichst gelassen Stand. Ich habe mich also zunächst zu entschuldigen, daß Sie die verlangten Briefe noch nicht haben: sie sind leider noch unterwegs. Auf Ehre! Mein Sekretär soll es Ihnen auf der Stelle bestätigen! — Er trat durch die geöffnete Glashür auf einen Balkon hinaus, der sich über seiner eigenen Terrasse befand, und rief hinunter: Niedau!

Niedau erschien sogleich auf der Terrasse; er verneigte sich gegen die Gräfin, die mit einiger Verwunderung über diesen Vorgang neben Waldburg getreten war. Sie befehlen? fragte er hinauf.

Das kleine Packet mit den Briefen, Niedau!

Der Sekretär wandte sich zur Gräfin: Ich bedaure

sehr, Excellenz, sagte er unterthänig, halblaut — sie sind noch nicht hier. Ich habe einen ganzen Koffer mit allerlei Papieren, unter denen sich auch diese Briefe befinden, von Wien hierher geschickt, mit Werth-Angabe, sodaß ein Verlust ganz unmöglich ist. Ich erwarte ihn jede Stunde!

Die Gräfin erwiderte nichts. Sie können gehn, sagte Waldburg. Niedau verschwand wieder ins Haus, und Waldburg trat mit der leicht errötheten Gräfin in den Salon zurück.

Sehen Sie, so steht es! sagte er. Gräfin Melanie sah ihn mit dem gemischten Ausdruck von Bewunderung, Hochachtung, Furcht und Wismuth an, mit dem sie ihn, seit sie ihn kannte, schon so manches Mal betrachtet hatte, und sagte, ihre weichen Hände ineinanderlegend: Merkwürdig, daß Sie diesem Menschen so ganz Alles anvertrauen!

Dem Niedau? fragte Waldburg. Das ist ein zuverlässiger Mensch; ein treuer Hund.

Meinen Sie! Ich finde das nicht in seinem Gesicht; wohl das Hündische, aber nicht das Treue.

Sie täuschen sich . . . Aber sagen Sie, Melanie: wozu wollen Sie auf einmal diese alten Briefe? Ich war stolz auf sie; sie gehören zu meinen glücklichsten Erinnerungen —

Er bemerkte eine unfrohe Bewegung Melanie's, die sich auf einen Divan gesetzt hatte, fuhr aber unerschüttert, wenn auch mit leiserer und zarter Stimme fort: Sie waren ein Schatz, diese Briefe, für den ich Ihnen ewig dankbar war, ewig dankbar sein werde. Weshalb fordern Sie ihn mir ab? Trauen Sie mir nicht?

Ich traue dem Zufall nicht, entgegnete Melanie. Dieser Koffer mit den „allerlei Papieren“ kann in böse Hände fallen; — kurz, ich will nicht, daß — —

Sie waren sonst nicht so ängstlich, meine theure Freundin. Seien Sie doch offen gegen mich — wie ich es gegen Sie bin. Sie wissen, ich belüge die ganze Welt, und mit dem reinsten Vergnügen — sie verdient's nicht besser — aber gegen Sie war ich immer so ehrlich und wahr wie die alte Sonne. Melanie, Sie sind — — Sie haben

— —

Was habe ich?

Ein — neues Gefühl, sagte Waldburg zögernd; einen neuen Roman. Leugnen Sie doch nicht. Einen neuen Roman, der so ernsthaft ist, daß Sie von dem alten, wenn auch längstvergangenen, nichts mehr wissen wollen; daß Sie ihn auslöschen, wegwischen, vertilgen möchten — oder wenigstens jedes Denkmal, das an ihn erinnert. Das Weiche in Ihren Augen, dieser schräge Blick, dieses Zucken mit den Schultern, Ihr ganzes Wesen verräth mir's, Melanie. Warum verbergen Sie's vor dem alten Freund. Er ist nicht eifersüchtig; — oder wenn schon ein wenig — wie's nicht anders sein kann — doch mit der nöthigen philosophischen Resignation!

Melanie seufzte leise. Sie sind zu klug, sagte sie, gleichfalls resignirt. Sie sehen den Menschen ins Herz. — Nun ja denn, ja denn — es ist so.

Und sehr ernst.

Und sehr ernst; ja! gab sie ihm zurück. Dann blickte sie ihn an, und ihre Augen wanderten auf seinem Gesicht. Ich sag' Ihnen aber nur noch Eins: „er“ ist Ihnen in Manchem ähnlich, auffallend ähnlich; hier und da sogar im Aeußeren. Weiter sag' ich nichts.

Also bescheid' ich mich, erwiderte Waldburg, der ihr nun wie ein Vater gesah. Ich hoffe, meine etwas

leidenschaftliche Freundin ist vorsichtig: sie verräth sich nicht —

Sie warf den Kopf zurück. Der Graf weiß von nichts, ahnt nichts. Er würde uns beide tödten, wenn er's wüßte. In der Eifersucht ist er von einer wahrhaft spanischen Energie; bei seinem sonstigen grandiosen Pöflegma —

Wie reizend objektiv Sie darüber reden! sagte Waldburg heiter, mit seinem genießenden Schmunzeln.

Indessen diese Heiterkeit schien sie zu verlegen; sie stand plötzlich auf und ging einmal stumm durch das Zimmer hin. Am Klavier blieb sie stehn, und sich zu ihm wendend, mit einem bösen Feuer im Blick, sagte sie halblaut: Wer hat mich so gemacht — als Sie? — „Reizend objektiv“ . . . Wer hat mich denn durch seine satanischen Theorien aus einer harmlosen, unerfahrenen, einfältig enthusiastischen Landfrau — ja, das alles war ich — zu einer objektiven „Weltdame“ gemacht? Glauben Sie, ich liebe Sie deswegen? ich habe nicht zuweilen einen Haß auf Sie? — Darum will ich ja diese Briefe, diese gottverwünschten —

Sie brach ab, eh sie das Wort noch ganz ausgesprochen hatte; sie biß sich auf die blaß gewordene Lippe, als hätte sie schon zu viel gesagt. Waldburg rührte sich nicht, und auch sein Gesicht blieb majestätisch ruhig. Nur langsam entschloß er sich zu einem sanften, liebenswürdigen Lächeln.

Aber lassen wir das, fuhr sie endlich fort, da er schwieg. Sie sehn „ihm“ zu ähnlich, wenn Sie so lächeln — und ich bin auch wieder zu gutmüthig, um im Ernst zu hassen. Also Sie wollen etwas erreichen, ich weiß es; darum sind Sie jetzt heraufgekommen, mußten Sie „mich allein sprechen“. Sie wollen nicht länger einfach der Herr von Waldburg sein, wollen Baron oder Excellenz werden; mein

Mann soll's Ihnen verschaffen, — Ihr alter Lieblingsgedanke; und da er heute kommt, wollen Sie geschwind das Eisen schmieden. Nicht wahr, ich bin auch nicht dumm, ich kann auch errathen.

Waldburg verneigte sich mit der heitersten Grazie: Ich bewundere Sie, meine Schülerin und Meisterin, und sage nichts weiter!

Der Graf kann Ihnen auch nützen wie kein Anderer, fuhr sie, nun doch etwas geschmeichelt, fort. Er hat einen ganz merkwürdigen Einfluß auf seinen Bruder, den Minister, und der Minister hat das volle Vertrauen Seiner Majestät. Aber, Unglücklicher, Sie gefallen meinem Mann nicht. Sie, der Sie so geschickt sind, den Menschen zu gefallen, sind ihm antipathisch. Er hält Sie für sehr frivol, nicht bloß bei den Frauen, auch in anderer Hinsicht; und Sie wissen, er selbst ist ein strenger Ehrenmann, ohne jeden Makel!

Gehn Sie mir doch, sagte Waldburg. Der Herr Graf hat es leicht, ein „strenger Ehrenmann“ zu sein: geborener Lord, reich, mit Seiner Majestät aufgewachsen wie ein Kamerad, Mitglied des Herrenhauses, gewesener Minister, von erhabener Unwissenheit und göttlich borniert —

Wie der Neid übertreibt!

Brauchte nichts weiter zu lernen, als Reiten, Tanzen und Schießen — nun, und das kann er allerdings: er trifft die Taube im Flug; aber immer an der Wahrheit vorbei, wenn sie ihm auch still hält!

Nun, sagte die Gräfin etwas boshaft, was Sie betrifft, hat er's doch getroffen. Auch hält er Sie für — nun, wie soll ich sagen — für einen Beförderungs-Jäger, und die mag er nicht. Endlich: das Epigramm!

Was für ein Epigramm? fragte Waldburg.

Thun Sie doch nicht, als müßten Sie von nichts! In das Buch mit den satirischen Epigrammen, das Sie mir vor Jahren einmal zeigten — Ihr sogenanntes „schwarzes Buch“ — haben Sie offenbar auch ein Epigramm auf den Grafen aufgenommen; denn mehrere gute Freunde haben mir davon erzählt. Kurz, das hat nun irgend Jemand auch dem Grafen verrathen —

Ah! welche Niedertracht!

Gräfin Melanie setzte sich aufrecht, über ihr weiches Gesicht mit dem aristokratischen Näschen flog ihr geistreichstes Lächeln. Sie sagte langsam und jedem Buchstaben Nachdruck gebend, während sie die Fingerspitzen leicht gegen einander schlug: Wie gut Ihnen die Empörung steht. — Ja, warum sind Sie denn so eine böse Zunge, die ihre Mitmenschen nicht schonen kann?

Gute Melanie, antwortete Waltenburg mit einem Ton wahrer Aufrichtigkeit, den sie nicht oft von ihm hörte: verkennen Sie mich doch nicht. Es muß zuweilen heraus! Wenn ich vor all den Hohl- und Querköpfen eine Weile geknabbert und scherwenzelt habe, weil die unendliche Dummheit der Welteinrichtung sie über mich gestellt hat — wenn ich Therfites als Achilles und Kaliban als Ariel behandelt habe — dann muß es heraus! Dann greife ich zum stählernen Dolch mit der kleinen Spalte, tauche ihn in schwarzes Tintenblut, und schlachte einen dieser Däsen — nur um im Vergleich zu bleiben — auf dem Altar der Wahrheit, sodasß sein bißchen Lebenssaft in mein Epigrammen-Buch hinüberspritzt. Schelten Sie mir dieses „schwarze Buch“ nicht! Es ist die Wiederherstellung meiner Menschenwürde; mein Hauptbuch, aus dem ich am jüngsten

Tag Rechenschaft ablegen werde, meine Ehrenrettung vor Lessing, Voltaire und den andern Göttern!

Wie Sie doch alles zu vergolden wissen, sagte Melanie gedämpft; unheimlicher Mensch Sie. — Wenn Sie nun aber die Insolenz begangen haben, auch meinen Mann dahinein zu schlachten —

Waldburg stand plötzlich auf. Er wuchs so hoch in die Höhe, daß die sitzende Gräfin den Kopf fast verrenken mußte, um sein unendlich spitzbübisch lächelndes, diabolisches Gesicht zu sehn. Halt! rief er aus. Ich hab's!

Was haben Sie?

Den Grafen. Das heißt, ich werde ihn haben; ja, ja, geben Sie Acht. Ich werde mir diesen beleidigten Ehrenmann versöhnen, ihn für mich gewinnen — wenn die liebenswürdige Melanie mir hilft! Wir machen eine wunderschöne kleine Intrigue mit einander . . .

Die Gräfin blickte ihn bedenklich an und schüttelte den Kopf.

Eine Intrigue, theure Melanie, die zugleich dieses böse Epigramm auf den Grafen vernichtet, aus der Welt schafft: also thun Sie ein gutes Werk, wenn Sie mir da helfen!

Und wie wäre das?

Wir — vertauschen das Epigramm! Er seufzte humoristisch auf: ich bringe ein blutiges Opfer des Intellekts und setze an die Stelle dieses treffenden, witzigen, kunstgerechten Sinngebichtes ein elendes Roth-Epigramm, das scheinbar und ungefähr dasselbe sagt, aber mit der Samtpfote endigt . . . Ich drücke mich schief und unverständlich aus; aber ich weiß was ich meine. Indem ich so halb mechanisch zu Ihnen weiter spreche, dichte ich an meinen

Bersen, an meiner Gaukelei . . . Erlauben Sie einen Augenblick!

Er ging durch das Zimmer und trat auf den Balkon hinaus.

Melanie stand auf. Was wollen Sie da? rief sie ihm nach.

Ich observire den Schauplag; ich inscenire meine Komödie. Denn es handelt sich nicht blos um das Epigramm: auch um eine kleine spitzbüßische Komödie, hier im Garten zu spielen — auf meiner Terrasse und auf Ihrem Balkon —

Ah! jetzt sind Sie in Ihrem Element! rief die Gräfin aus.

Waldenburg kam mit seinen majestätisch = unsicheren Schritten langsam zu ihr zurück. Er nahm ihre linke Hand zwischen seine beiden, streichelte sie sanft und sagte mit seinen schmeichelndsten Tönen, indeß ohne Zärtlichkeit, die ihr mißfallen hätte: Meine theure, angebetete Melanie! Wann kommt er?

Der Graf?

Er nickte.

Jetzt gleich! — Sie sah nach ihrer Uhr. — Ich muß ihm entgegen, und Sie müssen fort!

Bitte, einen Augenblick! — Er ist noch immer der absolut regelmäßige Mensch?

O ja; bis zum Wahnsinn. Alles, Alles thut er zu bestimmter Zeit —

Alles?

Ja.

Was wird er heute Abend thun?

Das kann ich Ihnen sagen! Nach der Ankunft macht

er Toilette. Dann sitzt er hier, bei mir; sobald die Uhr aber acht schlägt — und das wird dann bald geschehen — schöpft er noch etwas Luft —

Sehn Sie, fiel Waldenburg ihr ins Wort, wie triumphirend: das glaubte ich zu wissen. Punkt um acht! Und in diesem Fall hier auf diesem Balkon!

Ja; offenbar. Er liebt die Balkons. Zehn Minuten frische Luft, dazu ist ihm nichts so bequem und angenehm, wie so ein Balkon. Nach diesen zehn Minuten eine Tasse Thee; und um neun — als Frühaufsteher — ins Bett!

Gut, vortrefflich, erwiderte Waldenburg. Um acht werde ich da unten auf meinem Posten sein; verlassen Sie sich auf mich! Wenn alles glückt, wie es soll, so werden Sie zehn Minuten später mit ihm eine Tasse Thee trinken und ihm dabei klar machen, daß ich nun endlich Excellenz werden muß —

Sind Sie toll? — Wie fange ich das an?

Warten Sie's nur ab! — Und wenn es Ihnen gelingt, so singen Sie mir zum Zeichen, an Ihrem Klavier, jenes alte Lied:

Du schönes Fischer mädchen,
Treibe den Rahn ans Land — —

Lassen Sie das alte Lied! unterbrach ihn die Gräfin, der ein unholdestes Gefühl die Lippen verzog. Es ist die höchste Zeit! Adieu!

Melanie! sagte er, nach seinem Hut greifend. Wollen Sie?

Sie zögerte; dann murmelte sie, offenbar etwas widerwillig: Wenn ich kann! — Aber dann werden — diese Briefe kommen! setzte sie mit Nachdruck hinzu.

Gewiß, auf mein Wort! erwiderte er, die Schwurfinger hehend.

Sie entließ ihn mit einer schwachen Handbewegung: Mein böser Dämon! Adieu!

Waldburg trat auf den Vorplatz hinaus. Er blieb stehen und horchte noch einige Augenblicke; sie schien etwas zu murmeln, leider zu leise: er konnte es nicht verstehn. Diese kluge Melanie! dachte er und lächelte kalt. Sie hat allerlei gegen mich einzuwenden; sie wäre mich lieber los; — aber noch halt' ich sie fest. — Wer wohl der neue Glückliche ist? — — Gleichviel. Jetzt zu unserm „Tanz“ mit dem Grafen! — Er ging gemächlich weiter und die Treppe hinab. Dieser edle Graf, dachte er, ist neugierig wie ein Weib, und weiß vor Allem gern, was man über ihn denkt. Außerdem gehört er zu den prächtigen und leicht zu lenkenden Menschen — ich konnte nur bis heute nie an ihn herankommen — die sich auf ihre geräuschvolle Energie, ihre starken Worte viel zu Gute thun; haben sie darin das Nöthige und auch das Ueberflüssige geleistet, so werden sie sadendünn und sind um den Finger zu wickeln — wenn man diese nützliche Operation nur mit der nöthigen scheinbaren Unterwürfigkeit und mit vorsichtig applicirter Schmeichelei vollzieht. So behandelt ihn offenbar diese talentvolle Frau, unsre Melanie! Will sie etwas von ihm, so wartet sie ab, bis sein Anfall von Schneidigkeit vorüber ist: dann erst beginnt sie die Operation. Er hält sie für „schwach“, für „weich“, darum fürchtet er sich vor ihr ganz und gar nicht, der gute Graf, und darum wickelt er sich so gut über ihre kleinen Finger. Mich hält er nicht für „schwach“, wie ich höre, aber für „leicht“, „pas sérieux“, „zu frivol“ um ein Charakter zu sein, der consequent seine Zwecke durchsetzt. Vielleicht überrasch' ich ihn heute. Vielleicht bringe ich ihm eine ganz andere Meinung von mir

bei. Vielleicht mündert er sich, der feierliche Graf. . . .
Vogue la galère!

Waldburg kam auf seine Terrasse, wo schon die Tafel gedeckt war; für vier Personen, denn Tilburgs und Frau von Tarnow sollten bei einem einfachen, „kurgemäßen“ Nachtmahl seine Gäste sein. Er rief Riedau, der sogleich aus dem offenen Gartenzimmer heraustrat. Hier haben Sie den Schlüssel zum Schreibtisch, mein Sohn, sagte Waldburg, der nie selber that, was ein „besoldeter Sklave“ für ihn thun konnte; holen Sie das „schwarze Buch“! — Riedau ging hinein. Das neue Epigramm muß dem alten ähnlich sein, sagte Waldburg leise vor sich hin, über die Terrasse pendelnd; so ähnlich, wie oft ein dummer Bruder einem geistreichen ist; so ähnlich, daß, wer von dem echten die Glocken hat läuten hören, denken muß: ja, so war's! — Den Teufel auch, so ein gut gearbeitetes, braves Epigramm gegen einen faden, verbrauchten, saftlosen Allermelts-Spaß umzutauschen. . . . Aber die Sache will's!

Riedau kam mit einem schwarz gebundenen, sehr eleganten Buch in Album-Form zurück. Waldburg nahm es, sah seinen Sekretär und Vertrauten mit fast zugetrissenen Augen an und fragte: Sagen Sie mal, können Sie ein Blatt aus diesem Buch so geschickt herausnehmen und ein anderes so elegant an die Stelle kleben, daß kein Aug' es entdeckt?

Wenn ich das nicht könnte! entgegnete Riedau mit einem geringschätzigen Lächeln.

Ich habe dich nicht beleidigen wollen, mein Sohn; — also gut, du kannst es. Dieses Blatt soll heraus; dieses leere soll da hinein. Ich werde aber vorher ein paar Verse darauf schreiben; warten Sie so lange!

Er setzte sich an ein Tischchen und überlas zunächst das zu opfernde Gedicht:

„Der edle Graf! Ich kann ihn nicht gut leiden.
Warum nicht, fragst du? — Lieber Gott! Ich weiß,
Der Mann ist makellos, der Ehre Preis;
Mit seinen Orden kann er sich bekleiden,
War nie betrunken, hat kein Weib verführt,
Kein Holz gestohlen, keinen Biß gemacht,
Das Pulver nicht erfunden, nie gedacht,
Und jederzeit gethan, was sich gebührt;
Kurz, stirbt er einst — doch sicher ohne Hast —
So wird ein Mustermann mit ihm begraben;
Nur eine Eigenschaft ist mir an ihm zur Last:
Die, keine einzige zu haben!“

Während Waldburg die Verse las, formten sich ihm die neuen, die ehrbar und langweilig an ihren Platz treten sollten. Er ließ sich das Schreibzeug bringen, und nachdem Niedau mit großer Geschicklichkeit das verbrecherische Blatt herausgeschnitten hatte, beschrieb Waldburg das leere, mehr als einmal seufzend. Diese Melanie, dachte er, während er schrieb, wird ewig eine junge Frau bleiben; eine charmante Frau. . . . Aber ich hab' keinen andern Gedanken mehr, als Marie von Tarnow! — — Machen Sie Licht, sagte er dann. Wir wollen noch ein Opfer bringen und die Wahrheit als Irrthum abschwören, wie weiland Galilei. Er hielt das ausgelöste Blatt über die Flamme der Kerze, die Niedau angezündet hatte, und ließ es sich in der Glut langsam zu Tode krümmen, bis es in schwärzliche Asche verwandelt war. Ein Reher, der verbrannt wird, sagte er im Zusehn. Ein Auto da fè! — Schau dir das an, mein Sohn: so ist diese erbärmliche Welt!

Niedau lächelte, abgewandt, über dieses unzeitige

Pathos; dann ging er mit dem Buch ins Haus, um den schwierigeren Theil seines Geschäftes zu verrichten. Waldenburg sah Anton, den Kellner, vom Haupthause her durch den Garten kommen; er winkte ihn heran und sagte: Legen Sie die Gedecke um. Nicht eines an jeder Seite, sondern hier auf der Hausseite zwei; da drüben, dem Balkon gegenüber — dem Haus gegenüber, mein' ich — da soll Niemand sitzen.

Warum nicht? fragte der Kellner.

Waldenburg betrachtete ihn von oben herab mit seinem Fürstengesicht. 'Junger Mann, sagte er dann, merken Sie sich Folgendes: Haben Sie stets für Alles, das Sie thun, einen guten Grund, aber sagen Sie ihn nicht jedem Narren, der Sie danach fragt. — Also, wie gesagt, zwei Gedecke hierher!

Der Kellner ward roth, gehorchte aber schweigend; er hatte nicht den Muth, einem so langen und majestätischen Menschen zu widersprechen. Unterdessen lauschte Waldenburg, etwas zur Seite gebeugt; Graf Vana schien zu kommen und auf der andern Seite ins Haus zu gehn; Waldenburg glaubte seine etwas schwerfällig sprechende, fette Bassstimme zu hören. Also der große Mann war da . . . Bald darauf kamen seine Gäste: die Baronin Tilburg, auf ihren schmachtenden „süßen Füßen“, wie der Spötter dachte, der Baron in seiner absoluten Tadellosigkeit vom Kopf bis zur Zehe, und die blasse Marie, heute minder blaß, den Kopf in einem Schleiertuch, das ihr vortrefflich stand, und das dem so gerne hoffenden Waldenburg zu sagen schien, daß sie ihrem neuen Freund zu gefallen wünsche.

Run? Sind wir heute pünktlich? fragte die Baronin.

Meine theure Baronin, sagte Waldenburg heiter und

küßte ihr die Hand, Sie zwingen uns immer zur Bewunderung: entweder durch die Kolossalität Ihrer Verspätungen, oder durch das Unbegreifliche Ihrer Pünktlichkeit! — Also auf Verlangen der Damen essen wir hier draußen, bei dem schönen Abend; und auf Befehl der Baronin höchst kurgemäß einfach: nur Einen Gang, und den Nachtiß. Leider, leider ohne unsre Gräfin. Anton, junger Mann, thun Sie ihre Pflicht!

Die kleine Gesellschaft setzte sich, wie der Hausherr es wünschte: die Baronin neben ihm auf der langen Seite, die Andern rechts und links, gegenüber Niemand. Auf das kalte Borgericht blickend, das Waldburg ihr anbot, sagte die Baronin mit beinahe mädchenhafter, begehrllicher Wangigkeit: Meine liebe Marie, darf ich davon essen?

Frau von Tarnow antwortete lächelnd: Auf mein Wort, Sie dürfen.

Ich esse nämlich nichts mehr ohne meinen „Leibarzt“, sagte die Baronin zu ihrem Nachbar; das ist das Bequemste und Sicherste, was es giebt! — Aber um Gottes willen, warum sehn Sie nach der Uhr?

Ich? fragte Waldburg, der sich bei seinem verstorbenen Griff in die Westentasche ertappt sah. Hatte ich da eben die Uhr? So war das vermuthlich noch ein unbewußter Zweifel, ein Rest von Unglauben an Ihrer Pünktlichkeit. Ich bin offenbar ein kritischer, schlechter Mensch! — — Was man für Albernheiten sagt, dachte er darauf, wenn man überrascht wird. Teufel, es ist schon spät! bald die höchste Zeit! Niedau noch nicht fertig? Ich hätt' ihm ja sagen müssen, daß ich das Buch augenblicklich brauche. . .

Er war drauf und dran zu rufen. Aber Niedau kam. Das Buch ist fertig, hörte Waldburg leise an seinem

rechten Ohr. Es war ihm unangenehm, den warmen Athem dieses „Sklaven“ zu fühlen; aber was lag in diesem Augenblick an so einem Mißgefühl. Gnädig wandte er sich, nickte dem Sklaven zu, und sagte zu seinen Gästen, um ein Uebrigcs zu thun: Sie kennen ja wohl meinen Sekretär noch nicht; da steht er. Friß Riedau; ein hoffnungsvoller junger Mann, der sich in meiner Schule zum Minister ausbildet; er sucht schon den Platz auf meinen Schultern, auf den er einst treten wird. — Riedau! sagte er dann leise. Bleiben Sie da drinnen, bei der offenen Thür. Geben Sie Acht, Sie können etwas lernen. Aber athmen Sie mich nicht so an! Was ist Ihre Uhr?

Drei Minuten vor acht, flüsterte Riedau. Waldenburg stand auf.

Was giebt's? was giebt's? fragte die nervöse Baronin.

Ich bitte, erschrecken Sie nicht! erwiderte Waldenburg mit seinem harmlosesten, unschuldigsten Lächeln. Meine Damen und Herren, fürchten Sie mich nicht, weil ich so feierlich dastehe; unterbrechen Sie auch nicht die heilige Handlung des Essens; ich fühle nur das Bedürfniß, einen Monolog zu reden, der gegen jenes leichtfertige, unedle Wort gerichtet ist: „Die Abwesenden haben Unrecht!“ In diesem verderbten Zeitalter ist es eine Herzensfreude, so edle und tugendreiche Gäste bei sich zu sehen; aber ebenso ist es ein Herzenskummer, daß —

Unwillkürlich hielt Waldenburg inne, denn in diesem Augenblick schlug eine Thurm-Uhr acht. Gleich darauf glaubte er hinter und über sich Schritte zu hören, auf den Balkon heraus. Er horchte auf die großen und schweren Füße des Grafen so gespannt, wie er als Primaner auf die Füßchen seiner heimlichen Jugendliebe gehorcht hatte.

Was ist ein Herzenskummer, lieber Waldburg?
fragte Elburg verwundert, da der Redner schwieg.

Pardon! sagte Waldburg, der nun nicht mehr zweifelte: der große Graf Lana stand über ihm auf dem Balkon. Meine Herrschaften, ich war nicht ganz bei Sinnen: mir fuhr etwas durch den Kopf! Also ein Herzenskummer, daß unsre gemeinsame Freundin, unsre hochverehrte Gräfin Lana, unter uns fehlt; bekanntlich verhindert durch die Erwartung ihres Herrn und Gemahls, der sich in diesem Augenblick vermuthlich in den bequemen Hausrod der glücklichen Ankunft hüllt. Mir, meine Herrschaften, stört er unsre Freude; und ich glaube, Sie wissen längst, daß ich ohnehin gegen diesen Mann allerlei auf dem Herzen habe —

Der Graf auf dem Balkon machte eine Bewegung, er trat etwas näher an die Brüstung; der verstohlen horchende Waldburg glaubte es zu hören. Sie kennen mich als einen offenerzigen Menschen, fuhr er fort; warum soll' ich auch heucheln! Dieser edle Graf — er ist überhaupt etwas unbequem; er drückt die weniger erhabenen Naturen durch seine vornehme, unanfechtbare, unbestechliche Größe; unbestechlich in jedem Sinn, da er die Menschen unfehlbar durchschaut und es lächerlich wäre, vor ihm Komödie spielen zu wollen . . .

Melanie trat zum Grafen auf den Balkon; sie horchte, beinahe verblüfft, noch nicht recht begreifend; wider Willen aber mußte sie lächeln.

So würde ich denn auch nie versuchen, sprach Waldburg in fließender Rede weiter, mich diesem Mann ernstlich zu nähern, weil ich meine Inferiorität fühle; mein etwas leichter Sinn, der durch den Uebermuth meiner Reden noch leichter scheint, als er ist, würde einem so durchgebildeten

Mustermenschen nicht gefallen können; und lieber will ich von ihm verkannt werden, als mich besser machen, als ich bin! Es muß ein ähnliches Verhältniß sein, wie zwischen Antonius und Cäsar Octavian: mein Geist fühlt sich gedrückt unter dem seinen . . . Waldburg lächelte: Und darum benütze ich jede Gelegenheit, ihm ein wenig zu grollen — und so auch die heutige . . . Mit wachsender, herzlichster Heiterkeit setzte er hinzu: und bei aller Verehrung, Bewunderung und Liebe kann ich ihn eigentlich nicht leiden! — Ja ich habe sogar in eben diesem Sinn ein freches Epigramm auf ihn gemacht —

Graf Lana hatte bei den vorausgegangenen Bekenntnissen würdevoll-behaglich gelächelt und der Gräfin mit einer heiteren Kopfbewegung gewinkt; jetzt aber fühlte er seine Pflicht als Cavalier, den Redner zu unterbrechen, seine Anwesenheit kund zu thun. Er beugte sich vor und rief hinunter: Guten Abend, Herr Geheimer Rath!

Waldburg schien zu erschrecken. Seine Excellenz! sagte er mit sinkender Stimme, und drehte sich herum. Die Andern erhoben sich. Sie sahen nun alle den Grafen auf der Altane stehen, über deren Brüstung er heruntergrüßte; neben ihm die Gräfin, deren Wangen erröthet waren. Sie war trotz ihrer Fülle sehr zierlich neben der stattlichen Gestalt des Grafen, der breite Schultern und einen bedeutenden Leibesumfang hatte. Sein dünnes, schlichtes Haar, das ganz rasirte Gesicht mit den glatten, fetten Wangen, der etwas gebogenen Nase und dem schöngeschnittenen Mund leuchtete im Abendlicht, in einer goldigen Verklärung, in der die gewohnte feierliche Würde der ganzen Erscheinung gleichsam geschmolzen war. Auch schwebte eine angenehme, gemäßigte Heiterkeit über den gewöhnlich unbelebten, starren,

streng dressirten Formen. Das Gesicht hatte sein liebenswürdigstes Lächeln angelegt und wandte sich Waldenburg zu.

Sie haben sich beklagt, wie ich höre, sagte der Graf mit Humor, daß meine Frau nicht Ihr Gast sein konnte, weil sie mich erwartete. So schide ich sie wenigstens jetzt noch auf ein paar Minuten; und werde mir erlauben, sie zu begleiten, wenn es Ihnen recht ist!

Waldenburg verneigte sich mit vornehmer, doch bescheidener Grazie. Eure Excellenz erweisen mir eine hohe Ehre —

Also wir kommen!

Der Graf und die Gräfin verschwanden vom Balkon. Aber das ist ja drollig! sagte die Baronin. Es scheint, Ihre Tischrede hat wie ein Magnet gewirkt und den Grafen Lana auf den Balkon gezogen —

Was sagten Sie da zuletzt von einem Epigramm? unterbrach sie der Baron. Mein Lieber, ich muß Ihnen sagen — setzte er lustig hinzu — von diesem berühmten Epigramm hatt' ich schon gehört!

Waldenburg machte ein ernstes Gesicht: Meine Freunde, ich fürchte, auch Seine Excellenz hat jetzt davon gehört; er stand ja auf dem Balkon!

Ist es denn so schlimm? fragte die Baronin. Waldenburg antwortete nicht; er ging den Lana's entgegen, die er kommen hörte. Sehr beglückt, aber mit einer etwas scheuen, befangenen Zurückhaltung, die er vollendet spielte, begrüßte er den Grafen: Ich hätte nie gehofft, Excellenz, Sie an der Schwelle meiner Wohnung begrüßen zu dürfen —

Der Graf unterbrach ihn. Mit wohlwollendem Lächeln sagte er: Ich verstehe diesen etwas förmlichen, feierlichen Ton; nicht weil ich „die Menschen durchschaue“, wie Sie

meinen, sondern weil ich, offen gestanden, einen Theil Ihrer Tafelrede von vorhin gehört habe. Da möchte ich nun versuchen, Ihrer „Scheu“ vor mir ein Ende zu machen — er reichte ihm die Hand — aber ich bin auch neugierig: auf das Epigramm.

Excellenz! sagte Waldburg scheinbar verwirrt, mit leise vibrierender Stimme.

Nach Ihrer Rede zu urtheilen, wird es wohl auch so schlimm nicht sein, dieses Epigramm. Fürchten Sie nichts, ich kann etwas vertragen. Ich bitte, unterhalten Sie uns mit diesem Epigramm!

Mein lieber Graf, dachte Waldburg, unter allen Umständen hätten Sie's gehört: wenn Sie mich nicht unterbrachen, hätt' ich's vorgelesen! — Er erwiderte, noch zögernd: Excellenz — es ist eine Ausgeburt harmlosen Uebermuths —

Eben darum; lassen Sie nur hören!

Ich bin nicht feig genug, um es abzuschlagen . . . Riedau! Holen Sie aus meinem Schreibtisch — die Schublade ist offen — ein großes schwarzes Buch! — — Der kleine, dürftige Scherz ist schon vor einem Jahr entstanden, wie Sie sehen werden; eine muthwillige Sommerfliege in der Badezeit . . .

Riedau kam mit dem Buch. — Sie bestehen darauf, Excellenz?

Ich bestehe darauf, antwortete der Graf. Anton hatte noch Stühle gebracht, Alles saß um den Tisch. Nur Waldburg blieb stehn; er blätterte in dem Buch, fand das untadelhaft eingeklebte Blatt, und las mit dem gründlich geschnittenen, Scherz und Ernst ineinanderschmelzenden Wohlklang seiner Stimme:

„Begründete Antipathie“.

„Der edle Graf! Ich kann ihn nicht gut leiden —“

Ja, fiel der Graf ein, das hat man mir erzählt: so fing es an!

Waldburg blickte ihn verwundert an, als höre er etwas ganz Neues; dann begann er von vorne:

„Der edle Graf! Ich kann ihn nicht gut leiden.
Warum nicht, fragst du? — Lieber Gott, ich weiß,
An Gaben fehlt's ihm nicht; er ist der Ehre Preis,
Vor Menschen stolz, vor seinem Gott bescheiden,
Der Guten Freund, dem Teufel sehr verhaßt,
Ein Mustermenschenbild wird einst mit ihm begraben;
Doch Eine Schwäche macht ihn mir zur Last:
Die, keine einzige zu haben!“

Ja, ja, ja, so schließt es! sagte der Graf schmunzelnd. Das wußt' ich zufällig sehr gut! — Also das war das berühmte Epigramm?

Ich kann's nicht ableugnen, Excellenz. Verzeihen Sie, daß ich es wagte — —

Graf Lana blickte ihn freundlich lächelnd an. Er nahm das Buch in die Hand, vor dem er nun keine Scheu mehr hatte, und blickte hinein, indem er sein Augenglas ansetzte. Seine rundlichen, rosigen Lippen bewegten sich, während er leise las. Nach einer Weile sagte er, mit dem Glas auf die Verse deutend: Ich bin Ihnen also „zur Last“.

Waldburg entgegnete heiter, wie befreit: Seit Sie mir so menschlich liebenswürdig gegenüberstehen, nicht mehr!

Der Graf gab ihm noch einmal die Hand. Ich muß Ihnen sagen, eh ich wieder gehe: dieses Epigramm — — man hatte mir eine falsche Vorstellung beigebracht von diesem Epigramm. Und so auch von — Ihnen. Sie sehen, ich

sage Ihnen das offen, Herr Geheimer Rath. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die keinen Irrthum eingestehen können. Bisher hatte ich nur Ihre vortrefflichen Arbeiten im Ministerium loben hören; von Ihnen selbst wußte ich zu wenig. Aber vielmehr — nicht das Rechte. Es würde mir eine wirkliche Freude sein, wenn Sie mir einmal Gelegenheit gäben, das wieder gut zu machen.

Diese Gelegenheit wird man dir geben, und sehr bald! dachte Waldburg, dessen Blick den der Gräfin streifte. Mit dem Ausdruck selbstloser Ergebenheit entgegnete er dem Grafen: Ich habe keinen andern Wunsch, Excellenz, als Ihnen zu gefallen!

Graf Lana sah auf seine Uhr, stand auf und winkte seiner Frau. Sich noch einmal zu Waldburg wendend sagte er: Ich war leider viel abwesend, als Sie vor Zeiten oft in meinem Hause verkehrten. Jetzt hoffe ich Sie öfter zu sehn. — Für heute gute Nacht, meine Herrschaften; ich bin von der Reise müde, und um diese Zeit ruht der „häusliche Herd“! — Er gab Marien die Hand: Es freut mich, auch meine charmante Frau von Tarnow wiederzusehn! — Leider kennen wir uns erst wenig; das muß besser werden. Vielleicht gehn wir auch ans Meer, und dann in Ihre Nähe. Der „weibliche Leibarzt“ ist mir gefährlich, so sehr gefällt er mir . . . Entschuldige dieses offene Bekenntniß, liebe Melanie! — — Er sah der blassen Frau noch einmal in die „gefährlichen“ Augen: Wenn ich Ihnen je einen Dienst erweisen könnte, sagte er mit wahren Wohlwollen, — einen wirklichen Dienst — so würden Sie mich glücklich machen. — Bon soir!

Er verabschiedete sich von Allen und ging mit der Gräfin fort, der zuvor Waldburg noch die Hand geküßt und einen Gutes verheißenden, freundlichen Strahl aus ihren

Augen aufgefangen hatte. Auch die Baronin war aufgestanden und rüstete sich zum Gehen. Mit gutmüthigem Lächeln sagte sie, während Tilburg ihr ein Tuch um die Schultern legte: Sie hatten aber Glück, lieber Freund, mit dem Epigramm! — Es wird Nacht; ich habe geschworen, kurgemäß zu leben. Auf Wiedersehn morgen, bei der Fahrt nach Maria Blain!

Wie! rief Waldburg aus; so unnatürlich früh will man mich verlassen?

Tilburg zuckte die Achseln, mit einem Blick auf seine Frau, und sagte, sich ergebend: Es hilft nicht! — Mit einem freundschaftlichen Druck seiner schmalen Finger faßte er Waldburgs Arm beim Abschiednehmen und flüsterte: Lieber Freund, was hab' ich Ihnen immer gesagt? Sie werden noch Minister! — Er nahm Waldburg's unglaubliches, abwehrendes Lächeln noch mit auf den Weg und reichte der Baronin den Arm.

Leben Sie wohl, Allerbeste! sagte Waldburg mit halber Stimme zu Frau von Tarnow, die ihm stumm die Hand gab. Einen Augenblick sah sie ihn so durchdringend und mit so eigenthümlichem Ernst an, daß ihn der Gedanke durchfuhr: hat sie diese ganze Komödie errathen? oder hat sie einen Argwohn? — Sie ging, Tilburg's folgend, und schon warf er diesen Gedanken wie eine Dummheit weg. Wie käme diese junge Frau zu so durchtriebenen Weltgedanken? — Er sah ihr nach, ihre schlante Thusnelde-Gestalt fesselte ihn so lange, beschäftigte ihn so sehr, bis seine Augen sich trübten. Du wirst doch noch mein! ja, du! sagte er mit den Lippen, unhörbar, vor sich hin.

Als er sich dann wandte, erblickte er Niedau, der mit den lauernden Augen von der Seite schaute, als hätte er seinen Herrn und Meister andächtig beobachtet. Schließen

Sie das Buch wieder ein! sagte Waldburg etwas aufgebracht, mit harter Stimme. Nibau ging stumm in's Haus.

Die Dämmerung brach herein; Waldburg setzte sich wieder an die Tafel, auf denselben Platz, an dem er seine neueste Rolle mit so viel Beifall gespielt hatte, zündete eine Cigarre an, rauchte und trank. Essen mocht' er nicht mehr; es gefiel ihm so besser, zurückgelehnt, von blauem Rauch umwirbelt, von Glück und Zukunft zu träumen. Er blickte auf den gedämpften, milchigen Schein der Lampen, die der Kellner gebracht hatte, und überließ sich, als ausgelernerter geistiger Sybarit, seinen selbstzufriedenen, gegenwartsfrohen und hoffnungsvollen Gedanken.

Auf einmal begann Klavierspiel über ihm — eh' er es gedacht. Nach einem wohlbekannten Vorspiel hörte er Melanie's hellen, noch immer frischen Sopran das erwünschte Lied singen:

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Rahn ans Land . . .

Ah! sagte er mit seinem klugen, kalten Freudelächeln. Melanie hält Wort. Der harte Graf, scheint mir, ist weich geknetet; wir werden Excellenz. — Nibau!

Sie wünschen? fragte Nibau, der auf die Terrasse trat. Eine Flasche Champagner!

Für wen? fragte Nibau verwundert, um den leeren Tisch blickend.

Hansnarr, für mich, antwortete Waldburg.

Nibau ging, seine Schultern zuckten, als hätte sie ein Schlag getroffen. Waldburg bemerkte es, mit heiterem Vergnügen. Er blies dem „Skaven“ eine Wolke aus seiner Cigarre nach und summte zwischen den Lippen: Vogue la galère!





VIII.

Das Wetter war andauernd schön; auch der folgende Tag zog rein und golden herauf, und wanderte, von leichten, sammetweichen Sommerwolken begleitet, reisend über Berg und Thal. Die vier Gäste der „Gemse“ verlebten ihn gemeinsam; Saltner, der in seine Einsamkeit zurückgestrebt hatte, ließ sich durch die Bitten der beiden Wittekind halten, zumal durch Bertholds warmen, dringenden Eifer, der sein Herz erfreute. Den Jüngling zog etwas Geheimnißvolles an dem „Alten vom Berge“ an, seine Mosesaugen, wie Berthold sie bei sich nannte, der tiefe, sinnende, vielverschweigende, zuweilen schwärmerisch aufleuchtende Blick, der so viel Verwandtes in der jungen Seele berührte. Wie gern hätte er ihm Alles abgefragt, was sich hinter dieser faltigen Stirn zu verbergen schien; wie viel Räthsel, dachte er, möchten da seiner unerfahrenen Jugend gelüftet und gelöst werden. Indessen mußte er nun schon zufrieden sein, ihm nah zu bleiben, ihn oft still zu betrachten; denn redselig war der Alte nicht, noch weniger als gestern. Die Anwesenheit Dorsey's mochte ihn zurückhaltender machen; diesen sah er zuweilen über die Schulter wie etwas Fragwürdiges

mißlaunig an, während er für das „feine G'frieserl“ des jungen Schwärmers zutrauliche, sonnige Blicke hatte. In den kühleren Morgenstunden waren die Vier miteinander in die Berge gewandert; Mittag und Nachmittag versäßen sie im Garten und im Salettl, zumeist um das Schachbrett versammelt; denn es fand sich, daß auch Dorsey diesem edlen Spiel sehr ergeben war, und in den verschiedensten Gruppen kämpften sie gegen einander. Die heut etwas bleiche Kathi, die oft ab und zu ging, triumphirte im Stillen: denn Eugen war der Stärkste, er besiegte seine Gegner einen nach dem andern. Seine flackernde Phantasie überraschte plötzlich durch kühne, fast geniale Kombinationen, denen die etwas schwerfällige Vertheidigung der Alten und Berthold's Zerstreuung nicht gewachsen war. Auch wenn ihrer Zwei sich zusammenthaten, setzte er sie matt. Kathi verstand das Spiel nicht; aber sie las von Eugen's beweglichem Gesicht seine glücklichen Einfälle, seine Fortschritte, seine Siege ab, und es freute sie. Ihre einzige Kränkung war, daß er, ganz in sein Spiel vertieft — und überhaupt heute so gefaßt und ruhig, wie er gestern aufgereggt, fiebernd, überwallend gewesen — von ihrer kleinen Gestalt so wenig Bewußtsein hatte; er sah zuweilen durch sie hindurch, wie es schien, ohne sie zu sehn; nur manchmal flog ihr ein Blick zu, ein halbverstohlener, wie ein Sonnenstrahl, daß auf ihren Wangen plötzlich Rosen blühten und ihr warm ums Herz ward, wärmer, als es wollte und sollte.

Als die Sonne hinter die Waldberge im Nordwesten sank, waren nur noch zwei von den Kämpfern im Salettl zurückgeblieben: Berthold versuchte ein letztes Mal, Dorsey um den Sieg zu bringen, eh er nach Salzburg abführe, um den „Weltverbesserer“ Afinger zu besuchen. Von seinem

Vater hatte er sich für diese Abendstunden schon verab-
schiedet; vor elf Uhr Nachts wollte er zurück sein. Die
kleinen Holzfiguren auf dem schwarzweißen Brett hielten ihn
noch fest. Sein Kopf war erhitzt vom Spiel; Dorsey war
bleich und schien ruhig. Nicht weit vom Tische, zwischen
ihnen, stand Kathi und sah, wie man denken mußte, sehr
andächtig zu.

Dorsey's Augen ruhten fort und fort auf dem Schach-
brett; er spielte nur mit seinem schönen, lichtbraunen
Schnurrbart, von der Welt sah er nichts. Plötzlich sagte
Kathi, sich zu Berthold wendend: Also Sie wollen uns
untreu werden, Herr Wittekind, wollen uns verlassen?

O nein, Kathi, das nicht, antwortete Berthold und
blickte mit all seiner warmen Freundlichkeit zu ihr auf. Noch
bleiben wir hier. Nur nach Salzburg fahr' ich; komm'
noch heute wieder.

Könnst' ich doch mit Ihnen fahren! sagte das Mädchen.

Berthold lächelte vor Ueberraschung und Freude, und
der Bauer, den er eben ziehen wollte, glitt ihm aus den
Fingern. Warum sagte sie das? Sie hatte ihn bisher nur
so gleichmüthig wie ein Bild betrachtet, auf seine herzlichen
Worte und Blicke wenig Acht gegeben; und dem guten
Jungen hatte dieses reizende Alpenröschen es doch angethan.
Er sah sie so gern; ihr hurtiger Gang, ihr Lachen, das
unschuldige Feuer in ihren rehbraunen Augen war Poesie
für ihn; er fühlte sich reif, Verse auf sie zu machen . . .

Warum möchten Sie mitfahren? fragte er; die vier
Worte machten ihm Mühe.

Nu, mich würd's halt freun! erwiderte sie, mit einer Hand
in die andre klopfend. Salzburg hab' ich gern, und — —

Berthold versuchte zu scherzen: Mich aber nicht?

Und Sie auch. Warum nicht? Sie muß man ja gern haben . . . Sie lächelte: Der Herr von Saltner sag't ja, und der ist mir wie's Evangelium. Und die Gutherheit schaut Ihnen ja aus den Augen heraus . . . O, ich möcht' schon mit!

Nachdem die arme kleine Heuchlerin dies mit einiger Anstrengung hervorgebracht hatte, holte sie lange Athem und schwieg. Aus einem Winkel ihres Auges sah sie wie von ungefähr auf Dorsey, den hartnäckigen Schweiger, den sie mit ihren kindlichen Evas-Künsten aus seiner Abwesenheit, seinem kalten Gleichmuth aufstören wollte. Der schien nichts zu merken. Er wartete, wie versteinert, auf Berthold's Zug und that dann den seinen. Kathi zitterte. Sie hätte wohl weinen mögen. Die Kniee leise hin und her bewegend — irgendwas mußte sie thun — schloß sie die Augen und öffnete die Lippen.

Sie haben in Ihr Verderben gezogen, wissen Sie das? sagte Eugen, ohne aufzublicken.

Berthold nickte. Er sah eben ein, daß er vor Freude über Kathi's Reden den dümmsten Zug gemacht hatte, den er machen konnte; — aber es that ihm nichts. Er wiederholte sich in Gedanken: „Sie muß man ja gern haben“ . . . Was lag ihm noch an dem Spiel?

Auf einmal hob Dorsey den Arm, der auf seinen Knieen geruht hatte, und noch immer die Augen auf das Brett geheftet, ohne zu sprechen, griff er in die Luft und faßte Kathi's Handgelenk. Sie riß die Augen auf, als erschrak sie. Er umspannte das Gelenk und drückte es, immer stumm. Eine flammende Freude fuhr dem armen Kind in die Wangen. Sie zitterte wieder, aber gern, mit leise zuckenden Fingern.

So stand sie da, bis seine Hand sie losließ. Wo waren Berthold und Salzburg? Sie dachte nicht mehr daran; sie hatte vergessen, wovon sie gesprochen hatte. Den Kopf zur Seite geneigt schien sie dann zu horchen, als hätte man sie gerufen; mit einer plötzlichen Bewegung, wie ein Reh, sprang sie davon und ins Haus hinein.

Bewirrt sah Berthold ihr nach. Was war ihr geschehn? — Er wollte lächeln, wollte ihr scherzend nachrufen: Nun, wie wird's mit Salzburg? Aber die Worte kamen ihm nicht aus der Kehle, und das Lächeln mißlang. Schwerfällig, langsam, wie aus einem tiefen Abgrund stieg eine Ahnung in ihm auf, daß es sich um diesen Andern da gehandelt, daß Kathi mit ihm gespielt habe. Er sah Eugen forschend an. Der jedoch blieb ruhig. Nach einer Weile hob er nur eine Hand und deutete mit einer müden Bewegung auf das Spiel.

Was soll ich noch weiter ziehen? sagte Berthold, dem die Stimme ein wenig zitterte. Mit dem — verrückten Zug vorhin hab' ich's ja verspielt. In drei oder vier Zügen wäre ich ja matt —

In zweien! entgegnete Dorsey.

Also gut, in zweien. Ich geb' es auf — und ich muß zur Bahn. Es ist hohe Zeit. Für heute leben Sie wohl!

Auf Wiedersehn, sagte Dorsey mit seinem harmlosesten Lächeln, und stand auf. Die feine schlanke Gestalt, der des Berthold ähnlich, nur ein wenig höher und durch einen vornehmeren Schneider vortheilhafter hervorgehoben, schien sich leise wie in einem heimlich genossenen Triumph zu wiegen; wenigstens erschien es so in Berthold's erregten, eifersüchtigen Augen. Zum ersten Mal empfand seine reine Seele so ein unschönes, stacheliges Gefühl. Um wen? Um

eine Kathi. Er verachtete sich. Er war im Begriff, aus Mißmuth über sich selbst auf den Boden zu stampfen; das mißfiel ihm dann auch wieder, er bezwang sich und rührte kein Glied. Leben Sie wohl! sagte er noch einmal und griff an die Mühe. Darauf trat er hinaus und ging die Straße hinab.

Durch das Städtchen kam er an die Bahn, die nach Salzburg führte; es währte nicht viel mehr als eine halbe Stunde, bis der Zug dort anlangte. Er hatte sich unterwegs des „heiligen Georg“, der Bäume von Anif, des ganzen Gesprächs mit Afinger erinnert und darüber Dorfan und Kathi vergessen; mit der glücklichen Beweglichkeit der Jugend war er wieder seinen Lieblingsträumen hingegeben und hoffte bei diesem „Mann aus dem Volk“ warmherzige, gleichgesinnte Jünglinge zu finden, an deren Begeisterung er die seine stärken, vor denen er seine Ideen in all ihrer Ueberschwänglichkeit frei entwickeln könne. Nach einigem Fehlgang in den Salzburger Gassen fand er das alte Thor, das in die Vorstadt am Kapuzinerberg, auf dessen Nordseite, hinausführte. Die Häuserreihe lichtete sich; dem Berg gegenüber, zwischen zwei andern, stand das kleine, schmucklose, aber reinliche Haus, das Afinger ihm bezeichnet hatte. Er trat ein und stieg eine schmale Holzterrappe hinan, die in den oberen Stock führte. Hier war an eine Thür mit Kreide „Afinger“ geschrieben, und irgend ein Spaßvogel hatte darunter eine Karikatur, einen birnenförmigen Kopf mit übergroßer Nase, gezeichnet. Berthold zog die Glocke. Es dauerte aber eine Weile, eh Jemand erschien. Er wollte zum zweiten Mal läuten, als er Schritte hörte; die Thür ward geöffnet, Afinger selbst stand dahinter.

Das erste Gefühl Berthold's kam einer Enttäuschung gleich: in seiner so gern vergoldenden Phantasie war Afinger's Erscheinung, ohne daß er es wußte, veredelt, verschönert worden; der junge Mann kam ihm heute plebejischer, herber vor; seine Züge abstoßender, härter. Einen Augenblick stutzte er; dann überwand er diese „uneble Aegung“, wie er sie bei sich nannte: mußte denn ein Volksmann, ein „Stieffind der Gesellschaft“ schön und gefällig sein? Er bot ihm treuherzig die Hand. Da bin ich, sagte er; wenn ich Sie nicht störe. Sie sehn, ich halte Wort.

Hatt's auch von Ihnen nicht anders erwartet! erwiderte Afinger mit kräftigem Händedruck. Er trug eine Art von Hauswamms, das ihm sonst nicht übel stand, aber die kurze und breite Gestalt fast noch breiter machte. Die Haare hingen ihm wieder strähmig in die mächtige Stirn herein. Er lächelte, nicht unangenehm: Meine Visitenkarte oder meine „Firma“ haben Sie wohl draußen gesehen. Das hat der Grafer hingemalt, einer meiner Kollegen. Ich laß es stehn, es sieht so außerordentlich harmlos aus; die Leute kommen um so weniger auf den Gedanken, daß hier ein „böser Mensch“, ein „Revolutionär“ wohnt. . . Uebrigens dank' ich Ihnen sehr, daß Sie gekommen sind. Bitte, treten Sie ein!

Sie standen in einem kleinen Raum, einer Küche, die aber jetzt ihren Zwecken offenbar nicht diente; es war kaum etwas darin zu sehn, als ein paar Kisten, ein Koffer und ein Sessel, der dreibeinig an der Wand lehnte. Von einem geräumigen Hof fiel das nöthige Licht herein. Dies ist mein Vorzimmer, wie Sie sehn, sagte Afinger. Das ist nützlich und nothwendig: sonst könnten wir da drin in meinem Zimmer unsre Stimmen nicht loslassen, ohne daß

man's auf dem Flur oder der Treppe hört. Besonders der Wächter mit seinem Wachtmeisterbaß —

Die Thür zur Bohnstube ward aufgerissen, eine auf-fallende Gestalt erschien in der Oeffnung: ein breiter, kurzhaariger Kopf mit dunklem Vollbart, der das halbe Gesicht bedeckte, auf einem nicht sehr großen, aber mächtig entwickelten Körper, an dem Alles Muskel und Kraft zu sein schien. Es war ein noch junger Mann, mit etwas finsterem Ausdruck im Gesicht, eine kurze Pfeife in der röthlich leuchtenden Hand. „Nu, wo bleibst so lange?“ fragte er laut, mit einer Stimme, in welcher Berthold sofort den „Wachtmeisterbaß“ zu erkennen glaubte. Als er dann aber den Fremden, den Berthold, sah, drückte er stumm die Augen zusammen, um ihn scharf zu betrachten; legte den Kopf etwas zurück, lächelte ein wenig, und machte plötzlich eine Art von Verbeugung, tiefer und höflicher, als Berthold erwartet hatte.

Nach Platz, sagte Pfinger kurz. Der Andre wich aus, und sie traten ins Wohnzimmer ein. Hier hatte sich schon ein leichter, bläulicher Nebel von Tabacksrauch ausgebreitet; durch diesen Schleier sah Berthold zunächst ein bleiches, junges, von schwachem Bart und Haar blond umrahmtes Gesicht, das, eine Cigarre zwischen den Zähnen, hinter einem Tisch hervor ihn neugierig anstarrte. Auf dem Tisch lagen Bücher, Zeitungen, sonst nichts. An den getünchten Wänden hingen in schwarzen Rahmen Ansichten von Städten, einfache Holzschnitte und Lithographien; auch ein paar harmlose Familien-Gruppenbilder und die Photographie einer alten Frau; nichts was an den Weltverbesserer und Umsturz-menschen erinnerte, außer einem Bild Raffalle's, wie er, die

rothe Fahne schwingend, den Geldsack, das Symbol des „Kapitals“, mit dem Fuß niedertritt.

Nun, setzt ihn euch an, sagte Afinger trocken. Hab' ich euch zu viel gesagt? Ist das ein junger Sanct Georg, oder nicht? — — Es ist schön von Ihnen, Herr Wittekind, daß Sie gekommen sind; nehmen Sie nun Platz. Dieser Kraftmensch mit dem Baß heißt Wegner; der hinter dem Tisch Grabowski. Wir sind nur unser Drei, wie Sie sehn; ein vierter Mann wird wohl später noch kommen; — kurz, 'ne kleine „Gruppe“. Aber eine gute. Wir wissen, was wir wollen, und wir werden auch etwas thun. So, wie wir da sitzen, kommen wir oft zusammen, nach dem Tagewerk; meist hier bei mir. Da reden wir dann und rauchen — aber ohne zu saufen, wie die Herren Studenten; sehn Sie, auf dem Tisch kein Glas und keine Flasche. Da sind wir Ihnen wohl zu nüchtern? Da lachen Sie uns wohl aus?

Berthold schüttelte den Kopf. Wegner, der auf seinem Stuhl ritt, verzog sein Gesicht zu einem breiten Lächeln und sagte: Wir trinken nur Blut!

F — F — Fürstenblut, meint er, stotterte der Jüngere, der Bleiche, ohne den ernsthaft-heitern Ausdruck seines unbedeutenden Gesichtes zu verändern.

Ja, und allerlei ähnliches! setzte Wegner hinzu.

Laßt doch eure Späße, sagte Afinger, den dieses Dazwischenreden zu verdrießen schien. Ihr macht ja den Herrn kopfscheu, eh' er uns kennen lernt. „F — F — Fürstenblut . . .“ Stoßen Sie sich nicht an solchen Redensarten, Herr Wittekind; ebenso wenig, wie an Grabowski's schwerer Zunge: das Eine wie das Andere ist nur Nebensache. Wir sitzen hier nicht wie große Kinder und berauschen uns in Blut; wir sind sehr ernst bei der Sache, und bedenken

Alles; — nu, kommt es zuletzt bis ans Blut, weil's nicht anders geht, dann werden auch wir unsern Mann stehn! das ist abgemacht! — Herr Wittekind, unser Wahlspruch ist: „Alles für die Enterbten!“ Sie stimmen mir darin zu . . . Das wollen die „Erben“ nicht — natürlich — die, die Alles haben; die mit dem Schwert und dem Szepter: darum verfolgen sie uns, spüren uns nach, gönnen uns den Tag nicht, jagen uns in die Mauslöcher, wie die ersten Christen. Denn sehn Sie, Herr Wittekind: die ersten Christen — was waren die denn anders, als wir? Leute aus dem Volk, die die verderbte Welt anders machen, reinigen, umkehren wollten, daß das Höchste zu unterst käme; die Alle gleich machen wollten und wie Brüder leben; die keine Sklaven wollten, keine Peiniger, und auch keine Tyrannen, die sich für Götter hielten; — Alles, Herr, wie wir! — Und wie ging es ihnen? Wie Hunde wurden sie verachtet von den hochnasigen Römern, wie „Feinde der Menschheit“ gehaßt, getreten, verfolgt; wie lichtscheue Eulen mußten sie sich in ihren Höhlen versammeln, sich durch Zeichen verstehn, sich so nach und nach in kleinen Gruppen und Häuflein zusammenfinden, bis sie Haufen und Massen wurden; — Alles, Herr, wie wir! — Von ihren Glaubensartikeln red' ich nicht: das war damals; jetzt sind andere Zeiten. Aber sie wollten freie, gleiche Brüder sein, und sie wurden verfolgt — und sie haben gesiegt. Herr, sie haben gesiegt! Und wir werden auch siegen! Wir werden auch aus unsern Höhlen hervortriechen, und eines schönen Tages wird die Welt unser sein!

Das können Sie glauben, Herr, sagte Mehner, seine riesigen Arme dehrend; Loßer lassen wir nicht!

Berthold betrachtete einen nach dem Andern. Die Be-

redsamkeit Afingers hatte ihn erregt und mit fortgerissen; Mehners Stimme und Geberden und das sonderbar öde, leblose Gesicht des dritten weckten aber in ihm einen Widerspruch, der fast wie Widerwillen aussah. „Wird die Welt unser sein“, wiederholte er endlich. Wir, sagen Sie. Wer seid ihr? Wer ist mit euch? Wie heißt ihr?

Wie wir heißen? fragte Afinger.

Ja. Ich meine: als Partei, als Masse — was für eine Fahne ihr tragt? Wie ihr euch nennt?

Gabrowski wollte antworten, er kämpfte aber mit dem ersten Buchstaben, und Afinger winkte ihm ungeduldig, daß er noch schweigen solle. Wie wir uns nennen? entgegnete der Mechaniker, mit den Achseln zuckend, als käme nichts darauf an. Das ist einerlei. Der Eine kommt mit diesem Namen, der Andre mit dem; mir gefallen sie alle nicht. Ich schwöre auch zu keinem. „Partei“ . . . Eine feste Partei, lieber Herr, sind wir nicht. So wie die andern nicht. Davon fabeln nur die da draußen, die uns nicht kennen, die nichts von der Sache verstehn. Wir haben keinen Ausschuß, kein Centralorgan, kein Exekutivkomité, nichts von alledem. Darum sind wir auch nicht zu fassen; man kann uns den Kopf nicht nehmen, denn wir haben keinen. Wir sind nur eine lange, lose Kette von vielen Gliedern; und das Glied ist die „Gruppe“!

Und was heißt das: Gruppe?

Das will ich Ihnen sagen; warum nicht. Nehmen Sie an, irgend Einer hat ein Herz für die Sache, hat allerlei gehört, gelesen (Afinger deutete auf die Flugschriften und Zeitungen, die den Tisch bedeckten), aber an seinem Ort steht er noch allein; oder er war schon bei einer „Gruppe“, wie ich, kommt aber an einen andern Ort, so wie ich nach

Salzburg; — was thut er? Er spürt unter seinen Bekannten Gleichgesinnte heraus, oder entdeckt sonst diesen oder jenen; er ladet sie zu sich ein, sie tauschen ihre Meinungen aus, besprechen sich, es werden regelmäßige Zusammenkünfte daraus, Verabredungen, gemeinsame Beschlüsse; — eine neue Gruppe ist fertig. Giebt sie sich nun damit zufrieden? Nein, das natürlich nicht. Jedes Mitglied der Gruppe bemüht sich, der Vater einer neuen zu werden, neue Leute zu gewinnen, zu schulen, um sich zu versammeln. So dehnt die Sache in aller Stille sich aus; wie sich in einem Wespenneßt Zelle an Zelle anbaut, so hängt sich Gruppe an Gruppe. Kommt einmal ein Verräther, ein Polizeilump hinein, das ist dann nicht so schlimm: er weiß nicht viel mehr, als von seiner Gruppe, oder höchstens von zweien; die kann er in des Teufels Küche bringen, aber das Ganze nicht. Der Organismus, der ist nicht zu packen. Der geht durch Feuer und Wasser, zwischen Kugel und Beil hindurch, bis er endlich siegt!

Und was hat er dann, wenn er siegt? fragte Berthold. Was will er?

A — A — Alles, antwortete Grabowski.

Berthold lächelte: Das ist leicht gesagt! — Und wie erreicht er das? Sie, meine Herren, als eine von diesen „Gruppen“, mit was für Mitteln wollen Sie denn kämpfen? Zu was sind Sie entschlossen?

Zu A — A — Allem, entgegnete Grabowski mit derselben Ruhe.

Berthold trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Irgend ein wilder Ausbruch hätte ihn nicht befremdet oder abgestoßen; aber dieser unbewegliche Gleichmuth auf dem schläfrigen

blaffen Gesicht weckte in ihm ein widriges Gefühl. Es durchfuhr ihn der Gedanke, ob er nicht lieber ginge. Afinger, der ihn aus dem Winkel des Auges beobachtete, hatte seine Bewegung bemerkt. Einen Schritt näher tretend lächelte er Berthold so gemüthlich an, wie es seinem edigen, knöchigen Gesicht gelingen wollte. Nehmen Sie nicht zu schwer, sagte er, was Grabomski spricht. Der ist Schriftseher, und die gewöhnen sich so gern an die großen Worte. Urtheilen Sie noch nicht ab, Herr Wittekind, lernen Sie uns verstehn!

Mekner brummte etwas in seinen dichten Bart; Afingers diplomatisches Vorgehen schien ihm nicht zu gefallen. Der hinter dem Tisch war still. Ich glaube Sie sehr gut zu verstehn, antwortete Berthold, dem in dieser fremden, sonderbaren Luft schwül zu werden begann. Alles, was ist, soll zu Grunde gehn; das ist Ihre Meinung!

Wir wollen nur den großen Drachen tödten, entgegnete Afinger, und setzte lächelnd hinzu: Sanct Georg! Sanct Georg! — Was für die alten Christen der Antichrist war, das ist uns dieser Drache. . . . Darum sollten auch, wie bei den alten Christen, alle Stände mitthun, Leute von jeder Art, von jedem Rang, von jedem Geschlecht; — wie's die Russen machen! Und darum freut' ich mich, als ich Sie bei dem Wald da fand; als ich Sie sagen hörte: Alle sollen gleich sein. Sehn Sie, der Muskelmann da, der Mekner, ist Zimmermaler; Sie sind Student; Einer, der noch kommen wird, ist Sekretär bei einem großen Thier, und durch alle Schulen gelaufen. Ich bin übrigens auch nicht von Pappe: ich spreche Englisch und Spanisch, denn ich hab' ein paar Jahre in Nord- und Südamerika gelebt. Wenn wir uns gegenseitig unter die Stirnshale sehn, so finden wir, daß wir alle denkende, strebende, für die große Sache begeisterte

Mannsleute sind; und über das Wie und Wo kommen wir wohl zusammen!

Ein kurzes Läuten, das sich zweimal wiederholte, fiel ihm in die Rede. Das ist Niedau! sagte er und ging hinaus. Nach wenigen Augenblicken kam er mit Waldburg's Sekretär zurück; ein Berthold überraschender Anblick: denn dieser auffallend gut gekleidete junge Mann mit den sinnlichen Lippen und dem weltflugen Spürblick — der schon im Eintreten umheräugelte — schien ihm zu dieser Gesellschaft nicht so recht zu passen. Niedau mochte sich über Bertholds Erscheinung ebenso verwundern. Er stellte seinen Hut auf ein rundes Tischchen bei der Thür, warf seine Handschuhe hinein, und betrachtete unterdessen den schönen Jüngling von oben bis unten und von unten hinauf.

Herr Wittekind, Herr Niedau, sagte Afinger kurz. Mein Freund Niedau von Wien: denn da unten in Wien haben wir uns gefunden. Er reist hier jetzt nur durch —

Und morgen Vormittag reisen wir schon ab, setzte Niedau hinzu.

Afinger drückte ihn auf einen Stuhl nieder und nahm wieder das Wort: Gegenwärtig nämlich hat er sich verkauft, als Schreibehand, an einen großen Geheimerath —

Eine große Canaille, ergänzte Niedau, indem er sich eine Cigarrette drehte.

Berthold lächelte, ohne zu ahnen, von welchem Geheimerath die Rede war. Seine Augen irrten über den Tisch, er las die Aufschriften der Flugblätter: „An die Hungrigen und Nackten“, „An die Arbeiter im Soldatenrock“, „Proletarier aller Länder, vereinigt euch“; er flog über die Zeitschriften hin, den „Vorboten“, die „Zukunft“, die „Freiheit“, den „Rebell“ und noch andere mehr. Die hält alle der

Asinger, sagte Niedau, der seinen Augen folgte. Ja, den kennen Sie nicht: der ißt nicht, der trinkt nicht, der nährt sich von Zeitungen und Broschüren; nur von verbotenen, natürlich. Dafür verbraucht er sein Geld; opfert sich für Alle. Nun, ich kann Ihnen sagen, er hat auch was davon: denn wir achten und bewundern ihn, wir, die wir ihn kennen. Ich halte mich auch für einen ganzen Kerl; aber vor diesem Asinger bin ich eine hohle Ruß. Wenn Der mir sagt: Niedau, die Sache will es, spring' in die Salzach, oder vergifte deinen Geheimerath, oder erschieß den Kaiser — ich frag weiter nicht, ich thu's!

Asinger erwiderte nichts; er blickte nur, wie zufällig, auf Berthold, was für ein Gesicht Der zu dieser Lobrede und ihrer Nutzenwendung mache. Dem unschuldigen Jüngling schien sie zu gefallen; denn er sah den Mechaniker nun auch mit wärmeren Augen an. Was hilft das alles! rief der seine kurzen Haare durchwühlende Negner aus. Wir brauchen große Männer! Mordsterle! die draufgehn und grade durch!

Asinger verzog das Gesicht; dann glättete er es zu einer schlicht bescheidenen Miene und erwiderte: Große Männer . . . Wir brauchen nicht große Männer, mein' ich, sondern reine Männer; untadelhafte, mein' ich, selbstlose, und mit reinen Händen. Wo findet man das bei den großen Männern? Der englische Lord, der auch ein Umsturzmänn war, der Byron, wie sagt der in seinem Gedicht auf Napoleon? Es sind große Worte:

Ein Name — Washington! — ist rein;

Erröthe, Menschheit! — er allein!

Na, und jetzt? All die Weltverbesserer, die uns führen wollen — was sind sie? Da hängt Cassalle; noch der ein-

zige, den man rühmen kann, vor dem ich Respekt habe; aber — war ihm ganz zu trauen? Wenn man ihn in diesem Weiberveduell nicht erschossen hätte, wär' er bei der Sache geblieben, wär' er treu geblieben? Eines Tages hätt' er sich wieder an eine Schürze gehängt, oder an irgend einen klugen großen Mann verkauft . . . Geht mir mit euren „Mordskerlen“! Wir werden es schon machen; wir, die „Kleinen“, das Volk. So war's bei den alten Christen — und so wird es wieder. Wir finden schon unsern Weg!

Den Weg, den Rudolf Afinger geht, den geh' ich auch! sagte Niedau, und warf den Rest seiner Cigarette gegen die Pfenthür. Geht nur dem Afinger nach!

Neben mir nicht von mir, nahm dieser wieder das Wort, bescheiden vor sich hinblickend; ich will nur so viel sagen: ich weiß, worauf es ankommt, denn ich hab' was erlebt! Der Reichtum muß aus der Welt, denn von dem kommt Alles: der trennt nicht nur Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Schwelger und Hungerer, der macht auch Menschen zu Teufeln! Der macht Müßiggänger, Müßiggang macht üppig, geil, leichtfertig, gedehnt; endlich ist so ein eleganter, geschmiegelter, glatthäutiger, parfümirter, cajolirender Wüstling fertig — und die Mädels aus dem Volk, unsre Schwestern, diese lieben Gänsschen, die der schöne Schein verrückt macht, fallen dem Kerl an den Hals, fallen ihm zum Opfer! — So ist es meiner Schwester ergangen, Herr Wittelkind; ja, ja, reißen Sie die Augen nur auf. Meiner einzigen. Und sie ist hin geworden — ins Wasser gegangen, mein' ich; denn sie hatte Ehre im Leibe — und ich hab' diesen Kerl nicht einmal tödten können, er hat sich davongemacht, er ist mir entkommen!

Hätten Sie ihn getödtet? fragte Berthold, bewegt.

Hätten Sie's nicht gethan? fragte der Andre trocken zurück.

Berthold lief dieser trockene, harte Ton wie ein leichter Schauer über die Haut; er entgegnete jedoch: Ja, ich hätt's gethan.

Nu also! Selbstverstand! sagte Afinger, mit einem geöffneten Taschenmesser durch eine der Zeitungen fahrend.

Man muß sie t—t—todtschlagen! Alle! stotterte Grabowski.

Nu, das meint' ich ja, setzte Mezner hinzu. Und wer richtig anfangen will, fängt von oben an; fallen die zuerst, dann purzeln die Andern nach! — Was sagen Sie dazu, Herr? wandte er sich an Berthold. Sie machen schon wieder so ein frommes, bedenklisches Gesicht. Sie sagen noch immer nichts. Wollen Sie den Pelz nicht naßmachen? Sind Sie mit Ihrem sogenannten Sanct Georgs - Gesicht doch ein Aristokrat?

Ich? — Was soll ich sagen? erwiderte Berthold verwirrt. Er fühlte sich schon zum dritten Mal heiß und kalt angeweht; er wußte nicht: war er unter Schwärmer oder Räuber und Mörder gerathen. . . . Sein junger Kopf, wie betäubt, fand seinen Weg nicht mehr. Einen hilflosen, gleichsam fragenden Blick auf Niedau werfend, der ihn mit sonderbarem Lächeln betrachtete, schüttelte er endlich stumm den Kopf.

Laßt ihn gehn, sagte Afinger. Er wird schon nach und nach einsehn, wie wir's meinen. Dieser Mezner ist immer wie ein Stier auf das rothe Tuch! Herr Wittelkind hat ein Herz, wie Ihr alle nicht, er ist auf dem guten Weg — aber er ist jung. Hab' ich Recht, Niedau, oder nicht?

Niedau war aufgestanden und nahm seinen Hut. Frei-

Ich haben Sie Recht, sagte er, als verstünde sich das von selbst. Alles braucht seine Zeit! — Aber ich muß fort. Die Canaille erwartet mich. Bleiben Sie in Salzburg, Herr Wittekind, oder wollen Sie wieder fort?

Ich muß wieder fort, antwortete Berthold, den alle diese Reden umschwirrten, verstörten, er verlor die Fassung. Wie anders hatte er sich diese Stunde gedacht: seine schwärmerischen Ideen hatte er hier begeistert ausströmen wollen; nun war er mit wilden, halbtollen Reden überschüttet worden, und ward ausgefragt wie ein Gymnasiast. — Ja, ich muß wieder fort, wiederholte er. Mit dem letzten Zug, gegen Süden.

Dann wird es Zeit, sagte Niedau, indem er nach der Uhr sah. Also — gehn Sie mit?

Ja, ich gehe mit, antwortete Berthold rasch. Er nahm sich zusammen: Sie entschuldigen mich, Herr Pfinger. Meine Zeit ist um. Ueber die Fragen, die man hier an mich richtet, kann ich mich nicht mehr aussprechen; — nicht als ob ich den Muth nicht hätte, meine Meinung zu sagen —

Aber was reden Sie, fiel ihm Pfinger ins Wort. Daß es Ihnen am Muth der Ueberzeugung nicht fehlt, das steht Ihnen ja auf dem Gesicht. Wir werden uns noch verstehen; kommen Sie nur wieder. Lassen Sie nicht nach. Denken Sie: die gute Sache!

Wenn ich noch kann, werd' ich wiederkommen —

Und sagen Sie nicht zu Andern, rief Mezner dazwischen, was Sie hier gehört haben!

Berthold erglühte bis zur Stirn hinauf; er zuckte, und warf dem Maler einen Blick zu, der diesen fast verblüffte. Dann sagte er, nach Worten ringend: Ich sollte — —? Wie können Sie —

Afinger legte ihm eine seiner schweren Hände auf den Arm: Lassen Sie's gut sein! Bertheidigen Sie sich nicht; verschwenden Sie keine Worte an den alten Kindskopf. Wir glauben Ihnen ohne Schwur, daß Sie kein Spizel sind, und auch kein altes Weib. Geben Sie mir die Hand; wir kommen doch noch zusammen. In Ihnen steckt's. — Gute Nacht! — —

Berthold war draußen, fand sich auf der Straße, er wußte nicht, wie; in seinem Kopf dunkelte es, seine Schläfen brannten. Die frische, wehende Nachtlust gab ihm allmählich Sinn und Leben wieder. Vom nördlichen Abhang des Kapuzinerbergs kam eine feuchtliche Kühle, die er mit unbewußter Begierde einsog, die ihm einen Nebel von den Augen zog. Er sah die sich leise wiegende Gestalt Niedau's neben sich hergehn; er glaubte ihn sogar leise lachen zu hören.

Das war — ein seltsamer Abend! sagte er endlich, mit Anstrengung, weil sein eigenes dumpfes Schweigen ihn wie etwas Schmachvolles, Knabenhaftes zu verdrängen begann. Niedau blieb stehn, zeigte ihm die großen, weißen Zähne und nickte.

Ein ganz seltsamer Abend! wiederholte Berthold, da der Andre nichts sagte.

Es sind eigene Bursche, fing nun Niedau an, sich wieder auf seine geräuschlose, wiegende Art in Bewegung setzend. Sie wundern sich wohl sehr über diese blutige Gesellschaft; Sie scheinen den Weg, den Die gehen wollen, noch nicht mitzugehn . . . Uebrigens kenn' ich eigentlich nur den Afinger; denn ich bin zwar ein halber Salzburger, aber — — damals dacht' ich noch nicht an so wilde Sachen!

Und warum denken Sie jetzt daran? fragte Berthold.

Wenn Sie erlauben: wie sind Sie in diese Gesellschaft gekommen? Sie sehn so ganz anders aus!

Niedau stutzte einen Augenblick über diese naive Frage; er sah dem sonderbaren jungen Menschen forschend ins Gesicht. Wie beruhigt sagte er dann, mit einem cynisch offenerzigen Lächeln, das er seinem Herrn und Meister abgelernt hatte: Wie kommt man in diese und jene Gesellschaft, Herr Wittekind? Weil man denkt: die nützt dir; kann dir einmal nützen! — Wär' ich Millionär, so säh' mich Aßinger schwerlich in seiner Stube; aber ich bin „Paria“, Herr, ich muß unterkriechen, muß mich von so einem hochnäsigen Schuft cujoniren lassen, apportiren wie ein Budel, auf Befehl in ein Mausloch kriechen; das macht Galle, Herr. Und glauben Sie, es bleibt so? Kriechen Sie denn nicht die große Revolution? Die Paria's, die Millionen, die sind wild geworden; sie wollen sich diese Treitmühle nicht mehr gefallen lassen; vor den Pfaffen und vor der Hölle fürchten sie sich nicht mehr; in einem Augenblick der Wuth, wenn die Bremsen zu dicht sitzen, dann schlagen sie los! Nun, und wenn das kommt — und es kommt gewiß — dann will ich nicht bei den Wenigen sein, sondern bei den Vielen; will nicht mit in die Erde gestampft werden, sondern oben bleiben!

Ah, so Einer bist du? dachte Berthold. Und das sagst du mir? — Fast außer Fassung gerathen durch diese Aufrichtigkeit, die ihn beleidigte, warf er einen sehr ernststen Blick auf den frivolen Gesellen. Der lächelte aber unbeirrt in seinen schwarzen Bart, als hätte er nur ausgesprochen, was alle Gescheidten denken.

Sie wollen also nur bei den Siegern sein? fragte Berthold, sich noch zurückhaltend.

Nun, das will wohl Jeder! antwortete Niedau heiter,

überlegen, sich ganz als Waldburg der Zweite, als „verfluchter Kerl“ fühlend. In diesem „Kampf ums Dasein“ wehrt man sich seiner Haut! — Aber ich bin kein Schwachkopf, lieber Herr: ich bilde mir nicht ein, daß diese große Social-Revolution die Welt umbrehen kann. Sie wird losbrechen wie ein Gewitter, und wie ein Gewitter vergehn; und dann wird die alte Kugel wieder weiter rollen, und die Kanonen und die Geheimräthe werden wieder regieren — und es heißt dann nur: sieh wiederum zu, daß du oben bleibst! Das ist dann unsre Sache; die der Geschickten, mein' ich. Haben Sie keine Bange um mich; ich werd' oben bleiben. Wenn Sie es gut mit sich meinen, machen Sie es auch so . . . Hier trennen sich unsre Wege: Sie zum Bahnhof, ich zu meinem Hotel. Morgen früh geht's ab. Es war mir ein Vergnügen, Herr Wittekind; glückliche Reise und gute Nacht!





IX.

Bei Eugen Dorsey schien kein Tag dem andern zu gleichen: nachdem er sich am ersten aufgeregt und phantastisch, am zweiten ruhig, gesellig, fast behaglich gezeigt hatte, blieb er am dritten menschenscheu in seinem Zimmer, im Bett, wollte Niemand sehn, mit Niemand reden, auch mit Kathi nicht, die ihm das Frühstück brachte, und entzog sich dem Morgengang, der die Andern in die Berge führte. Auch als sie zurückkamen, um die heißen Stunden wieder im Garten zu verbringen, lag er noch, wie der Wirth versicherte, und ließ sich nicht sehn; und die mitleidige Kathi ging gedrückt und wie im Traum umher. Er ist wie ein Chamäleon! sagte Wittekind, ihn zugleich im Stillen bedauernd. Wie ein launenhaftes Frauenzimmer! brummte Saltner. Sie setzten sich unter einen dichtbelaubten Kastanienbaum, der im Gärtchen neben dem Felsen stand; auch dieser war hier von jungem Holz bedeckt und schattendunkel, die schwarze Erde des Abhangs athmete noch einen letzten Rest von kühler Feuchtigkeit aus. Nun, was thun wir heut? fragte der Alte, sich mit väterlicher Freundlichkeit zu Berthold wendend. Kämpfen wir wieder am Schachbrett — oder wollen Sie weiterträumen?

Berthold erröthete. Der kluge Alte hatte es nur zu gut getroffen: wie er auch durch gesprächige Munterkeit darüber zu täuschen gesucht hatte, er war mit sich beschäftigt und in sich versunken. Ihn verfolgten die Gestalten und die Gespräche von gestern; ein bitterer Nachgeschmack belästigte, eine Unklarheit der Gefühle verwirrte ihn, und vollends mit Niedau wußte er sich gar nicht abzufinden. Dieser fuchsartige, geistig geringe, seelenrohe Gesell, so tief unter Berthold stehend, wie kam er dazu, ihn mit seinem beleidigenden Vertrauen zu überschütten, seine niedrige, freche Denkart ihm so preiszugeben? Sah er ihn für ein Nichts an, zu dem man so offen spricht wie zu seinen Wänden? Oder hänselte er ihn nur, eine Komödie spielend? Oder führte er ihn nur auf's Eis, und nahm eine Maske vor, um Bertholds eigene wahre Meinung zu erforschen? Oder giebt es so redselige und eitle Menschen, die es einfach nicht lassen können, zuweilen ihr Innerstes auszuschwätzen, sich an ihrem Ich zu berauschen? — Bekommen fühlte der Jüngling, wie wenig er noch die Welt verstand und die Menschen kannte. Und er wollte doch die Menschen führen und die Welt verbessern! — Um seinen peinlichen, nebelnden Gedanken zu entinnen, zog er ein kleines Buch aus der Tasche, das ihm gelegen kam, sein Reise- und Wanderbüchlein, in braunes Leder gebunden, und legte es auf den Tisch.

Ich weiß etwas Besseres, glaub' ich, das mir eben einfällt, sagte er zu Saltner, ohne auf das Wort vom „Weiterträumen“ zu erwidern. Aus diesem Buch möcht' ich den Herren vorlesen, wenn es ihnen recht ist; — ich lese gern vor, setzte er mit einem treuherzig selbstverpottenden Lächeln hinzu. Iwan Turgeniew's „Senilia“ oder „Geschichte in Prosa“; erst in München hab' ich sie kennen ge-

lernt, und so mitgenommen. Ein gutes Reisebuch; so voll Gedanken und voll Poesie. Hören Sie nur gleich das Erste: „das Dorf“. Aber soll ich nicht?

Er blickte Saltner und seinen Vater an. Beide nickten ihm lächelnd zu. Er begann zu lesen. Eine jugendliche Befangenheit legte sich ihm plötzlich auf die Stimme, sie ward trocken, klanglos; doch auf einen verwundert fragenden Ton des Vaters faßte er sich zusammen, und seine klare, wohl-lautende Stimme kämpfte sich ins Freie. Er las mit Empfindung, noch nicht mit Kunstverstand; bald zu hastig, die Worte überstürzend, die Bilder oder Gedanken gleichsam ineinanderschiebend, bald, um sich zu verbessern, gerieth er in eine breite, getragene Melodie, in eine Art von Gesang, der sich auf den Sinn der Worte wie ein Schleier legte. Arbeitete er sich aus diesem goldenen Strom mit redlichem Eifer heraus, so kam er wie auf trockenen, harten Ader, in den Realismus, die Sachlichkeit, den Vortrag nüchtern zerhackend und zerstampfend. Diesen Fehler fühlte er am stärksten, und vor Verdruß hätte er fast weinen mögen; er hielt aber aus und fand sich zu den zarten, innigen Tönen zurück, die die Dichtung verlangte. Sein sanft geröthetes Gesicht hatte sich belebt und verklärt, Wittelkind betrachtete ihn mit väterlicher Lust, und auch der Alte, beide Ellbogen aufgestützt, die Hände an den Wangen, die Brauen in langsamer, stetiger Bewegung, sah dem jungen „Heiligen“ beständig auf die schön bewegten Lippen und in die sprechenden Augen.

„Das Dorf“ war zu Ende; plötzlich hörten sie über sich eine laute Stimme, die einige wortlose Töne ausstieß; unklar, ob Beifall oder Widerspruch. Aber nein! Aber nein! rief es dann; nun erkannten sie Dorjay's Stimme.

So ist's nichts! Das ist kein Schwung, kein Vortrag! Das ist keine Kunst!

Sie sahen alle drei überrascht hinauf, durch das Jungholz spähend, konnten aber den unerwarteten Kritiker nicht entdecken. Einige dürre Zweige knackten oben auf dem Fels; Dorsey schien dort zu gehn. Bald darauf hörten sie ihn wieder, nun in pathetischem, träumerischem, dann leidenschaftlichem Vortrag; er deklamirte einen von Macbeth's Monologen in die Luft hinaus. Als sie aufstanden und auf den Rasen traten, sahen sie ihn oben vor dem unbewohnten Alpenhäuschen stehn; mit unbedecktem Kopf, ohne Weste, Hemd und Halstuch geöffnet, das geringelte Haar in phantastischer Verwirrung. Er war bleich, aber die ganze Erscheinung, mit ihren dramatischen Bewegungen, dem brennenden Blick und der wilden, rücksichtslosen Beredsamkeit, hatte etwas sonderbar Berückendes. Kathi kam aus der Küche des Wirthshauses gelaufen, und hob vor Staunen die Arme; der Wirth und die alte Sali folgten, Vorübergehende blieben auf der Landstraße stehen und traten an den Garten.

Dorsey deklamirte unbekümmert fort, bis er den Monolog beendet hatte. Darauf schlug er selber in die Hände, als klatsche er sich Beifall, und brach in ein schallendes Gelächter aus. So muß man's machen! verstehn Sie! rief er zu Berthold hinunter, den er mit den Andern dort stehn sah; lachte wieder laut auf, und lief auf dem Felsen am Geländer entlang, bis er es überkletterte und an dem bewachsenen, minder steilen Theil des Abhangs zwischen den jungen Bäumen hurtig hinunterstieg. Er kam zuletzt fast ins Rollen, aber an den Stämmen und Nestern sich haltend glitt er behutsamer weiter. Unten angelangt, neben dem Kastanienbaum, begrüßte er die Herren mit aufgeregter

Geiterkeit, indem er sich verneigte; schloß das Hemd, schlang das Halstuch zusammen, und legte sich mit theatralischer Grazie eine Hand auf die Brust.

So spielte Herr Dorsey, „der große Mime“, sagte er — seine Lustigkeit klang erzwungen, verwildert — als er noch die Bretter mit seinen schwebenden Fußtritten beehrte! — Ich war auf den alten Fels oder „Balken“ da hinaufgestiegen, um einmal zu sehn, wie die Welt dort aussieht; da hörte ich hier Herrn Berthold Wittekind säufeln, und die Opposition fuhr mir in die Kehle. Herr, das Feuer fehlt! das Dramatische, die Farbe — kurz, dasjenige, welches. Sie haben eine schöne Stimme, auch eine „schöne Seele“, aber noch keine Kunst!

Wie sollt' ich auch, sagte Berthold, der stark erröthet war. Ich spreche, wie ich's verstehe; gelernt hab ich's nicht. Zeigen Sie uns Ihre Kunst, ich wäre Ihnen dankbar.

Ja, noch etwas Shakespeare, wenn es Ihnen recht ist! sagte Wittekind.

Saltner betrachtete den schlanken jungen Mann von oben bis unten: Sie waren auf den Brettern? fragte er.

Ohne auf diese Frage zu antworten, trat Dorsey hinter einen Stuhl, der nahe am Felsen stand, blickte einige Augenblicke sinnend vor sich nieder, und begann Hamlet's Monolog „Sein oder Nichtsein“ zu sprechen. Es hörte sich sonderbar an, dieses schwermüthige, nach innen gekehrte Denken, in diesem sonnigen Licht, im Freien, vor so verschiedenartigen Forchern; denn auch der Wirth stand noch draußen, mit geöffnetem Mund, einige Bauern traten, sehr verwundert glockend, ins Salettl; nur die alte Sali zeigte ihre breite Rückseite und schlurfte in die Küche zurück. Dorsey schien nichts zu sehn, ganz Träumer, ganz Dänenprinz. Es war

eine etwas hohle, düstere Feierlichkeit, mit der er sich in die Leiden dieses Lebens vertiefte; lebhaft gefühlt, aber in Manier getaucht; sein A schnarrte stark, seine Stimme stieg auf der ganzen Tonleiter auf und ab, nicht ohne pathetische Wirkung, aber wie nach einem eingelernten rhetorischen Geseß. Der alte Saltner schüttelte leise den Kopf; ganz verzaubert stand Kathi da, an das Haus gelehnt, regungslos. Ihre Wangen glühten. Sie verzehrte Eugen mit den Augen, verschlang ihn mit den Ohren. Als er dann nach diesem Monolog, rasch hinüberspringend, auch noch den andern sprach, in dem sich Hamlet nach dem Pyrrhus-Vortrag des Schauspielers entladet, verging das staunende Mädchen vollends in Verückung. Fast ohne zu blinzeln, heftete sie die braunen Augen wie gefangen auf den bleichen Sprecher; ihr linker Fuß, ein wenig vorgetreten, bewegte sich unbewußt, und seine Spitze ging, den Rhythmus der Verse begleitend, leise auf und nieder. Nachdem Dorsey geendet hatte, stand sie noch eine Weile still, holte Athem und schien vor Glück zu seufzen. Endlich schlich sie, von dem Wirth gerufen, hinter ihm her ins Haus.

Wittekind und Berthold klatschten Beifall und dankten dem jungen Künstler mit herzlich anerkennenden Worten; Saltner, die Hand im Bart, nickte ihm zu. Seine innere Unruhe ließ Dorsey offenbar nicht los; er fing an zu summen, ohne etwas zu erwidern, und ging im Gärtchen umher. Ja, ja, es giebt viele Hamlets! sagte er plötzlich, sich wendend. Ich bin auch so einer . . . Wie dieser Hamlet sich heruntermacht, das ist wundervoll; — sehr wahr, sehr wahr; — helfen thuts aber nicht! — Ist kein Brief für mich gekommen? fragte er dann, da der Wirth herzutrat.

Der Wirth schüttelte den Kopf: es sei nichts gekommen.

Dorsey sah vor sich nieder und schwieg. Nach einer Weile blickte er wieder auf, starrte umher, zog die Lider zusammen: Dieser ewige Sonnenschein! sagte er und seufzte. Zu viel Licht . . . Er schüttelte den Kopf und ging gegen das Haus. Im Vorbeigehen murmelte er dem Wirth etwas zu; dann verschwand er in die Küche und stieg die Treppe hinauf.

Was hat er Ihnen gesagt? fragte Wittkeind.

Er will oben essen, auf seinem Zimmer, antwortete der Wirth, der die Achseln hob. Mir scheint, diesem Herrn ist auch nicht wohl in seiner Haut!

Die Männer erwiderten nichts. Dorsey kam nicht wieder. Nach diesem flüchtigen, phantastischen Auftauchen ließ er sich nicht mehr sehn; er lag auf seinem Bett, wie Kathi trübselig berichtete, und schickte auch sein Mittagsmahl fast unberührt zurück. Als am Nachmittag Wittkeind's und Saltner aufbrachen, um über das Salzachthal hinüber zu den Marmorbrücken von Adnet zu gehn, ließ er hinuntermelden, daß er ruhen wolle. Die Drei wanderten fort, Dorsey blieb im Zimmer. Kathi schlich zuweilen auf die Straße hinaus, um zu seinem Fenster hinaufzusehn; es war immer geschlossen, der Vorhang herabgelassen. Sie horchte auch von Zeit zu Zeit auf den Zehen an seiner Thür; drinnen war es still, nur ein schwaches, flüchtiges Seufzen glaubte sie wohl zu hören. So verging der Tag, die Sonne sank hinter die Berge. Das Feuer im Kalkofen am Wald ward röthler, scheinender, da das Licht draußen schwand. Aus den rauschenden Schluchten kühlte es herüber. Dorsey lag noch immer, in allen Kleidern auf sein Bett gestreckt; er hielt die Augen zugeedrückt, ohne zu schlafen: so sah er den Tag nicht, der, wenn auch verbämmern, noch durch den Vorhang hereinschien.

Endlich öffnete er sie einmal, da er in seiner Nähe leise seufzen hörte. Vermundert sah er, daß Kathi vor ihm stand; das arme Kind war langsam, geräuschlos durch die Thür geschlüpft und herangetreten, und schaute ihn mit so bangem Mitleid an, daß es ihm durch's Herz ging. Sie war bleich, mehr als gestern; ein buntes Tüchlein hatte sie um den Kopf gebunden, das ihr gar rührend zu Gesichte stand, wie einem Verwundeten. Die Arme auf einander gelegt, den Kopf etwas zur Seite gesenkt, blickte sie wie eine stumme Frage auf ihn nieder.

Er bemühte sich zu lächeln. Was wollen Sie denn, Kathi?

Ich? Was ich will? — Essen sollen Sie.

Ich hab' keinen Hunger, Kathi.

Aber schon heute Mittag haben Sie nichts gegessen, sagte das Mädchen betrübt; und nun wird es Nacht, und Sie sagen: ich hab keinen Hunger. Ach, sagen Sie mir doch, ich bitt' Sie gar schön: was haben Sie denn? Was ist Ihnen?

Mir ist gut, mein Herz, antwortete er, wieder mit einer Art von Lächeln. Was ich brauche, das hab' ich: da steht's! — Er deutete auf das Tischchen neben seinem Bett, auf das Gläschen, aus dem er vor einer Weile wieder „Lebensbalsam“ geschöpft hatte. Aber Sie? Was soll das Tuch da um Ihren Kopf?

Ach, reden Sie doch nicht von mir, sagte sie und nahm es ab. Damit hat die alte Sali mich hinaufgeschickt —

Wohinauf?

In meine Kammer.

Warum?

Weil ich — Kopfweh habe, entgegnete Kathi zögernd.

Ich soll nicht mehr aufwarten, sie will's thun. Nur ein paar Gäste sind drunten.

Wovon haben Sie Kopfschmerz, Kathi?

Sie antwortete nicht. Dorsey nahm sie bei der Hand; sie zuckte. Er wiederholte seine Frage und sah ihr weich ins Gesicht. Als sie das bemerkte, stiegen ihr zwei große Tropfen langsam in die Augen; blieben da ruhig stehn, nachdem sie sie bis zu den Wimpern gefüllt hatten, — wie große Thautropfen an Blumenblättern hängen. So füllen sich auch Kinder-Augen, die nicht weinen wollen, denen das Brännlein doch, das so leicht erregte, sachte überquillt. Ach, fragen Sie doch nicht, flüsterte sie endlich. Wollen Sie nicht essen?

Er richtete sich auf und setzte sich auf das Bett, ihre Hand noch haltend. Die andre Hand legte er sich vor die Augen. Nein, ich will nicht essen, erwiderte er. Aber gehn Sie fort.

Warum soll ich fortgehn?

Warum? — Nun — weil Sie da unten — —

Ich war ja nicht mehr unten. War in meiner Kammer.

Nun, so gehn Sie wieder in Ihre Kammer, Kathi — Warum?

Er stand auf. Weil Sie — — weil Sie hier in der Höhle des Löwen sind; verstehen Sie mich, Kathi. Was machen Sie für ein thörichtes, zutrauliches Gesicht. Sie sind hier schlecht aufgehoben, Kind. Sie — sind mir viel zu gut; und ich Ihnen auch. Was sind Sie für ein dummes Mädel, daß Sie vor mir keine Furcht haben . . . Gehen Sie doch fort!

Sie blieb lächelnd stehen und schüttelte den Kopf.

Wenn Sie selber so reden, sagte sie — doch mit leise zitternder Stimme — so hat's keine Gefahr!

So hat's keine Gefahr? — Er trat auf sie zu, daß sie scheu zurückwich, und fast rauh fuhr er sie an: Du einfältiges Ding, was weißt du? Kennst denn du die Männer? Hast du eine Ahnung, du, was für Lumpenvolk, was für Banditen wir sind, wenn uns die Lust übermannt, wenn so ein süßes Gewächs wie du uns zu nahe kommt, wenn wir das Glück einmal in den Armen haben? — Mach mich nicht toll, sag' ich dir, mach, daß du hinauskommst. Wir sind Alles, was gut ist, wenn wir euch nicht sehen, wenn wir unter uns sind; aber ihr — ihr — ihr macht uns toll, macht uns schlecht! Lügner und Betrüger werden wir nm euch, treulos, ruchlos, herzlos — schwören falsch, ver-rathen, verderben, Alles ist uns gleich — und gegen die Besten von euch sind wir am schlechtesten . . . Darum will ich dich nicht mehr sehn! Mach dich fort! Zeig' mir nicht mehr diese Kinderthränen, dieses fromme, gute, liebe Gesicht, diese rothen Lippen — — geh dort aus der Thür!

Die arme Kathi stand wie erstarrt, sie rührte kein Glied; nur ein Schauder nach dem andern rieselte über ihre Haut. Sie sah ihn an: ob wirklich Er, Er so zu ihr gesprochen; so wild, so schrecklich — so gut . . . Er ist unglücklich, dachte sie. Das macht ihn so wild! — Weiter konnte sie nichts denken; so sonderbar fauste und rauchte es in ihrem brennenden Kopf. Er ist unglücklich! sagte sie sich wieder, und vor Mitleid hingen die Arme an ihr herab.

Nun, warum gehst du nicht? fuhr er nach einer Weile wieder auf. Du sollst mir nicht traun! Ich bring' Allen Unglück! Allen! Ich will kein Unglück mehr anrichten — verstehst du. Laß mich doch allein!

Ich fürcht' mich nicht, sagte sie und schüttelte den Kopf. Es ist nur so traurig. Wie müssen Sie unglücklich sein. Und ich steh' so da; und ich darf Sie nicht einmal fragen, was Ihnen fehlt!

Er hörte halb abgewandt zu, ihre weiche, schmelzende Stimme that es ihm an; es kam ihm dasselbe Gefühl wie in den Knabenjahren, wenn er die Sonntagsmorgenglocken hörte. Den Blick noch am Boden, drehte er sich herum; dann hob er die gerötheten Lider, und mit den glühenden Augen sah er das Mädchen gerührt, weich, zärtlich, verzehrend an, Alles zugleich. Er legte ihr beide Hände auf die Schultern, schüttelte sie langsam, seufzte und lächelte. Bei diesem Lächeln entwichen ihre Augen; sie blickte vor sich hinab. Auf einmal fühlte sie dann die Wärme seines Gesichts; ganz nah, gegen ihre Wange, hörte sie ihn gedämpft und halb flüsternd reden: Kind! Was mir fehlt? Nun ja, ich bin unglücklich . . . Was ist da zu machen? Niemand nimmt mir das ab, auch die Kathi nicht. Gute, gute Kathi . . . Diesen Tropfen da muß ich dir aus dem Auge küssen . . . Wie deine Lippen glühn. Wie Rohnblumen. Ach, und man lebt doch nur einmal! ist nur einmal jung! Und wie bin ich dir gut . . . Wie ein Kornfeld im Sonnenschein, so duftet deine Wange. Warum soll man nicht glücklich sein? Laß uns glücklich sein, Kathi . . .

Das Mädchen war still. Sie fühlte jedes Wort auf ihrer Wange; sie sah die rothe Flamme des Kalkofens, die wie eine untergehende Sonne durch den Vorhang schien; weiter sah sie nichts. Nun hob er aber sanft ihren Kopf, und behielt ihn zwischen seinen Händen; sie mußte seine Augen, sein Lächeln, seine kleinen, blühenden Zähne sehen; so hatten die auch diese Nacht in ihrem Traum geblüht. D

Rathi! Rathi! flüsterte er, und küßte ihre Stirn. Wie gut du lächelst; wie süß. Wie sanft und schön deine Augen brennen. Unfre Jugend, Rathi! Liebe! Wonne! Glück! — Er küßte ihr Kinn, ihre Wange; endlich ihren Mund.

Bitternd ließ sie's geschehn. Glück, dachte sie. Ja, ihn glücklich machen . . . Wie ein Blatt, das vom Baum auf das weiche Moos fällt, sank sie ihm an die Brust.





X.

Saltner und Wittelinds kehrten um dieselbe Stunde aus dem Abneter Thal, von den Marmorbrüchen zurück; sie durchschritten das stille Städtchen und stiegen langsam die Bergstraße empor. Die Nacht schattete schon im Thal und kamm an den Gebirgen hinauf. Ihr Schatten legte sich auch den Wanderern aufs Gemüth, sie dachten an den Abschied, der ihnen morgen bevorstand: Saltner wollte in seine Einsamkeit zurück, und Vater und Sohn nach München, um sich dort zu trennen. Die Drei gingen ungern auseinander, diese wenigen Tage, fast immer gemeinsam verlebt, hatten sie befreundet; Berthold aber, der sich gestärkt, ja genesen fühlte, fühlte auch seine Pflicht, in die Hörsäle und zur Arbeit zurückzukehren, die er vielleicht ohne Noth verlassen hatte. Wenigstens gestand er jetzt dem Vater, und auch dem väterlichen „Alten“, daß eigentlich eine seelische Unlust ihn so arbeitscheu und nervenschwach gemacht habe: ein wachsender Widerwille gegen seine Wissenschaft, die Jurisprudenz, die ihm nicht gefiel, neben seinen Idealen und Träumen so hart, trocken und gemüthlos dastand . . . Weiter verrieth er sich und seine Träume nicht. Der Alte

stieg bedächtig weiter, ohne zu äußern, was er dazu denke; Wittekind aber blieb stehn, und dem Jüngling eine Hand auf die Schulter legend sagte er, etwas mißmuthig, aber liebevoll:

Ich hab' dir die Jurisprudenz ja nicht aufgenöthigt; auch die Universität nicht. Hättest du mir gesagt: ich will Landmann werden wie du, — das hätt' ich nicht ungern gehört. Aber dir gefiel's nicht. Es zog dich zu den Büchern, zu den Wissenschaften —

Das war ein Irrthum, Vater! rief Berthold aus, dem nun das Herz über die Lippen floß. Ich möchte — ins Leben hinein; irgendwie — ich weiß nicht. Mit Kopf, Herz, Muskeln, Gliedern, mit Allem einer Sache dienen — einer guten Sache — mich opfern, wenn sie mich braucht — —

Er brach wieder ab. Saltner war einige Schritte weiter gleichfalls stehen geblieben, machte nun Kehrt und sagte, die Brauen herunterziehend:

Dann wundre ich mich, daß Sie, am Wasser und fast am Meer geboren, nicht zur Marine gewollt haben, auf die deutsche Flotte. Da hätten Sie ja das alles, was Sie eben wünschen; und die Phantasie, die „Romantik“, Sie junger Schwärmer, bekäme auch noch ihr Theil. Sie sähen die ganze Welt, die wilden und die zahmen Völker; Sie brauchten Ihre welthungrigen Augen nur groß aufzumachen. Und außer der Ehre Ihres Vaterlandes hätten Sie auch die Zukunft an Bord: denn es geht nun los! Auf der Erde, lieber Herr, ist noch viel zu thun, und die Zeit der Deutschen ist nun endlich gekommen! Meinen Sie, ein Volk wie das wär' nur dazu da, in Europa Friedens-Wachtmeister zu sein und Professoren, Zuckerrüben und

Soldaten zu züchten? Nein, glauben Sie mir — der Alte richtete seine Moses-Gestalt beinahe feierlich auf — glauben Sie mir, die Hand des Herrn liegt auf unserm Scheitel: uns ist bestimmt, noch gar Großes zu thun, Größeres, als wir ahnen. Deutsches Wort, deutscher Geist und auch deutsche Kraft werden noch wurzeln und wachsen, so weit die Erde rund ist. Und wer wird mit ihnen hinausziehen? Nun, die deutsche Flotte. Da können Sie einer Sache dienen, einer guten Sache; und auch Opfer, den' ich, werden angenommen, wenn Ihnen nach Opfern ums Herz ist!

Ich hab' auch wohl daran gedacht, sagte Berthold und sah vor sich hin. Als Knabe träumt' ich Jahre lang davon. . . . Die ganzen Sommer lag ich auf dem Wasser; Schwimmen, Rudern, Segeln — das trieb ich mit Leidenschaft. Dann aber kamen so ganz andere Ideen — Phantasien. . . . Und unsre Flotte — was ist das? Neben den andern, den großen, so klein!

Nun, so wird sie wachsen! rief der Alte, seinen Stod gegen die Erde stoßend. Bäume machen Wälder! — Aber gar so ein kleines Wäldchen ist sie schon nicht mehr. Ich war einmal in Kiel, hab' sie mir angesehen; hab' große Augen gemacht . . . Sie stiegen wieder weiter, im Gehen sprach er fort: Ich bin alt, Sie sind jung, Sie werden noch was erleben; und gingen Sie zur Flotte, so würden Sie selber dabei sein: hübsche Seeschlachten, Herr! nach Osten und nach Westen! Und da wird's sich zeigen — denken Sie an mich — daß die See noch immer den Germanen gehört — und daß die Deutschen wieder geworden sind, was sie lange verspielt hatten: der Germanen Führer!

Glauben Sie an den Krieg? fragte Berthold altflug. Wir wollen ja keinen mehr, und alles lechzt ja nach Frieden!

Wir wollen keinen mehr? Haben wir zu wollen? Die Weltgeschichte wird uns ihre Hunde schon auf den Nacken hegen: diese Franzosen mit dem revanche=franken Herzen, diese Czarenknechte mit ihrem Größenwahn, die werden nicht nur bellen, Herr, die werden endlich auch beißen; das lebt ihnen im Blut, und das steht in den Sternen! — Der Alte blieb wieder stehn, es war vor einem „Golgatha“, das an der Straße gegen den Abhang aufgerichtet war: in einem mächtigen Holzrahmen Christus und die Schächer an drei hohen Kreuzen, geschnitten und bemalt; sie sahen aus der nächtigen Dämmerung auf die Wandrer herab, Saltner stand vor ihnen, als gehöre er mit dazu, als stünde da ein weißbärtiger, riesiger Apostel dem Gekreuzigten zu Füßen. Glauben Sie, junger Mann, fuhr er bedächtig fort, was ich Ihnen sage! Wir haben noch viel zu thun; auch das alte Europa, das ist noch nicht fertig. Heiß, heiß wird gerauft werden, denn es sind tapfere, größtentolle Völker; aber wir „dermachen“s doch, wie man hier zu Lande sagt: denn wir sind berufen! Und dann wird man diese zudringlichen Russen mit allen Ellbogen weiter nach Osten werfen: in Bessarabien — geben Sie Acht — wird der Rumäne Herr werden, in Polen der Habsburger, und die alten Länder der Schwertritter, Kurland, Livland, Esthland — darin keine Russen leben; lauter Protestanten — die werden zu Deutschland kommen, ob es nun heute will oder nicht. Denn Europa muß frei sein, und der russische Alp darf uns nicht mehr drücken! Und der italienische König wird in Corsica, in Nizza und in Tunis herrschen: denken Sie an mich; — und das alles wird nicht geschehn, ohne daß auch die deutsche Flotte sich mit Blut getauft hat; ja, Ihre deutsche Flotte — — und vielleicht sagt dann Karl Witte-

kind, seinen schönen Bart streichend: Berthold Wittekind war dabei!

Wittekind, der Vater, lächelte, ernst und gedankenvoll; Berthold ging schweigend weiter. Diese Kriegsträume waren gerade jetzt nicht nach seinem Herzen; vom Seebienste stieß ihn auch die strenge soldatische Zucht ab, die seinen Freiheitsfönn dort erwartet hätte, und ihm war, als würde ihn das kaiserlich deutsche „Schulschiff“ für immer dem festen Land seiner menschenliebenden Ideale entführen, an die er trotz Aßinger und Niedau noch glaubte . . . Sie kamen bei völliger Dunkelheit — denn der nun schon abnehmende Mond ging erst später auf — in der „Gemse“ an. Der Wirth trat ihnen entgegen, um sie zu begrüßen; er hielt einen Brief in der Hand. Der ist gegen Abend gekommen, sagte er, für den Herrn von Dorßan; ich bin zweimal hinaufgegangen um ihn ihm zu bringen, aber seine Thür war verschlossen. Und es war ganz still. Wecken wollt' ich ihn nicht; denn er mag wohl schlafen. Was thun wir nun mit dem Brief?

Geben Sie ihn mir, sagte Wittekind; ich will ohne dies zu ihm, da wir morgen reisen! — Er nahm den Brief, und ward sogleich durch einen starken Duft an den schwülen, „lasterhaften“ Wohlgeruch erinnert, den Dorßan und jener andre Brief bei ihrer ersten Begegnung ausgeathmet hatten. Die Aufschrift schien von einer weiblichen Hand geschrieben, „Salzburg“ stand auf dem Poststempel. Wittekind ließ die Andern im Salettl, ging ins Haus und stieg die Treppe hinauf.

Oben war es dunkel, auf dem Vorplatz brannte keine Lampe, was ihn Wunder nahm. Er ging behutsamer weiter; in dem ungewissen Dämmer bemerkte er eine dunkle Masse oder Gestalt, die in der Ecke neben einem alten

Bauernschranke zu kauern schien. Als er näher trat, erhob sich plötzlich diese Gestalt und glitt an ihm vorüber; es war aber kein Gesicht zu sehn, ein Tuch oder etwas Aehnliches mußte es bedecken. Das Frauenzimmer — denn es trug lange Kleider — eilte die Treppe zu den Dachkammern hinauf; so geschwind und leicht, daß Wittekind nur an Kathi denken konnte. Kathi! rief er ihr nach. Sind Sie's? — Es kam keine Antwort. Er zögerte einige Augenblicke; dann tastete er weiter und klopfte an Dorsey's Thür.

Die wohlbekannte Stimme rief sogleich: Herein! Wittekind öffnete — die Thür war nicht verschlossen — und sah Dorsey auf einem Stuhl am Fenster sitzen; ein Licht brannte vor ihm auf dem Tisch. Sein Gesicht war nicht mehr bleich, sondern schwach geröthet. Als er den Eintretenden erkannte, stand er auf und ging ihm langsam entgegen. Hier bring' ich Ihnen etwas! sagte Wittekind und übergab ihm den Brief.

Sowie Dorsey die Aufschrift erkannte, entfuhr ihm eine zuckende Bewegung; er starrte auf das Papier, wie man auf etwas Sonderbares, Unheimliches starrt, das wie ein Schicksal in unser Leben eintritt. Indeß er faßte sich schnell, bat um freundliche Erlaubniß, öffnete und las. Ein kurzes Aufschlachen brach aus ihm hervor — oder suchte sein Gefühl zu verdecken — als er das Blatt überflogen hatte. Dann hob er es näher an sein Gesicht, schloß die Augen und schien den Duft in sich einzuathmen. Das ist nun, wie es ist, murmelte er endlich. So geht's mir; natürlich! — Herr Wittekind, ich danke Ihnen. Sie kamen selbst; um mich noch zu sehn . . . Sie sind immer gut. Bitte, lassen Sie mir nun ein paar Minuten Zeit. Dann — — dann erschein' ich unten. Wir sehn uns noch; das versteht sich; gewiß!

Desto besser, sagte Wittekind und ging wieder zur Thür. Er fühlte sich aber plötzlich bei der Hand ergriffen; Dorsey war ihm gefolgt. Als er sich umwandte, sah er, daß dessen Gesicht wieder tief erblaßt und von einer leidenschaftlichen Bewegung ergriffen war. Die Lippen verzogen sich, die Augen zwinkerten lebhaft. Auch zitterte ihm die Stimme, als er mit einem mühsamen Anlauf sagte: Lieber Herr Wittekind!

Sie wünschen? fragte dieser verwundert.

Was ich wünsche? entgegnete Dorsey. Sie — noch einmal zu sehn! Ihr Gesicht . . . Nun ja, Sie haben mir's angethan, mir das Herz abgewonnen — sodaß ich ganz — — Ich weiß nicht, was ich sage. Sie könnten mir erlauben, Herr Wittekind, Sie einmal zu umarmen; zum Abschied — — Morgen geht's ja fort! setzte er wie zur Erklärung hinzu. Ohne auf Wittekind's Zustimmung zu warten, umschlang er ihn mit beiden Armen und drückte ihn heftig an sich; seine Muskeln schienen sich krampfhaft zu bewegen.

Lieber Herr Dorsey! sagte Wittekind gerührt. Das Gesicht des jungen Mannes lag auf seiner Schulter; halb erstickt murmelte Eugen, ohne jedes Pathos: Hätt' ich Sie zum Vater gehabt! — Es stünde nicht so mit mir — —

Er schluckte, mit stoßendem Athem, und machte sich dann hastig los. Mit abgewandtem Gesicht sagte er, wie wenn nun ein Anderer spräche, leichtthin: Also unten; im Salettl, nicht wahr, finde ich die Herren. Also noch nicht gute Nacht!

Wittekind ging stumm hinaus; er hatte ein dunkles Gefühl, als hieße das: ich reise ab, gute Nacht! — — Auf dem Vorplatz brannte nun die Lampe. Er stieg hin-

unter, in allerlei fragenden und ahnenden Gedanken, und kam zu Saltner und Berthold, die beim Nachtmahl saßen. Auch für sich bestellend, dann essend, saß er wortkarg da. Die alte Sali bediente statt der Kathi; sie erzählte, daß das arme Ding nicht wohl sei und schon lange im Bett liege. Berthold war voll Mitleid; — es schien noch mehr ein anderes Gefühl zu sein, das ihn gar so weich stimmte. Er fürchtete wohl, das kleine Ding gar nicht mehr zu sehn; es mißfiel ihm, sie zu verlassen; auch er sah stumm in sein Glas, und Saltner störte ihn nicht, der, wie es von Zeit zu Zeit über ihn kam, mit leisen Fingern den Bart knetend sich in das Schattenspiel vorüberwandernder Erinnerungen versenkte.

Wohl eine Stunde verging so; Berthold nahm wieder das Wort, sich zum Vater wendend: er hab' es nun doch bedacht und möchte noch einmal versuchen, ob er zu der Rechtswissenschaft sich nicht ein Herz fassen könne. Vielleicht finde er auch für seine Lieblingsgedanken mehr darin, als er bisher gedacht; einen andern Beruf, für den er sich so recht geschaffen fühle, wisse er nicht. . . Er unterbrach sich plötzlich; ein dumpfer, aber deutlicher Schrei erklang durch die stille Nacht; Alle hörten ihn. Sie horchten; es schien ein Klagen oder Stöhnen zu folgen, das aber völlig gedämpft und ungewiß daherschwebte und sich mit dem Rauschen der Waldbäche vermischte. Was bedeutete das? Woher kam der Schrei? — Saltner wies zu der kleinen Anhöhe neben der Straße hinauf: es stand dort ein Bauernhaus, jetzt nächtlich dunkel und still; von dort, meinte er, sei der Schall gekommen. Auch stöhne es noch fort. Er sprang auf und stieg mit seinen gewaltigen Schritten die Anhöhe empor; Berthold lief ihm nach; Wittekind folgte langsamer, noch schwankend.

Sein Ohr hatte besser gehört: als er auf die Straße trat, kam ein neuer Laut, über und hinter ihm, und er zweifelte nun nicht mehr, wo die Stimme zu suchen sei. Ins Wirthshaus eilend und die Treppe hinauf, öffnete er Dorsey's Thür, ohne anzuklopfen. Dorsey war nicht zu sehn; über sein Bett hingeworfen lag aber Kathi, in allen Kleidern, wie eine Verzweifelte; schluchzte, ächzte, und schüttelte die Kissen. Auf dem Tisch brannte noch das Licht; daneben lag ein aufgerissener und ein geschlossener Brief. Was ist geschehn? fragte Wittekind. Kathi! Was ist Ihnen? Warum weinen Sie? — Hören Sie mich nicht? — Er trat hinzu und faßte ihren zitternden Arm. Bei dieser Berührung sprang das Mädchen wie elektrisch getroffen auf und zeigte ihm ihr von Schmerz und Leidenschaft ganz verzerrtes Gesicht.

Er ist fort! sagte sie; Wittekind errieth die Worte mehr, als er sie verstand, da ihre Stimme heiser geworden war und vom Schluchzen bebte. Er ist fort, er ist fort, er hat mich verlassen! — Sie deutete auf den Tisch und die Briefe, dann griff sie mit allen Fingern in seinen Arm: Lesen Sie den Brief da! sagte sie; es sollte Flehen sein und Klang wie Befehlen. Der eine ist an mich, der andre an Sie; lesen Sie ihn, Herr! Ich will wissen, was darin steht!

Wittekind nahm den geschlossenen Brief, er war an ihn gerichtet; unruhig riß er ihn auf. „Lieber, verehrter Herr!“ stand darin mit Bleistift geschrieben. „Mein Schicksal ruft, ich muß fort. Ich möchte aber in diesem Hause Niemand wiedersehen . . . Kurz, ich verschwinde so geräuschlos, wie es sich für unsereins schickt; schleiche die Straße hinunter und wandre nach Salzburg; dann von da in die Welt hinein. Die Nacht ist zum Wandern gut. Die große Laterne

da oben wird ja angezündet. Meine Bezahlung für den Wirth liegt im Tisch, in der Schublade. Ich bin so froh, daß ich Sie umarmt habe; daß ich Ihnen noch gezeigt habe, wie ich für Sie fühle. Leben Sie wohl!”

Geben Sie mir den Brief! sagte Kathi heftig, im Schluchzen, nachdem er gelesen hatte. Sich ein wenig fassend, und ihren eigenen Brief in die Tasche steckend, wiederholte sie flehender: O, geben Sie mir den Brief! Lassen Sie mich's lesen! — Sie schien zu fürchten, er könne es ihr verwehren; denn sie griff schon zu und zog ihn ihm aus der Hand. Als sie ihn halb gelesen hatte, schrie sie auf: Nach Salzburg! Zu Fuß! Ich will auch nach Salzburg! Ich will ihm nach, ich laufe! Ich hol' ihn ein! So kann er nicht fort, so kann er mich nicht verlassen!

Sie wollte aus der Thür stürzen; aber Wittekind hielt sie auf. Der Wirth und Sali, von dem neuen Schrei herbeigerufen, traten eben ein; Saltner und Berthold waren zurückgekommen und stiegen die Treppe herauf. Wittekind erklärte den Andern, was sich zugetragen hatte; was er über Kathi's Verzweiflung dachte, ließ er unerörtert; Alle ahnten es, in ihr armes, glühendes, verwildertes Gesicht stand es eingezeichnet. Sie verlangte immer von neuem, man solle sie hinauslassen; sie wolle ihm nach, ihn vermünschen, ihn tödten, sie wolle bei ihm bleiben, sie gehöre zu ihm: so warf sie all' ihre zuckenden Gedanken und Gefühle sinnlos durcheinander.

Endlich nahm der Alte das Wort, in seiner gebietenden Art: Wenn sie so redet, ist sie noch ein Kind; und sie ist ein wenig auch mein Kind . . . Hier wirst du bleiben, Kathi, hier in diesem Zimmer, da du uns nicht folgen und keine Hand an dich lassen willst; Sali wird dir bringen,

was du brauchst, und ich schließ' dich ein. Ich schlaf nebenan, ich werd' dich bewachen. Morgen kommt die Sonne wieder, und mit ihr die Vernunft. Jetzt denk' an dein Nachtgebet, an deinen Schöpfer, an die Ehre dieses Hauses, dem du angehörst — und gute Nacht!

Die feierliche Stimme schien das Mädchen zu beruhigen oder einzuschüchtern; sie sagte nichts mehr, stöhnte auch nicht mehr. Auf einem Stuhl an der Wand, in die Luft starrend, saß sie fast ohne Bewegung da. Man ließ sie endlich allein, hinter der verschlossenen Thür; das ganze Haus begab sich nach und nach zur Ruhe. Wittekind hatte noch einen letzten Blick auf die Unglückliche geworfen, als er das Zimmer verließ; in ihren sonst so kindlichen, lachenden Rehaugen schien ein wilder Entschluß aufzuleuchten, der ihr ein ganz, anderes unheimlich gereiftes, frauenhaftes Gesicht gab. Er glaubte nicht, daß „die Vernunft“ so bald kommen werde. Ungern, lange zögernd, ging er endlich schlafen, da ihn nach dem heißen Tag die Müdigkeit übermannte.

Er hatte sich nicht getäuscht: der Morgen graute erst, als Sali's Stimme laut ward und in allen Zimmern die unruhigen Schläfer weckte. Die Alte war zum Brunnen und auf die Straße gegangen und hatte das Fenster, hinter dem Kathi gefangen saß, weit geöffnet gesehn; unter dem Fenster war das Gras von einigen Tropfen geröthet, offenbar von Blut. Als Saltner die Thür nun aufschloß, war das Mädchen fort; offenbar hinuntergesprungen, da man ihr den Ausgang verwehrt hatte. Sie mußte glücklich davon gekommen sein, denn die Blutspur hörte nach wenigen Schritten auf; nur ihr Kopftuch, das sie verloren haben mochte, fand sich auf der Straße.

Was ist da zu thun, sagte Saltner in grimmiger Ent-

schlossenheit. Nichts, als — ihr nach. Sie ist nach Salzburg gelaufen, das tolle Ding, dem Rattenfänger nach. Der Weg ist weit, sie wird noch auf der Straße sein. Ich nehm' einen Wagen und ich fahr' hinterdrein!

Ich begleite Sie, wenn es Ihnen recht ist, sagte Wittekind kurz, der sich bei Sali's erstem Ruf auch erhoben hatte. Berthold kam und verlangte gleichfalls mitzufahren. Man verlor keine Zeit; während Sali ins Städtchen hinunterlief und einen Wagen mit raschen Pferden bestellte, machten die Männer sich fertig. Sie gingen ihr dann eilig nach und fuhren bald in den erwachenden Tag hinein. Saltner kannte den Kutscher, einen stämmigen, etwas mürrischen Postknecht, von früheren Fahrten her; er spornte ihn durch die Aussicht auf ein dreifaches Trinkgeld an, die Pferde laufen zu lassen, was sie konnten. Auf der glatten, staubigen Straße jagten sie dahin. Der Himmel war sonnig hell, obwohl die östlichen Berge noch das Gestirn verbedekten; die Wolken draußen im Norden, in der Ebene, säumten sich mit Gold; die Citadelle von Salzburg ward sichtbar, fern, klein, dann heranwachsend und im herrlichsten Morgenzauber leuchtend, bis sie endlich unter dem hochragenden Burgfels vorbei um den Nonnberg fuhren und die Stadt erreichten.

Sie kamen bis zur alten Salzachbrücke, hier ließ Saltner halten. Auf seinen Vorschlag stiegen sie aus; das Beste wird sein, sagte der Alte, der während der Fahrt fast immer geschwiegen hatte, wenn wir uns vertheilen, um das Mädel zu suchen! Wenn etwa Sie und Ihr Sohn an der Salzach links und rechts stromab gehn, so können Sie nicht verirren; ich, der ich hier zu Hause bin, schlängele mich durch die Neustadt zum Bahnhof, und der Wagen folgt mir. Da wir sie unterwegs nicht mehr angetroffen haben, wird das

Mädel hier sein. Und wär' sie zur Stednadel geworden, man sucht halt bis man sie findet!

Wittekind nickte; sie trennten sich. Berthold übernahm das rechte Ufer und schritt an der Salzach hin, auf dem neuen Uferdamm, neben den jungen Anlagen und Villen; fast noch allein, denn das Leben des städtischen Tages begann erst zu erwachen. Er ging langsam, nach allen Seiten umherspähend, in banger Unruhe, ob er auch nichts übersehen, seine Aufgabe erfüllen werde. Wie anders war er hier vor wenigen Tagen gegangen: als fastender Märtyrer, aber doch voll heiterer Phantasien, auf das Wiedersehen mit dem Vater sich freuend, die Welt mit seinen Zukunftsplänen beglückend. Jetzt erschien er sich wie ein Polizeimann, der einem Flüchtling nachspürt; er suchte ein verzweifelndes Mädchen, von dessen Dasein er damals noch keine Ahnung hatte, das seinem jungen Herzen bittere Gefühle machte: wozu sollt' er sich's leugnen. Seine gereizte Einbildungskraft berauschte sich in schrecklichen Szenen und Tragödien, in denen er Rathi und den „Rattenfänger“ finden könnte und als rathloser, unerfahrener Jüngling eingzugreifen hätte. Auch gab ihm jede dieser Phantasien einen Stich in die Brust . . . So kam er an der protestantischen Kirche, an der neuen Fußgänger-Brücke vorbei und sah die große Eisenbahnbrücke vor sich, die über die Salzach führt. Vom Bahnhof her rollte, noch langsam, ein Zug, der nach Baiern wollte, die rhythmisch ausgestoßenen Wölkchen glänzten in der Sonne.

Plötzlich fuhr er zusammen, da ein Schrei ertönte, der ihm durch Mark und Bein ging. Der Zug hatte die Brücke erreicht, nicht weit davon, am Ufer, lief eine weibliche Gestalt, die Berthold bisher nicht bemerkt hatte; sie hob beide

Arme, rief den Zug an, wie es schien, rief irgend einen Namen, den er nicht verstand. In einem der Wagen, die jetzt über die Brücke rollten, erschien ein Kopf am Fenster, den Berthold zu erkennen glaubte . . . Das Weib schrie noch einmal, wie rasend. Es war Kathi's Stimme, er zweifelte nicht mehr. Im nächsten Augenblick lief sie, die stehen geblieben war, gegen das Ufer zu, stand auf der steinernen Böschung, mit unbedecktem, fliegendem Haar, und warf sich in den Fluß.

Berthold wußte nicht, wie ihm geschah: sowie sie zu laufen begann, setzte auch ihn Jemand in Bewegung, ohne Wollen und Denken; er rannte auf dieselbe Böschung, auf denselben Fleck zu, und gleich nach ihr — denn er war geschwinder — sprang auch er hinab. Ihn erschreckte das kalte Wasser, als er unterging; aber sogleich hoben ihn seine Kräfte wieder, und es erwachte in ihm eine wilde, klare, bewußte Entschlossenheit, ein seliges Gefühl. Er war in seinem Element, er schwamm wie ein Fisch. Vor seinen tropfenden Augen sah er das sich ausbreitende, schwimmende Gewand, das Kathi nach oben trug; nach wenigen Stößen hatte er es gefaßt, er ergriff das Mädchen am Arm und ruderte auf die Böschung zu. Der Strom trug ihn fort, aber nicht mehr weit. An der nächsten Landungsstelle, wo ein schwimmender Brahm zum Waschen angekettet lag, hielt er sich fest; es standen dort einige Männer und Frauen, die das Schreien und Laufen herbeigezogen hatte, man zog sie beide ans Ufer und trug das Mädchen hinauf.

Kathi schlug die Augen auf, sie schien aus einem bewußtlosen Zustand zu erwachen. Sobald sie begriff, wo sie war, schüttelte sie wild die Haare und rief: Was wollt Ihr! Laßt mich! Laßt mich ins Wasser, ich will nicht mehr

leben! — Sie versuchte wieder aufzuspringen, da sie am Boden lag; die Männer hielten sie fest. Sie rang mit ihnen, sie knirschte mit den Zähnen. Kathi! sagte Berthold, der neben ihr stand und sich über sie beugte, sodaß die Tropfen aus seinen Kleidern auf ihr Antlitz fielen: Kathi! Lassen Sie sich; wie können Sie so reden . . . Hören Sie mich doch an; ich bin's. Wir lassen Sie nicht . . . Haben Sie Vernunft!

Sie starrte ihn jedoch mit wirren, leblosen Augen an, sie schien ihn nicht zu erkennen. Immer wieder aufstrebend sagte sie, fast heiser: Laßt mich! Ich will da hinein! ins Wasser! Er ist fort, ich will nicht mehr leben! — Ihr sinnlos zuckendes Gesicht mit dem klebenden Haar sah ihr nicht mehr gleich; Berthold graute fast, sie anzublicken. Es hatte sich schnell ein Haufe von Menschen um sie her gesammelt, Männer, die zur Arbeit gingen, junge Bursche und Frauen; sie hörten die wilden Reden, fragten, was geschehen sei, was zu thun sei, suchten mit den Achseln. Berthold stand rathlos da; ein Frösteln überlief ihn. Während er verwirrt umher sah, fühlte er eine Hand auf seinem Arm und hörte eine bekannte Stimme seinen Namen nennen.

Er wandte sich um und sah Afinger und Mekner, die hinter ihm stehend auf ihn und das Mädchen blickten. Die ist wohl auch so ein „Opfer“, murmelte Afinger; wie? Eine von denen, die ins Wasser gehn, weil so ein feiner Herr mit ihnen seinen Spaß gehabt hat. Das soll man alles hinnehmen; wie?

Berthold erwiderte nichts; ihm selber lag ein namenloses Gefühl schwer und hart auf der Brust. Er sah einen Wagen heranrollen; eine mächtige, weißbärtige Gestalt schob die Menge aus einander, Saltner stand vor ihm. Ohne

Berthold zu bemerken, blickte der Alte auf Kathi nieder, nickte, als hätt' er's gedacht: so werde er sie finden. Dann kniete er, seine Bewegung bemeisternd, neben dem Mädchen nieder und nahm ihre bläuliche, nasse Hand. Kathi! sagte er ruhig, halblaut. Ich bin's, der Saltner. Steh auf! Was thust du hier vor so vielen Leuten. Wir fahren nach Haus; zu mir!

Sie suchte ihm die Hand zu entziehen; laßt mich! rief sie wieder, doch mit schwacher Stimme. Ich will nicht! Ich will —

Der Alte ließ sie aber nicht ausreden; er umfaßte sie, hob sie empor und trug sie wie ein Kind. Der Wagen war herangefahren, Saltner öffnete die Thür und legte seine Last auf den Wagensitz; nach meinem Haus! rief er dann dem Kutscher zu und stieg selber ein. Die Peitsche knallte, die Pferde zogen an. In ein Paar Augenblicken war's geschehen, Berthold sah zu wie im Traum. Er sah den Wagen davonrollen; hinter sich hörte er seinen Namen, seines Vaters Stimme, der vom andern Ufer über die Fußgängerbrücke gestürmt kam, um zu erfahren, was geschehen sei, und seinen Jungen zu suchen.



Zweites Buch.





I.

Wittekind stand am Fenster, von der Morgensonne beschienen, und blickte auf den großen, feiertagsstillen Hof vor seinem Hause hinaus. Die Thore der Scheunen und Ställe, die den Hof rechts und links umgaben, waren alle geschlossen, und gegenwärtig nirgends ein Mensch zu sehn; nur eine schwarze Kaze und allerlei Hühnervolk, großes und kleines, wanderte auf dem sonnigen Hof umher. Es war ein Sonntagsmorgen; der zweite Sonntag im Juli. In der Ferne stand ein leuchtendes Gebirge, aus Sommerwolken gebaut; sonst war Alles eben und flach. Wittekind sah durch das offene Hofthor auf grünes Uferland, auf bräunlichen Schilf, den der Wind bewegte, auf den seeartig breiten, dunkelblauen Fluß und die jenseitigen Ufer, an denen sich ein einförmiger, ernster Tannenwald hinzog. Er fühlte sich wieder in der Heimath; doch nicht recht daheim. . . . Das Fenster war offen, von dem kleinen Teich her, der links hinter dem Hofe lag, kamen die zarten, piependen Stimmen junger Enten herüber, die ihren gelben Flaum auf dem Wasser wiegten. Er konnte sie schwimmen sehn; als geborene Künstler ruderten sie nach allen Seiten über ihren leicht

geträufelten kleinen Ocean, den hier und da niedriger, grüner Schilf begrenzte. Am Ufer, bei der Entenbucht, irrte eine schwarze Henne umher, die einen Theil dieses Entenvölkchens ausgebrütet hatte; sie sah ihnen voll Unruhe und Mutter Sorge nach, auf der breitternen Einfassung der Bucht lief sie bis zum äußersten Rand hinaus, lüftete die Flügel, hob sich mehr als einmal zum Sprung, als müsse sie den Jungen nach, die so dreist davonschwammen; immer blieb sie aber wieder im Gefühl ihrer Ohnmacht verzagend stehn. Wittekind schaute ihr zu, sie ergözte und rührte ihn. Worüber läch' ich denn? dachte er auf einmal. Ist's bei uns denn anders? Sehn wir nicht auch so vom Ufer zu, wenn unsre groß gewordenen Kinder auf allerlei Wasser hinausschwimmen, wohin wir nicht folgen können? Wir meinen Wunder, wie sehr sie Unsresgleichen sind; auf einmal gehen sie ihre eigenen Wege, neue „Zeiten“, neue Instinkte führen sie, wir können's nicht ändern, können sie nicht halten. Da stehen dann wir alten Hennen. . . . Ja, mein Junge, mein Schwärmer — der mir noch hinauswärmen wird, Gott mag wissen, wohin; mein theurer Junge, mein Berthold!

Vor wenigen Tagen erst hatte er ihn verlassen, es dünkte ihn schon eine Ewigkeit. In seiner Sehnsucht durchwanderte er die Tage zurück bis zu jenem Morgen in Salzburg: wie er da erschraf, ihn triefend am Ufer zu finden, ihn ins Gasthaus brachte, bettete und pflegte; — bis dann von der „Gemse“ ihr leichtes Gepäc kam, und der gute Alte zum Abschied, und sie gen München fuhren, über Rathi leidlich beruhigt, über Dorfan grübelnd und entrüstet, dem Untersberg noch wie einem Freunde winkend — und die eigene schwere Trennung auf dem Herzen . . . Auch die war nun vorbei, Vater Wittekind in seinem Norden allein.

Er sah staunend umher: so öde war ihm hier nicht mehr gewesen seit seiner Hausfrau Tod. Wie leicht täuscht sich der Mensch, wenn er, an einem Ort heimisch eingewurzelt, Alles um sich her selber geschaffen, mit seinen Erinnerungen, seinem Geschmack, seiner Sinnesart angefüllt hat und nun denkt, diese Welt um ihn her habe ein Leben empfangen, werde immer lebendig auf ihn wirken. Wie freute ihn sonst, in seinem sinnlich kräftigen Lebensgefühl, dieses „warme Nest“, sein weitträumiges Bohnzimmer, von dessen olivengrüner Tapete seine Büchergestelle, mit den edlen, farbigen Einbänden, die alten, feierlich schönen Kupferstiche, die Büsten und Statuen, der mächtige braune Kachelofen, das geliebte Klavier ihn wie erprobte Lebensgefährten ansahen und den warmen Hauch ihres Daseins auszuathmen schienen. Jetzt freute ihn nichts. Am Klavier, bei Beethoven's seelenvollsten Sonaten, überfiel ihn bald eine entmannende Behmuth; auf dem riesigen Schreibtisch lag ein Buch neben dem andern aufgeschlagen, keines hielt ihn fest: Shakespeare, Darwin, Ranke, Thiering, denn er ging allerlei Wege; in diesen Tagen umsonst: selbst sein Lieblingsheiltraut, der „Faust“, wollte jetzt nicht helfen. Wie schön war draußen der Tag! Es ging ein warmer, aber nicht brüclender Wind und tändelte mit seinem Sommer-Spielzeug, dem Getreide, dem nachgemachten wogenden Meer; reicher Felderseggen durchgoldete das Land, schöne Erntehoffnung. Es half alles nicht. Ihn freute weder Feiertag noch Werkeltag. Eine der trüben Zeiten war gekommen, wo das Leben kalt und beklemmend wie ein nasses Tuch um die Seele liegt; wo der Tisch der Natur nicht für uns gedeckt scheint, weil wir nach Versagtem hungern, und unsere reinen Gefinnungen uns mehr zur Last, als zum Troste sind. Ihm fielen

Waldenburg's Worte aus jenem vertraulichen Gespräch ein: „Du kommst mir vor wie einer von diesen freiwilligen Nordpolfahrern . . . Was hast du auf deinem Gut, am Wasser, mit den Zuckerrüben? — — Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen“ . . . Er fühlte mit bitterem Lächeln, daß er Waldenburg fast beneiden könnte: der packt das Glück mit frecher Satyrfaust bei den Haaren und zwingt es an seine Brust; dem macht es kein Herzweh, keinen Sohn zu haben; dem fehlt seine Frau nicht mehr, er hat die der Andern; und er sitzt da irgendwo am Meer mit diesem interessanten, begehrten Räthsel, dieser großäugigen, blassen Marie . . .

Wittekind verlor die Ruhe, er verließ das Fenster und ging im Zimmer umher. Seine Schwester Emma trat hinter ihm in die Thür; eine kurze, breitschultrige Gestalt mit großem Kopf, dem Bruder gar nicht ähnlich, auch in den Geberden nicht; seit einigen Jahren führte sie das Haus. Hast du mich gerufen, Karl? fragte sie.

Ich? — Nein.

Du hast aber irgend was gerufen, Karl. Ich hörte deine Stimme.

Sonderbar! sagte er. Das ist mir durchaus nicht bewußt.

Sie sah ihn mit einer Art von mütterlicher Sorge und Unzufriedenheit an, und blickte dann auf den Tisch, an dem er gefrühstückt hatte. Deine Tasse ist auch noch halb voll, meldete ihre trockene Stimme.

So bleibt sie auch, sagte er sanft, die Hand an seiner Stirn. Sie hob die Achseln und ging wieder hinaus.

Wittekind sah ihr nach. Was nützte ihm jetzt diese gute Frau! Sie ahnte nicht, was er wollte oder was ihm

fehlte. Gott hatte sie zur Wirthschafterin bestimmt, und dazu allein; sie fühlte auch ihren Werth, sie sah mit halb geringschätziger Hochachtung auf den Bruder herab, dem sie, so oft er ausging, ein Stück Chocolade oder ein Butterbrod oder seine Gelbbörse in die Tasche steckte; den sie für einen gut beanlagten, aber durch die Bücher auf Abwege gekommenen, unpraktischen Menschen hielt. Was ist sie mir? dachte er. So viel wie diese olivengrüne Tapete . . . Einsam! Einsam! Einsam!

Er trat wieder an's Fenster; seine blauen Augen starrten matt und leblos hinaus. Ein paar Luft-Nachten mit hohen, weißen, leuchtenden Segeln, vom Südost getrieben, zogen wie Riesenschmetterlinge auf dem Fluß vorüber; ein Anblick, den er oft von diesen Fenstern genoß, der ihm die Brust zu schwellen pflegte, denn gleich seinem Verthold war er ein leidenschaftlicher Segler seit der Knabenzeit. Er kreuzte die Arme und sah ihnen nach; es ging ihm wunderbar, seine Seele schien sich zu öffnen. Ihm war, als zögen da beflügelte Seelen hin, in's blaue Leben hinein. Freie, tapfere Seelen, die sich aufgemacht . . . Spann' deine Flügel aus! sagte seine Stimme, ihn selber überraschend. Ja, wiederholte er sich mit wachsendem, schwellendem Bewußtsein: spann' deine Flügel aus! Schwing' dich auf! Sei ein Mann! — Ei, das Leben wär' wunderleicht, wenn es nur gute Stunden hätte, die von selber auffliegen. Heut' aber heißt es: zeig, was du kannst, wer du bist! — Er richtete seine männliche Gestalt breitbrüstig auf, er dehnte sich und sprach mit freier, tönender Stimme seinen Lieblingspruch, den er aus einem irgendwo gelesenen umgedichtet hatte:

„Der Ruf erscholl:
So halt ich still.
Ich muß und soll:
Ich kann und will!“

Kan ja denn, sagte er noch einmal, lächelnd und nach seinem Hut an der Wand greifend: ich kann und ich will! Hinaus will ich vor Allem; will auch meine Segelpferde reiten lassen. Wozu hätten wir denn diesen Feiertag. Auf's Wasser, auf's Meer hinaus! — Er rief ins andre Zimmer hinein, daß er „in See stechen“ wolle und wohl nicht vor Abend zurückkomme; rief draußen den Fritz, einen fünfzehnjährigen Jungen, den er als seinen „Schiffsjungen“ mitzunehmen pflegte, und ging mit großen, jugendlichen Schritten über den Hof.

Wo seine Feldmark am weitesten in den Flußlauf vorsprang, hatte er sich einen kleinen, schilfumsäumten Hafen angelegt, in dem außer einigen kleineren Booten auch eine Segelyacht schaukelte, die „Möwe“ genannt; ein starkes, seetüchtiges Fahrzeug mit zwei schlanken Masten, ein gedeckter Raum im Vordertheil war eben groß genug, daß zwei oder drei genügsame Männer darin übernachten konnten. In dieser Nacht hatte er schon manches Mal den südwestlichen Winkel der Ostsee kreuz und quer durchstreift, auch die nahen dänischen Inseln besucht; es lebte in ihm nordgermanisches Seefahrerblut, das ihn oft vom Kornbauenden Land auf die große, himmelumflossene Wassermüste hinauszog. Der Wind war günstig; und schon der Wasserdunst erfrischte ihm das Herz. Fritz, vor Freude lachend — ein rothblonder Bursche mit gewaltigen Knochen, der im nächsten Frühjahr als wirklicher Kajütenjunge nach Amerika mitgehn wollte — zeigte mit glühendem Eifer seine Seemannskünste; sie schwammen

balb mit gefüllten Segeln, mit dreiviertel Wind, auf dem breiten Fluß, der noch eine Strecke abwärts sich bis zu zwei Seemeilen weitete, von dunklen und helleren Wäldern oder langen Wiesenstreifen umschlossen. Die Wellen erhöhten sich hier, das Schiffchen schnitt wie ein Pfeil hindurch. Schneller, als Wittekind gedacht hatte, kam es an den „Durchstich“, wo sich der See zu einem schmalen Wasserfaden zusammenzieht, nur eben breit genug, um der Schifffahrt ausreichenden Raum zu lassen. Diesen Kanal hinab fuhren sie an dem langgestreckten Hafenstädtchen hin, an großen und kleinen Dampfern und Segelschiffen vorbei, endlich in die See hinaus. Auf der blauen, bewegten Fläche bligte hier und da — draußen mehr und mehr — der Silberschaum, den der Südost aus seinen Flügeln spritzte. Phantastische Wolken stiegen in der uferlosen Ferne wie Spielzeuge der Meerweiber oder wie märchenhafte Seegeköpfe auf; dazwischen zog sich der Rauch vorüberfahrender Dampfer in lang gesetzten Streifen wie endlose Wimpel hin. Die Lichter der Sonne tanzten auf den Wellen. Möwen und Seeschwalben, einzeln und in Haufen, strichen über die Brandung und weiter ins Meer hinaus; ihre hellen, halb singenden Rufe stiegen wie aus dem Wasser auf, vom Wind verweht und verflatternd.

Wittekind ward wohl ums Herz. Wohin fahren wir, Herr? fragte der „Schiffsjunge“. Lächelnd zuckte Wittekind die Achseln; was lag ihm daran, wohin? Nur so ins Leben hinaus! — — Auf einmal erröthete er, über seinen eigenen Gedanken: ihm fiel das nächste Seebad dort im Westen ein, hinter dem hohen Ufer, und daß dort Waldenburg sein möchte und — Andere mit ihm. Ob dieser Gedanke schon in ihm dämmerte, als ihm die Lust kam, wie jene „ge-

flügelten Seelen“ auch hinauszufegeln? Was sollte er sagen; ihm war's nicht bewußt. Er mußte auch nicht, würde er sie dort finden oder nicht? Er hatte vergessen, Waldburg zu fragen; oder es nicht gewollt. Um so besser, dacht' er; so segle ich ohne Ziel, nur eine unbestimmte Ahnung in der steuernden Hand, auf die Ferne zu . . . Er steuerte aber schon nach Westen; das Schiff, dem der Südost nun in die Flanke fiel, tanzte lebhafter, unruhiger dahin, seiner eigenen Seele gleich, die ein innerer, warmer Wind zu schwellen, zu tragen schien. Der letzte Rest von Lebensunmuth hatte ihn verlassen; er horchte auf die lieblich schrillen Töne der Meeresvögel, die ihn ins Unbekannte hinauszulocken schienen, und seinen Spruch wiederholend, obwohl er kaum mehr paßte, sang er vor sich hin:

„Ich muß und soll,
Ich kann und will! — —“

Die Ufer an dieser Küste fesseln das Auge nicht; nur wo die bleichen Sanddünen sich höher aufstürmen, gleich erstarrten Wellen, oder auf steilen, gelblichen Uferrändern sich edler Laubwald erhebt, wird der Gegensatz zwischen Land und Meer anziehend und malerisch. Wittekind segelte ungebuldig vorwärts, ohne die Augen viel auf das Land zu richten; ihn erquickte mehr die salzige Kraft der durchfeuchteten Luft, das Aufrauschen der Wellen an seinem Bug und Bord, und die rastlose, stampfende Gewalt, mit der sein Seerock, die „Röwe“, sich den Weg durch die Schaumfluth bahnte. Die eintönige Küste zog langsam an ihm vorbei, aber er sah schon sein Ziel: vor einem dunklen Wald, der ans Ufer vorsprang, leuchteten weiße Häuser, wie zurückgebliebener Schaum über dem Wasser aufragend. Er kam näher, und die zierliche Bauart dieser villenähnlichen Häuser

zeichnete sich gegen den hohen, majestätischen Buchenwald ab; sie zogen sich in langer Reihe, doch unregelmäßig am steinigen Gestade hin, und wo aus dem Wald die Fahrstraße hervortrat und den Strand erreichte, drängten sich höhere Gebäude, zum Theil wie Burgen bezinnt und bethürmt, zusammen. Wittekind steuerte auf einen hohen Steg zu, der im Biered ins Meer gebaut war und auf eingerammten Pfählen schwebte; hier legten die Schiffe an, und die Sommergäste ergingen sich auf den langen Bretterwegen über der friedlichen Brandung oder träumten auf Bänken, von der salzigen Fluth umrauscht. Die Sonne stand schon hoch, als er hier landete; der erwärmte, schattenlose Strand war fast menschenleer. Nur rückwärts im Wald bewegten sich hier und da Gruppen von lichtgekleideten oder farbigen Gestalten mit bunten Mützen und Hüten; Kinder sprangen umher oder spielten Ball, oder lagen im Schatten. Von den Menschen, an die er dachte, sah Wittekind's scharfes Auge nichts. Vielleicht war es nur ein Wahn, er werde sie hier finden; gab es doch so viele Seebäder an der langen Küste. Freilich schien nur dies, das vornehmste, eines Mannes würdig, der „Europa regieren könnte“ und danach rang, Excellenz zu werden . . . Nun, ich bin wenigstens hier! dachte Wittekind; und ich genieße den Tag! — Er hatte angelegt, übergab die „Röwe“ der Obhut seines Schiffsjungen, sagte ihm, wo er ihn am Nachmittag aufzusuchen habe, da sie dann heimfahren wollten, und ging über den Steg an's Land.

Ihn lockte vor Allem das westliche, ansteigende Gestade, das sich zuletzt mit steilem Abfall über den Strand erhebt, und der herrliche Wald, der diese Hochfläche bedeckt. So weit er Wald ist und die Buchen — hier und da mit Eichen

gemischt — geschlossen beisammenstehn, ragen die grauen Stämme schlanke und grade wie edle, lebendige Säulen auf; die aber dem Rand zunächst und oft nur in Paaren oder vereinzelt stehen, zeigen in ihrem Wuchs den furchtbaren Kampf, den sie mit den Winterstürmen aus Nordwest und Nordosten kämpfen: sie erreichen den Himmel nicht, sie winden sich in den abenteuerlichsten Gestalten, wie Schlangen, die mit einem gewaltigen Feind um ihr Leben ringen. Es war Wittekind immer ein wunderlicher, fast ergreifender Eindruck, diese „Kämpfer“ zu sehn, die für den Säulenhain da hinter ihnen sich aufopfern; sie erschienen ihm wie die Vorkämpfer in wilden, werdenden Zeiten unserer Menschenvölker, denen die späteren Geschlechter ihr Wohlsein, ihre eblere Bildung, ihr friedliches Zusammenleben verdanken. Freilich, dachte er, als er an den Zickzackformen und Schlangenwindungen dieser Vorhut entlangschritt, — auch so zu kämpfen, für sich und die Andern, ist schön! Lieber so ein „Barbar“ als ein Waldburg sein; lieber der Sturmnacht die zerzauste Brust entgegenwerfen, um den Wald zu retten, als wie ein glattes, dünnes Schattenbäumchen „seinen Tag genießen“!

Mit solchen Gedanken beschäftigt hätte er fast übersehn, daß hinter einigen dieser Vorkämpfer, auf einer dem Meer zugewendeten Bank, eine Dame saß, die über ein Buch hinwegträumte und dem vorübergehenden Wittekind mit den Augen folgte. Sie stieß aber einen Ton der Ueberraschung aus, der ihn zum Stehen brachte. Das unklare Gefühl, das ihn durchfuhr, hatte ihn nicht getäuscht. Die Gestalt erhob sich, und er erkannte Frau von Tarnow, deren freundliches, erstauntes Lächeln ihn begrüßte. Er erstaunte jedoch mehr als sie: denn sie hatte sich in dieser einen Woche

verändert, sie war kaum mehr bleich zu nennen, die Wangen waren voller, das ganze Gesicht verjüngt. Sie lächelte von Neuem, und zwar über seine Verwunderung, die sie wohl bemerkte. Dann trat sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

Ich freue mich, Sie zu sehn, sagte die schöne, tiefe Stimme, die ihm noch klangreicher und herzlicher erschien als beim ersten Begegnen. Wie kommen Sie auf einmal hierher?

Ich bin in dieser Gegend zu Hause, antwortete er; indem er das sagte, erröthete er, ohne zu wissen, warum. Ich bin hergesehelt . . . Also Sie wohnen hier? Sie mit Ihren Tilburg's?

Ja, und mit Herrn von Waldburg, sagte sie unbefangen. Sie sehen mich noch immer so schrecklich verwundert an. Hatten Sie denn gedacht, ich werde und müsse immer so geistesstarr aussehen, wie damals in Grödig?

Nein — o nein — erwiderte er verwirrt. Aber dieses — außerordentliche Aufblühen — in so kurzer Zeit —

Sie sah mit einem trüben Lächeln vor sich hin, während ihr Sonnenschirm an einem der verrenkten Baumstämme bohrte. Nun, sagte sie, — ich bin noch jung. Allerlei Umstände hatten mich so kaltig, so alt gemacht. Hier am Strand, die Salzlust — oder — — Kurz, ich weiß nicht. Ich bin so furchtbar elastisch, lieber Herr Wittekind; bin nicht umzubringen!

Wie mich das freut, murmelte er bewegt. Es that ihm wohl, dieses „lieber Herr Wittekind“ zu hören; — dann aber dachte er plötzlich: So spricht eine junge Frau zu einem alten Mann! — Er fühlte einen Druck in der Brust. Er blickte an Frau von Tarnows's Gestalt hinunter;

ein helles, leichtes Kleid umfloß sie, ein lederner Gürtel, wie damals, gab ihrem schlanken Wuchs das Mädchenhafte, das den großen, schicksalstraurigen Augen widersprach. Ihm war, als stünde da auf dem hohen Ufer die Jugend vor ihm; und als wolle sie nun von ihm Abschied nehmen . . . Auf einmal überlief es ihn sonderbar, als Frau von Tarnow fragte: Und Ihr Sohn? Ihr Berthold? Wie geht es dem? — Ich hab' oft an ihn denken müssen. Und wie glücklich Sie sind, so einen Sohn zu haben . . .

Sie brach ab und blickte auf die See hinaus; ihre leicht gefärbten Wangen schienen wieder zu erblaffen. Wittekind bemerkte das und war eine Weile still. Meinem Berthold, sagte er endlich, geht es wieder gut. — Ich danke Ihnen sehr — daß Sie ihn nicht vergessen. . . . Sind Sie oft so allein am Meer?

O ja, erwiderte sie. Das ist mein Glück und meine Medicin.

Und kennen Sie auch den kleinen Spiegelsee, mitten im Wald? Der ist hier in der Nähe —

Gewiß, sagte sie; den kenn' ich seit dem ersten Tag. Ich hab' ihn gern; mit und ohne Sonne. Ich wäre vor Tisch auch noch hingegangen. . . . Wollen Sie? — Oder wollten Sie allein —?

Nein, erwiderte Wittekind rasch. Wenn es Ihnen recht ist, daß ich Sie begleite —

Sie lächelte ihn nur an, so liebenswürdig und gut, daß seine Beklemmung verschwand. Darauf ging sie vorwärts, am Wald entlang, dann in ihn hinein. Sie erreichten bald ein Bächlein, das kein Wind bewegte, denn zwischen den Baumriesen lag es wie eingebettet, und floß so sacht, als rühre es sich gar nicht, dem unsichtbaren Strande zu. Man

hatte es künstlich geleitet und eingefast, und es fiel in Stufen; der seichte Grund war mit den dunklen Blättern vergangener Jahre bedeckt, und in dem tiefen Schatten schien das Wasser schwarz, nur wo einzelne Sonnenstrahlen hineinblitzten, zeigten sich die Blätter am Grund wie braunröthliche Flecken. Es stimmte schon träumerisch und feierlich, an diesem schwarzen Gewässer in dem hohen Buchen-Tempel hinzugehn. Als sie dann ins Lichte kamen, lag der „Spiegelsee“ da, zu dem der Bach sich verbreitete; ein kleines Girund, fast ebenso dunkel gefärbt, aber der ganze Wald spiegelte sich darin. Die von der hohen Sonne angestrahlten Stämme, die schönsten natürlichen Säulen, weißlich grau, von innerer Kraft geschwellt, von der widerstehenden Rinde wie von Eisen umschlossen, leuchteten wie regungslose, schlafende Schlangenleiber in der schwarzen Tiefe. Um sie her grüntem goldig die gespiegelten Laubkronen, ein verzauberter, umgekehrter Wald. Der blaue Himmel leuchtete zwischen ihnen herauf.

Ja, auch hier ist es schön, sagte Frau von Tarnow, nachdem sie eine Weile beide geschwiegen hatten. Aber, Herr Wittekind, — Sie sagten mir eigentlich noch nichts von Ihrem Sohn. Bei diesem heimlichen, märchenhaften See fällt er mir wieder ein . . . Nicht wahr — verzeihen Sie meine Offenheit — er ist auch so etwas Absonderliches, Wunderbares; ein märchenhafter Jüngling, in dieser nüchternen Welt. Wie wenn sich auch so ein fremder Himmel, eine höhere Welt in ihm spiegelte; — ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, es gelingt mir nicht —

Doch! sagte Wittekind lächelnd; es gelingt Ihnen ganz gut. Und es rührt mich herzlich, wie schön Sie von ihm denken!

Sie sah gedankenvoll auf den Wald da unten im

Wasser; schmerzliche Gefühle, so schien es, spannten ihre Züge. Mit gesenkter Stimme sagte sie: Der wird der Welt nicht weh thun; aber die Welt ihm.

Ich fürchte auch, erwiderte Wittekind. Und sie werden sich beide nicht kennen: die Welt ihn nicht, und er nicht die Welt. Wißt' er nur so recht, was er in ihr will! — Leider hat er meine Freude am Landleben, am „Wirthschaften“ nicht geerbt —

Ah! sagte Frau von Tarnow, die schönen, dunklen Brauen emporziehend, Sie sind Landmann?

Er lächelte: Sehn Sie mir das nicht an? — Allerdings bin ich nicht so eine richtige Feldmaus, sondern eine Art von Amphibie: leb' auch viel auf dem Wasser; wie heute. So gehört mir die ganze Welt! Wird mir's auf meiner Feldmark zu eng, so fahr' ich auf die See hinaus; und versperrt mir der Winter das, so fahr' ich in die Stadt — meine alte Vaterstadt — die eine Meile von mir flussaufwärts liegt; oder noch vier, fünf Stunden weiter nach Berlin, wo ja jetzt die Bäume in den Himmel wachsen. Da saug' ich mich dann voll, wie die Hummel auf dem Kleefeld, und kehre beladen und zufrieden in mein Nest zurück.

Die junge Frau nickte; auf einer der Bänke, die am Ufer standen, hatte sie sich gesetzt und ihren Schirm in die Erde gebohrt. Sie haben Recht, sagte sie langsam. So mach' ich's auch — wenn ich könnte. Zuweilen in die Welt hinein, und dann wieder heraus! — Ich hab' nun so viel in großen Städten gelebt; am längsten in Newyork; in diesem ruhelosen Gewimmel dacht' ich oft: wenn ich doch Farmer wäre! Besser war's dann in Wien, und auch in Berlin; aber das ganze Jahr, das ganze Leben —? Nein! Sich „vollsaugen“, wie Sie sagen, und dann wieder in die

Einfachheit, den Frieden, die Sammlung zurück . . . Sammlung! Das schönste Wort!

Sie würden also gern auf dem Lande leben?

So wie Sie: mit Meer und Stadt! — — Aber nun seufzen Sie ja — und machen gar kein zufriedenes Gesicht.

Wittekind erschrak. Hatte er geseufzt? so daß sie es hörte? — Ihm war auf einmal wieder eine Schwere auf die Brust gefallen, ihre Worte, ihre Stimme gingen ihm durchs Herz. Und sie sagte doch nichts, das ihn nicht erfreute . . . Er sah ihr in's Gesicht. Dann bemühte er sich, so ruhig wie möglich zu erwidern: Ich dachte nur eben — daß ich einsam bin.

Sind Sie das? Dann bedaur' ich Sie. — — Aber wie verschieden sind die Wünsche der Menschen. Ich wollte, ich könnte so einsam sein, wie Sie!

Sie sagte das mit einem Lächeln, das ihn sehr ergriff. Ihre Wimpern zuckten. Wittekind stand noch immer, an die Bank gelehnt; er setzte sich nun auch und faßte sich ein Herz. Verzeihen Sie mir — oder gestatten Sie mir eine Frage — sagte er, sich halb zu ihr wendend. Nach Allem, was Sie da sagen — — seien Sie mir nicht böse — —

Sprechen Sie nur. Alles, was Sie denken.

Dies denk' ich schon lange . . . „Sammlung“ sagten Sie. Wie halten Sie es dann bei diesen — Tilburg's aus?

Hab' ich Sie verletzt? fragte er, da sie eine Weile schwieg.

O nein, erwiderte sie, und ein Blick aus ihren großen Augen traf ihn, der für ihre Worte gut sagte. Von Ihnen verletzt es mich nicht. Sie verstehn das Fragen so gut; — ich nur nicht das Antworten. Wie ich es aushalte? — Ich will es Ihnen sagen. Dann aber, bitte, fragen Sie nicht weiter . . . Es ist schwer, sehr schwer; bei den Til-

burg's, mein' ich. Aber das will ich eben; das brauch' ich. Nur eine schwere Aufgabe, eine große Anspannung — bei der ich mich fort und fort zum Opfer bringen muß — nur die kann mir das erschütterte Gleichgewicht zurückgeben . . .

Sie brach ab. Mit festgeschlossenen Lippen starrte sie in's Wasser. Ihr Schirm schnellte ein Steinchen, das am Boden lag, in die dunkle Fluth, so daß der gespiegelte Wald in Verwirrung gerieth. Dann aber saß sie still.

Auch Wittekind schwieg. Ich wußt' es, dachte er bewegt: sie hat viel erlebt . . . Nur um von ihrem persönlichen Geschick hinweg wieder in's Allgemeine zu kommen, ergriff er endlich das Wort: Ja, sagte er, wie leicht man in diesem sogenannten „Kampf um's Dasein“ das Gleichgewicht verliert! Wie schwer es überhaupt ist, sich den Lebenstrieb, die Lebensfreude gegen die unzähligen Trübungen zu bewahren, die immer unterwegs sind: Sorge, Verdruß, Mitleid, Schicksale . . . Ich hab' früh von meinem Vater gelernt, diesen Kampf zu kämpfen; meine gute Mutter war immer sorgenvoll, mein Vater hatte das göttliche Talent, jede gute Stunde gründlich zu genießen, jeden Druck wieder abzuschütteln. Aber er kämpfte auch redlich, wehrte sich mit Händen und Füßen gegen das Ermatten; — und da liegt eben unsere Pflicht. Wie ein Vogel, dem die Flügel gekürzt sind, muß man sich oft mit Gewalt vom Boden heben, sich in die Luft werfen, wenigstens eine Strecke weit — damit man doch von dem Fleck hinwegkommt, wo nicht gut athmen ist, oder ein Sumpf uns hinabziehen will. Ueber unsere kurzen Flügel dürfen wir wohl nicht klagen; der gute Wille macht sie länger, denk' ich; und erkämpftes Glück ist ja doppeltes — wie des Soldaten Löhnung im Krieg!

Die junge Frau sah ihn zustimmend, herzlich und dankbar an. Sie bewegte mehrmals die Lippen, doch ohne etwas zu sagen. Endlich brachte sie, mit wenig Stimme, wie ein junges Mädchen, hervor: Wie gern hör' ich Sie so reden. Wie gut ist das. — Es thut mir so gut!

Plötzlich aber sprang sie auf. Wieviel ist die Uhr? fragte sie.

Verzeihen Sie, setzte sie hinzu, ich habe ja selber eine . . . Ich bin ganz verwirrt! — Sie zog eine kleine goldene Uhr aus ihrem Gürtel hervor, sah auf das Zifferblatt und stampfte mit dem Fuß auf die Erde; die erste drollig heftige Bewegung, die Wittekind an ihr wahrnahm. Ich wußt' es ja! sagte sie unwillig. Ich muß fort!

Wohin? fragte er erschrocken.

Zu Tisch! — Wir essen heute beim Geheimrath Waldburg; Graf Vana und die Gräfin auch . . . Ein helles, jugendliches Lächeln ging auf einmal über ihr Gesicht. Aber was thut das? sagte sie. Sie sind ja Herrn von Waldburg's Freund, und Sie gehen mit.

Ich? — Liebe gnädige Frau — das ist eine Gesellschaft, in die ich, ehrlich gestanden —

Aber sie unterbrach ihn, mit einem unerwartet muthwilligen, reizenden Ausdruck im Gesicht: Also liegt Ihnen nichts daran, mein Herr, noch länger mit mir zu sein? Ich freue mich darauf — verlängere meine kurzen Flügel, wie Sie es verlangen, werde muthig, unternehmend — werde offenerzig — und Sie wünschen sich's nicht?

Aber was denken Sie, entgegnete Wittekind, der über das ganze Gesicht wie ein Jüngling erröthete; seine gebräunte, von Natur weiße Haut ward rosig angeflogen. Ich,

der ich von der ersten Stunde an — — und der ich heute nur — —

Sie ließ ihn nicht ausreden: Gut, so gehen Sie mit! Ueberwinden Sie sich nur auch; „erlämpftes Glück“, wissen Sie, „ist ja doppeltes.“ Dem Geheimrath Waldburg sind Sie sehr willkommen. Ich führe Sie quer durch den Wald!





II.

Waldenburg wohnte mit seinem Sekretär in einem der Häuser, die sich vor dem östlichen Theil des Waldes am Meerstrand hinziehen; er hatte auch hier das Erdgeschoß gemiethet, sein „Arbeitszimmer“ (in dem er französische Romane las) blickte auf die See, sein Speisezimmer auf den „Gain der Sphigenie“, wie er diese stillvolle Buchenwaldung nannte. Tilburg's und Frau von Tarnow waren seine Nachbarn, sie bewohnten das nächste Haus; Graf Lana, der zur Ueerraschung Aller sich plötzlich entschlossen hatte, von Salzburg sogleich mit hierher zu gehn, war mit der Gräfin in einem der großen Hotels geblieben, nah am großen Steg. Waldenburg erwartete in „kleiner Gala“ seine Mittagsgäste; von seinem Wohnzimmer aus sah er durch die offene Thür die gedeckte Tafel. Er hatte die Cigarre schon weggelegt, um seinen vortrefflichen Appetit nicht zu beeinträchtigen, lag in einem Lehnstuhl, feilte seine kunstvoll zugespitzten Nägel, und dachte an Frau von Tarnow. Wunderlich genug: er kam nicht weiter mit ihr. Sie schien so träumerisch weich wie eine dieser schönen, im Meer schwimmenden „Medusen“, und sie war fest und glatt wie eine Schlange . . . Kein Zweifel,

dachte er, es ist irgend ein Mann im Spiel! Ein tochter? Das mag glauben, wer will. Man sieht es ihr an, sie hat schon „gelebt und geliebet“; aber wie eine schöne trauernde Statue, die auf einem Grab sitzt, so sieht sie nicht aus. Er lebt noch . . . Wer? wo? — Den Teufel auch, was weiß ich? — Gestern entfiel ihr so ein halbes, unbewußtes Wort, bei dem ich auf einmal denken mußte: sollte sie Jemand erwarten? hier am Meer? — Es klang so. Sie sprach mit dem Grafen, diesem alten Ceremonienmeister, der sie so zärtlich bevatert; sie wußte nicht, daß ich's hörte. Meine liebe Marie von Tarnow — wir wollen dahinterkommen! Es wäre Zeit zu einer hübschen kleinen Intrigue, denk' ich. Falls sie nicht nützt, kann sie auch nicht schaden. Ich schiebe meinen Niedau vor . . . Niedau! — Friß Niedau!

Der junge Sekretär kam aus einem Zimmer, das jenseits des Corridor's lag; Waldenburg's geschulte Stentorstimme war in seine Mausohren gedrungen. Sie befehlen? fragte er mit geneigtem Rücken; er war heute besonders unterwürfig, weil Waldenburg ihn gestern, an seinem Geburtstag, mit verschwenderischer Großmuth beschenkt hatte.

Kommen Sie näher, sagte Waldenburg. Hören Sie, mein Sohn. Ich habe eine Aufgabe für Sie, bei der Sie Ihre diplomatischen Talente zeigen können. Wenn die Herrschaften da sind und wir zu Tische gehn, werden Sie der Frau von Tarnow leise sagen, ohne daß ein Anderer es hört: „er“ sei gekommen. Wer? das geht Sie nichts an. Sie sagen es mit einer gewissen geheimnißvollen, respektvollen Ergebenheit. Das Weitere findet sich, — je nachdem. Haben Sie verstanden?

Niedau verneigte sich.

Gut. — Du kannst gehn, mein Sohn. Ich höre die Gäste kommen. — Waldburg stand auf und dehnte seine träge, vom Nichtsthun steif gewordene Gestalt. Irgend ein Gesicht, dachte er, wird sie darauf machen; welches, das wird man sehn!

Lana's und Tilburg's erschienen, alle Vier zugleich; die Herren in bequemen, leichten Sommerkleidern, die Damen in ausgesucht eleganter Toilette, Melanie auffallend geschmückt. Wo ist Frau von Tarnow? fragte der Graf, nachdem man sich begrüßt hatte.

Ich antworte als Ihr Echo, Excellenz, entgegnete Waldburg und wandte sich zur Baronin: Wo ist Frau von Tarnow?

Noch im Wald, oder am Meer, sagte die Baronin. Ich lasse meiner lieben Schwärmerin so viel freie Stunden, wie möglich! — Aber leider, leider wird es so nicht fortgehen: ich bin ein zu elendes Geschöpf, man kann mich nicht mir selber überlassen. Was überfällt mich heute, als ich da hinten, wo die Häuser aufhören, allein an der Düne hingehe und am sogenannten „letzten Haus“ vorüberkomme? Eine so abscheuliche, hoffnungslose Beklemmung — daß ich wirklich dachte —

Die Baronin schien vergessen zu haben, was sie dachte; denn sie sprach nicht weiter, stieß nur einen langen, schmach tenden Seufzer aus und warf einen vorwurfsvollen Blick zum Himmel hinauf. Uebrigens ward sie nun unterbrochen: Frau von Tarnow erschien, mit Wittekind. Die Gesellschaft war sehr überrascht, Marie in dieser Begleitung auftreten zu sehn; Waldburg stutzte und warf einen flüchtig mißtrauischen Blick auf Wittekind. Er trat ihm dann aber sofort mit seiner majestätischen Herzlichkeit entgegen, hielt ihm

die lange, blau geäderte Hand hin und hieß ihn freudig willkommen.

Herr Wittkind wird mit uns essen, sagte Frau von Tarnow.

Das heißt, sagte Wittkind lächelnd, Frau von Tarnow hat es so befohlen. Ich muß ihr die Verantwortung zuschieben; sie behauptete, du würdest —

Das werde ich auch! fiel ihm Waldenburg ins Wort. Was Frau von Tarnow sagt, das ist rechtsverbindlich! — Wir sind hier übrigens auf der Spitze der Civilisation; ich brauche nur an das Haupthotel zu telephoniren: ein Couvert mehr. Denn man speist uns aus der großen Küche. Niedau, besorgen Sie das! rief Waldenburg durch die offene Thür ins andere Zimmer hinein, wo Niedau stand, wartete und horchte.

Wittkind ward der Gräfin und dem Grafen vorgestellt; nach wenigen Minuten erschien der erste Gang, aus der nahen Hotelküche; die aufwartenden Kellner standen schon an der Tafel. Man ging in das Speisezimmer, Waldenburg mit der Gräfin voran. Marie, die noch ans Fenster getreten war, wollte den Andern folgen; sie wandte sich um und sah Niedau, der sich ehrerbietig verneigte.

Gnädige Frau, sagte der Sekretär leise, flüchtig und tonlos, ich erlaube mir, Ihnen mitzutheilen: er ist angekommen.

Wer? fragte Marie erstaunt.

Nun, Sie werden ja wissen —

Frau von Tarnow, darf ich bitten? fragte Baron Tildenburg, der in diesem Augenblick hinzutrat, um Marie zu Tische zu führen. Sie nahm etwas verwirrt und zögernd seinen Arm. Waldenburg war mit der Gräfin, wie im un-

bemühten Eifer des Gesprächs, in der offenen Thür stehen geblieben und warf einige beobachtende Seitenblicke auf Marie von Tarnow. Unterdessen hatte Wittekind ein Album mit reicher Perlmutter-Verzierung in die Hand genommen, das auf einem Spiegeltisch lag; mit halbem Auge hatte er im Spiegel gesehen, daß dieser junge Mann mit dem auffallend sinnlich-schlauen Mulattengesicht Marie anredete und die junge Frau zu erblaffen schien. Was hat er ihr zugeflüstert? dachte Wittekind, der sich hier wie in einer Tigerhöhle fühlte. Kam das von Waldenburg? — Er suchte auch Den im Spiegel auf; Waldenburg aber zeigte ihm schon seinen breiten Rücken und führte die Gräfin zu ihrem Platz am Tisch. Wittekind ging ihnen nach.

Ich muß Ihnen übrigens sagen, fing die Baronin mit lauter Stimme an, nachdem die Unterhaltung eine Weile paarweise durcheinander geschwirrt und wie leise Brandung gerauscht hatte: komm' ich übers Jahr noch lebendig wieder, so wohn' ich nirgend anders als im „letzten Haus“! Da ist man wirklich für sich. Hier stehn die Häuser in einer Reihe, wie die Rekruten; aber da hinten, da ist eine himmlische Einsamkeit, Ruhe und Poesie. Und der Wald so recht vor der Thür —

Freund Waldenburg hat da früher gewohnt, warf Baron Lilburg ein, während er seinen Fisch zerlegte.

O ja, sagte Waldenburg; zwei Sommer hinter einander. Ich gehöre ja zu den ältesten Stammgästen dieses alten Seebads . . . Es ist wirklich nicht übel da hinten bei diesem „letzten Haus“, an der Düne; so etwas unsagbar träumerisch Einlullendes; — unsagbar — aber unsere träumerische Frau von Tarnow wird es auch ungesagt verstehen. Bei so einem sanften, langsam anschwellenden Abendwind

scheinen die See und der Wald ihre Stimmen zu tauschen: das Meer rauscht wie der Wald, der Wald wie das Meer; sie wetteifern, wer sein erhabenes Lied feierlicher singt. Und der Mensch sitzt da, der kleine große Mensch, wird immer stiller — feierlicher und besser. In ihm rauscht es mit; und so wird es ein dreieiniger Gesang, der Accord aller Accorde; eine Symphonie!

Die wohlredende, kalte Stimme hatte ihre wärmsten Töne angeschlagen; Waldburg blickte zu Marie von Tarnow hinüber, als wolle er auf ihrem Gesicht die Wirkung seiner Rede sehn. Mit wie viel Geist er das sagt! flüsterte die Baronin dem Grafen zu, der zwischen ihr und Marie saß. Graf Lana nickte und wuschte sich den Mund. Uebrigens, sagte die Baronin laut, indem sie ihren zierlichen Zeigefinger gegen Waldburg richtete: Sie sprechen von „dreieinigem Gesang“. Man sagt Ihnen nach, daß Sie da auch zweieinig geschwärmt haben!

Ja, ja, ja! rief der Baron und lachte. Man spricht von einigen interessanten Romanen, die Freund Waldburg in seinem idyllischen „letzten Haus“ erlebte; er hat es berühmt gemacht. Die alte Frau Lemme, die Hausverwalterin, oder was sie da ist, soll einen Berg von Geheimnissen auf der Seele haben —

Waldburg fiel schmunzelnd ein: Aber der Berg liegt still! — Nach einem fliegenden Blick auf Marie nahm sein übermüthiges Gesicht wieder einen würdigen, ehrbaren Ausdruck an; er setzte mit zartem Lächeln hinzu: Ich denke, unsere ernste Amerikanerin mißversteht diese Scherze nicht. Ich mache mich gern aus jugendlicher Eitelkeit gefährlicher und schlechter, als ich bin; und meine guten Freunde helfen mir dabei. Uebrigens, das „letzte Haus“ war mir dann

noch zu abgelegen, zu weit von der „großen Küche“; ich ziehe nicht mehr hin!

Und es steht noch leer! rief die Baronin aus.

Ah! sagte Waldburg aufhorrchend. Auch Gräfin Melanie hob den Kopf, mit gespanntem Blick. Es steht noch leer? fragte sie.

Ja; ich hab' mich erkundigt, entgegnete die Baronin. Das Haus lag so leblos da . . . Alles ist besetzt, nur dies Häuschen nicht.

Die Gräfin sah wieder schweigend auf ihren Teller; sie schien zerstreut, mit etwas beschäftigt zu sein. Die mittägliche Wärme im Zimmer mochte sie belästigen, sie zog ihr kleines Spitzen-Taschentuch hervor und strich damit über ihre Schläfen. Ein starker, eigenthümlicher Duft kam zu Wittekind, der neben ihr saß; ein Duft, der ihn plötzlich ins Gebirge versetzte. Er glaubte in der „Gemse“ zu sein und Eugen Dorjay zu sehn. Wunderlich, dachte er: nichts wirkt so schnell auf unsere Phantasie, wie ein Geruch, der uns erinnert . . . Das ist Dorjay's Duft!

Graf Lana war in bester Laune; er kümmerte sich nicht mehr, als nöthig war, um seine Nachbarin zur Rechten, die Baronin, und unterhielt sich eifrig — nach seiner Art — mit Marie von Tarnow, die ihm „gefährlich“ war, wie er zu versichern liebte. Er wiederholte ihr, und nicht zum ersten Mal, daß er nur ihretwegen Scheveningen aufgegeben und dieses Ostseebad vorgezogen habe. Sie lächelte ihm dankbar zu. Ein aufrichtiges, herzliches Wohlwollen verbreitete sich mehr und mehr über sein glattes, würdevolles Gesicht; endlich sagte er: Wenn ich Ihnen beehere, meine liebe Frau von Tarnow, daß Sie meine Eroberung gemacht haben, so meine ich das nicht im banalen Sinn. Ich aborire

Sie. Ich meine es Ihnen sehr gut; ti voglio bene, wie die Italiener sagen. Das heißt, in dem väterlichen Sinn, wie es meinen vielen Jahren und wenigen Haaren zukommt. Kann ich Ihnen je einen Dienst erweisen — wie ich Ihnen ja wohl schon in Salzburg sagte — ist Ihnen irgend einmal um einen wirklichen, selbstlosen Freund zu thun, so gebieten Sie über mich!

Wie verdiene ich das, Herr Graf, erwiderte Marie gerührt. So viel Theilnahme für eine Fremde —

Nehmen Sie mich beim Wort! Gebieten Sie über mich!

Das Mahl ging zu Ende — Graf Lana liebte es nicht, lange an der Tafel zu sitzen; Waldburg mußte es — und man begab sich ins Wohnzimmer, das aus Meer hinaus sah, um dort den Kaffee zu trinken. Riedau wartete hier, dem Waldburg gestern gnädig versprochen hatte, ihn Seiner Excellenz nach Tische vorzustellen. Frau von Tarnow erblickte ihn schon aus dem andern Zimmer; sie trat geschwind heran, vor den Andern, und als sie neben Riedau stand, fragte sie rasch, mit leiser, unruhiger Stimme: Sie sagten mir vorhin etwas — Räthselhaftes, Herr Riedau. Wer ist angekommen? Bitte, erklären Sie mir —!

Der junge „Diplomat“ überwand seine Verlegenheit und flüsterte dreist: Gnädige Frau, ich bitte noch für eine kleine Weile um Geduld. Sie sehen — wir sind nicht allein . . .

Er brauchte nicht weiter zu reden, die ganze Gesellschaft trat ein. Riedau ging schnell an die offene Thür, die in ein kleineres Nebenzimmer führte, und schlüpfte hinaus. Waldburg, der Alles sah, bemerkte auch das, verstand ihn und ging ihm nach. Nun? fragte er rasch. Was giebt's?

Frau von Tarnow will durchaus wissen, flüsterte der Sekretär, wer denn angekommen ist . . .

Waldburg sah in die Luft. Es galt einen schnellen Entschluß. Sein wohlbekanntes, wohlerprobtes „letztes Haus“ stand ihm vor den Augen; das noch nicht vermietet war, wie die Baronin sagte . . . Frau Marie mag sein, wer sie will, dachte er; sie ist eine Enkeltochter. Man muß etwas wagen! — — Er legte Niedau eine Hand auf die Schulter und sagte leise: Seien Sie geschickt, mein Sohn. Sagen Sie ihr nur, dieser „Er“ werde morgen Vormittag um zehn im „letzten Hause“ sein . . .

Damit brach er ab, denn er bemerkte, aus einem Winkel seines Auges, daß Wittekind in der Thür stand und herüberblickte. Folgen Sie mir! sagte er laut, ich stelle Sie nun vor!

Niedau folgte ihm. Graf Lana nahm mit freundlicher Herablassung die tiefen Verbeugungen des jungen Socialisten entgegen; er ahnte sicherlich nicht, daß sein fürstliches Haupt einem Tyrannenmörder zunichte. Als die kurze „Audienz“ beendet war, ging Niedau bescheiden, aber geßtentlich langsam wieder dem Nebenzimmer zu. Ebenso langsam, trotz ihrer inneren Ungeduld, ging Marie ihm nach.

Nun? fragte ihr Blick, als sie sich mit ihm allein sah.

Gnädige Frau, sagte er behutsam, mit gut gespielter Bangigkeit und fast ohne Stimme: ich glaube, man horcht. Ich kann Ihnen nur sagen: er wird morgen Vormittag um zehn Uhr in dem Ihnen bekannten letzten Hause sein —

Aber wer? wer? flüsterte sie in wachsender Erregung.

Niedau zuckte die Achseln. Sie werden ja sehen — —

Man erlöste ihn wieder. Waldburg und Wittekind traten in die Thür; — Wittekind hinterdrein, ohne daß der Andre es wußte. Er stutzte, da er wieder Marie mit dem Sekretär, und auf den Wangen der jungen Frau die blut-

lofeste Blässe sah. Auf Waldenburgs Profil blickend glaubte er ein rasches, kaltes, triumphirendes Schmunzeln zu bemerken; dieses „satanische“ Schmunzeln, das er kannte. Er trat schweigend zurück und blieb an seinem Spiegeltisch stehn.

Frau von Tarnow erschien wieder; noch bleich, aber gefaßt. Es währte nicht lange, so brach Graf Lana auf, und die Andern folgten. Der Hausherr geleitete seine Gäste bis zur Hausthür, und verneigte sich noch einmal in tiefer Verehrung vor Seiner Excellenz. Als er in's Wohnzimmer zurückkam, fand er Wittekind, der allein zurückgeblieben war, mitten im Zimmer stand, und seine noch immer nicht brennende Cigarre zwischen den Fingern drehte.

Nun, warum rauchst du nicht? fragte Waldenburg mit spöttischem Humor. Sind dir meine Cigarren zu schlecht?

O nein. So gut rauche ich sie nicht.

Trinken wir noch ein Glas Chartreuse?

Ich danke, entgegnete Wittekind, seine Arme kreuzend.

Ich möchte dir nur noch etwas sagen; dann geh' ich auch.

Ah! so feierlich?

Nicht gerade feierlich — aber immerhin ernsthaft. Du hattest da so unter der Hand, wie ich vorhin bemerkte, kleine Verhandlungen mit der Frau von Tarnow; durch deinen Sekretär, oder was er ist. Verhandlungen, die die junge Dame offenbar aufregten . . . Darf man fragen, was das bedeutet?

Waldenburg richtete sich lebhaft auf, in seiner ganzen Höhe. Nach kurzem Besinnen warf er sich aber in einen Lehnstuhl, streckte die langen Beine aus und sagte mit impertinenter Ruhe: Nach dieser Frage stehst du ihr also nahe? Bist etwa ihr Bruder? oder ihr Mann? oder ihr Geliebter?

Nein. Aber diese Frau — — Ich schweige sonst von Herzen gern zu allem, was du mit deinem Geist und deinem — Muth unternimmst. Nur wenn du gegen diese unschuldige, arglose junge Frau eine Intrigue anspinnt —

Run? Was dann? fragte Waldburg kalt.

Wittekind suchte die Worte. Er preßte seine Finger zusammen, weil er fühlte, daß sein Blut heiß und heftig floß. Nicht ohne zu erröthen, brachte er endlich hervor: Du — du willst — — du „wirbst“ um sie.

Ja, sagte Waldburg mit einem herausfordernden Blick seiner halb geschlossenen, matt leuchtenden Augen. Ja; auf Tod und Leben.

Du hast vor, sie zu heirathen?

Nein.

Wittekind ballte die Fäuste und trat einen Schritt auf den Andern zu. Dann blieb er sich beherrschend stehn. Nun, sagte er scharf, doch mit äußerer Ruhe, eben diese Art von Werbung dulde ich nicht; verstehst du.

Willst du sie heirathen? fragte Waldburg, über seine Fingernägel weg zu ihm aufblickend.

Das wäre hier wohl gleichgültig . . . Aber wer weiß; vielleicht.

Und wenn sie noch verheirathet ist?

Dann — — dann will ich nichts.

Heuchler! sagte Waldburg mit einem stoßenden Lachen.

Ich glaube, aus deiner Froschperspektive siehst du nicht Alles richtig —

Herr —! fuhr Waldburg auf. Er stand nun dem Feind aufrecht gegenüber; sein großer Kopf ragte noch fast zur Hälfte über Wittekind hinweg. Das Gefühl seiner körperlichen Länge, schien es, gab ihm die Ruhe wieder. Er

saßte sich und begnügte sich mit seinem kalten Lächeln. Also du willst mir einreden, erwiderte er langsam, wenn diese schöne Amerikanerin einen sogenannten Herrn hat, so begräbst du alle deine Wünsche und ziehst dich tugendhaft resignirt in deinen Wahlkreis zurück?

Wozu reden wir miteinander, entgegnete Wittekind, sich halb von ihm abwendend; wir verstehen uns nicht. Ich kündige dir nur an, daß ich diese Dame gegen deine „Lebenskunst“ zu beschützen denke —

Du drohst mir?

Ich warne dich nur. Ich — —

Es widerte ihn plötzlich an, zu diesem Menschen zu sprechen; er schwieg.

Waldburg verneigte sich grazios: Ich nehme also mit respektvollem Dank diese Warnung an, und werde mich demgemäß zu verhalten wissen. Wünschst du eine schriftliche Empfangsbestätigung?

Ich wünsche von dir nichts mehr, antwortete Wittekind. Ich bedaure, so von dir zu scheiden, nachdem ich an deinem Tisch gegessen habe. Ich thue aber, was ich muß. Guten Tag!

Er ging mit seinen elastischen, festen Schritten zur Thür und hinaus. Waldburg war stumm; er sah ihm nur nach, bis er draußen war. Eine ungewisse Blässe trat ihm nachträglich in die Lippen. Alle Wetter, sagte er endlich vor sich hin, ein schneidiger Herr! Und der fix combinirt! — — Das thut nichts. Um eine Frau mit diesen Augen und mit diesen Schultern sollte ich nicht werben? — Er füllte noch einmal sein Glas aus der bauchigen Chartreuse-Flasche und goß es langsam hinunter. — Morgen um zehn bin ich im letzten Haus!





III.

Das „letzte Haus“ lag gegen Osten, wo künstliche Düne das Land zu schützen beginnt, während der Wald allmählich zurücktritt, tief in's Land hinein. Es war nicht weiß wie die andern Häuser, sondern röthlich getüncht; übrigens ein schmuckloser, kleiner Bau, aber auf frisch grünen Rasen gestellt und so recht an den Wald gelehnt. In stürmischen oder regnerischen Zeiten mochte diese Abgeschlossenheit für gesellige Sommergäste sehr empfindlich sein; vielleicht war es deshalb noch leer. Auch am nächsten Morgen war es noch unbewohnt; nur Frau Temme saß vor der Thür, eine alte verwachsene, einäugige Frau, der man ein Hinterstübchen angewiesen und die Aufsicht übertragen hatte. Sie saß auf einer Bank und strickte. Die Morgensonne, an der sie ihren frostigen, alten Leib gewärmt hatte, verschwand eben hinter wachsendem Gewölke; mit dem blinzelnden Auge umherguckend sah das verdrießliche Weib, daß sich der ganze Himmel weißlich überzog. Ein schwüler Wind kam über den Wald herüber und sauste und sang oben in den Kronen. Die schönen, sonnigen Tage schienen zu Ende zu sein. Der Alten fuhr ein Seufzer über die gewaltige, vorhängende

Unterlippe, auf der ein Kolibri hätte nisten können. Sie legte sich ihr Tuch um die Schultern, rieb eine ihrer Stricknadeln an ihrem fast enthaarten Schädel und stieß einen unchristlichen Fluch aus.

Aus dem Wald kam ein junger Mann hervorgeschritten; da, wo sich ein Fußpfad am Saum neben sumpfigen Wiesen hinzieht und Lustwandler selten sind. Er näherte sich langsam, indem er oft um sich blickte, kam aber zuletzt gradewegs auf das Haus und die Alte zu. Sein neuer, schöner Anzug fiel ihr auf, ein lichter Sommeranzug aus feinsten Wolle; auch die neuen, naturfarbenen Schuhe. Ein Brillant glänzte auf seiner Kravatte. Der schlank junge Mann lüftete den Hut, zeigte ihr sein zartgebräuntes, feines Gesicht und die grünlich glänzenden Augen, und sagte nachlässig freundlich: Schönen guten Morgen! Nicht wahr, dies nennt man „das letzte Haus“?

Zu dienen, erwiderte die Alte.

Aha! Dann heißen Sie Frau Temme, nicht wahr; oder so ungefähr.

Ja, Herr, so heiß ich! — Sie stand auf und blinzelte ihn neugieriger an.

Dann sind wir schon einig. Diese Wohnung ist für mich gemiethet; gestern Nachmittag. Wissen Sie das?

Ich weiß wohl. Indessen — —

Mein Name. Gut. Dorsey ist mein Name.

Sie nickte, und begrüßte ihn nachträglich durch eine kurze, eßige Verbeugung. Nur sah sie dann an ihm herum, als fehle da etwas.

Aha! sagte er, meine Sachen! — Die sind unterwegs; werden heute kommen. Vorläufig bin ich da; das ist auch etwas. Also gehn wir ins Haus!

Spazieren Sie nur gefälligst hinein, erwiderte die Alte. Alles ist in Ordnung. Ich bin immer hier, um Ihnen zu dienen, wenn Sie etwas brauchen. — Sie sah ihn erwartend an: Ich stehe ganz zu Befehl — —

Ich danke, sagte Dorsey, indem er sich von dem Anblick ihrer erstaunlichen, beim Sprechen wie ein Zahlbrett vortretenden Unterlippe losriß. Für jetzt brauch' ich nichts. Will ich etwas, so werde ich Sie rufen!

Er trat ein, und über einen Vorplatz in ein kleines Zimmer, an das zwei größere stießen. Das geräumigste, das letzte, blickte durch zwei Fenster auf den dämmernden Buchenwald hinaus; eine Thür, deren grüne Farbe ihm sogleich in die Augen fiel — wozu dieser Unsinn? dachte er — führte von hier ins Freie. An der hellen Wand standen moderne, stillose Rahgonischränke und was sonst zum Leben gebraucht wird; Alles nüchtern, langweilig; indessen als ein die Welt durchschweifender „Bagabund“, wie er selbst sich nannte, war er nicht vermöhnt. Er sah umher, setzte sich auf ein Sopha; es that ihm wohl, wenigstens an einem Ziel zu sein . . . Die letzte Nacht hatte er in D. geschlafen, einem kleinen Städtchen, das eine Wegstunde landeinwärts liegt; dort hatte er auf der Post einen Brief gefunden, der ihn hierher beschied, in das „letzte Haus“. So kam er denn heute, zu Fuß, nicht auf der großen Straße, sondern auf dem abgelegensten Pfad, wie ihm eingeschärft worden war; in den neuen Kleidern, die er von der „Gemse“ aus, um sein verlorenes Gepäck zu ersetzen, sogleich telegraphisch bestellt und in München vorgefunden hatte. Er betrachtete sich im Spiegel; ja, sie standen ihm gut. Ich werde ihr gefallen, dachte er; freute sich — und seufzte . . .

Ein bekannter und geliebter Duft schmeichelte ihn an;

er suchte mit den Augen und sah nun: gerade vor ihm, auf dem Spiegeltisch, in einer großen, perlmutterglänzenden Muschel lag ein Briefchen. Er nahm es in die Hand, hielt es ans Gesicht, indem er die Augen schloß. Ach, dieser verrückte Wohlgeruch, dachte er; so aus Allem gemischt und doch so ein Ding für sich; der wahre Aristokrat unter den Wohlgerüchen. So unsinnig einschmeichelnd; — ja, ja, durch dich hat sie mich gefangen . . . Aber ich lese ja nicht das Willet! — — Langsam riß er es auf; die interessante, kühne Schrift Melanie's sah ihm draus entgegen. Er drückte sie an die Lippen; dann las er:

„Morgens früh, im Bett. Ich kann es nicht lassen, noch einmal an Sie zu schreiben; diese Zeilen sollen Sie in Ihrer Wohnung begrüßen — so unvorsichtig und thöricht es ist. Da Sie ohne Zweifel früher kommen als ich, so erwarten Sie mich mit Geduld; doch nicht zu geduldig. Ach, in London war's anders, da war ich allein; hier hab' ich den Grafen bei mir, und wie selten bin ich hier Herrin meiner Zeit! — Mein einziger Trost ist das „letzte Haus“. Durch einen reinen Zufall — oder giebt es das nicht? — hörte ich gestern bei Tisch, es sei noch zu haben. Ich miethete es sofort, ohne Aufsehn . . . Welches Glück! — Freuen Sie sich auch? Aber warum sind Sie dann noch nicht hier? Mein Brief mußte Sie in der „Gemse“ vor fünf Tagen treffen —“

Nun ja! sagte Dorjay laut; gewiß! Aber um dieser Rathi willen — — Das kann ich ihr allerdings nicht sagen; ich unheilbarer, ewiger Verräther. Wenn sie wüßte, daß — — Oh! — — Aber konnt' ich nach München fahren, nachdem ich diesen Schrei gehört, diesen Sprung gesehen hatte? Mußt' ich denn nicht zurück? und in Salzburg um-

herschleichen, bis ich endlich mußte: sterben wird sie nicht? — — Was für ein Leben führ' ich; heiliger Gott. Nun steh' ich wieder hier — versteckt wie ein Dieb — und lese dies Billet . . .

Nun, so lies doch! sagte er mit rauher Schärfe zu sich selbst, da er zögerte. Er fürchtete, Vorwürfe darin zu finden, die er haßte; Klagen und Beschwerden. Doch als er endlich hineinsah, biß er sich beschämt auf die Lippe; denn er las:

„Aber nein, ich sage nichts; ich will nicht klagen, nicht anklagen. Das ist ja der Liebe Tod! — Seien Sie nur vorsichtig, ich beschwöre Sie. Mein Leben ist nur Unruhe und Angst, die Gefahr ist so groß; — ach, und doch kann ich es nicht lassen, Sie zu lieben. So lange ich Sie nicht gesehen habe, bleiben Sie allein, zeigen Sie sich Niemand! Sollte irgend Jemand kommen — wer auch immer — so entfernen Sie sich schnell durch die grüne Thür in dem großen Zimmer; da sind Sie sogleich im Wald. Bis auf Wiedersehen!“

Er steckte den Brief in die Tasche. Also warten, warten, murmelte er vor sich hin. Gut, so warte ich . . . Wie ruhig ich das sage. Die ungeduldige, hitzige Sehnsucht von früher, ach, die ist es nicht mehr . . .

Er ließ die Vorhänge herunter, damit von draußen Niemand hereinspähen könne, warf sich aufs Sopha, lang ausgestreckt, und schaute gegen die Decke. Das dumpfe Rauschen der Brandung mischte sich mit dem Sausen des Südwindes in den Buchen; eine eintönige Musik, die ihm nicht übel gefiel, bei der er hoffen durfte, einen süßen, träumenden Schlaf zu thun. Es begann auch schon dieses zitternde Auf und Nieder der Wimpern, das er liebte, dieses Sichschieben und Entgegenkommen von oben und von unten

— als ihn Stimmen weckten, von der Hausthür her oder schon vom Vorplatz. Die eine war so leise, daß er sie kaum vernahm, die andere, laute, etwas heisere konnte nur die Stimme der Hausverwalterin sein. Er erhob sich und horchte scharf. Die Alte wollte offenbar Jemand nicht hereinlassen; — also dieser Jemand war sicher nicht die Gräfin. „So entfernen Sie sich schnell durch die grüne Thür!“ fiel ihm aus ihrem Brief ein. Was wollte er anders thun? Es mußte sein. Er ergriff seinen Hut, den er weggeworfen hatte, und wie ein verfolgter Dieb schlüpfte er hinaus.

Sie mögen sagen was Sie wollen, ereiferte sich unterdessen Frau Lemme auf dem Vorplatz, ich versteh' Sie nicht, kann Sie nicht verstehn!

Eine verschleierte Dame stand ihr gegenüber, die sie nicht kannte; es war Frau von Tarnow. Die junge Frau, die mit ihrer Erregung und ihrer Verlegenheit kämpfte, wußte sich nicht zu helfen; sie sprach um so leiser, je lauter die Andre sprach. Aber wenn ich Ihnen sage, wiederholte sie noch einmal, doch verzagt, daß man mich erwartet!

Sie werden erwartet? sagte die Alte höchst ungläubig, ihr Auge zusammenkneifend. Davon weiß ich nichts!

Auch war ja dieses Haus gestern noch nicht vermiethtet —

Und heute ist es vermiethtet, erwiderte Frau Lemme.

An wen?

Das ist einerlei. Ich weiß es noch nicht. Gehen Sie auch nichts an. Also Sie sehn, zu mietthen ist hier nichts mehr —

Die Alte machte ein paar Vorwärtsbewegungen mit ihrer ganzen Gestalt, um dadurch auszudrücken: möchten Sie also gehn!

Aber man hat mir gesagt, erwiderte Frau von Larnow, daß um diese Zeit — hier — —

Weiter konnte sie nicht. Was sollte sie ihr sagen? — Weiß ich doch selber nichts! dachte sie. Wenn man mich getäuscht hat? — Sie bewegte hilflos die Schultern und die Hände, mochte nicht mehr reden, mochte auch die mißtrauischen Blicke der Alten und diese grobe, hinauswerfende Unterlippe nicht mehr sehn, und ging gegen die Thür.

Auf einmal füllte sich diese, Waldenburg's majestätische Gestalt war darin erschienen. Er begrüßte die Dame, die er sofort erkannte, mit einer ehrerbietigen Verneigung, durch die sie sich wie gerettet fühlte; ein rascher Blick dankte ihm dafür. Ei, meine Gnädige! sagte er dann lächelnd, warum wollen Sie fort?

Ah! Sie hier! sagte sie nur. Die Alte aber, gleichfalls freudig überrascht, sank vor Waldenburg fast in die Erde hinein, indem sie dreimal wiederholte: Mein Herr Geheimer Rath!

Guten Morgen, Frau Lemme, sagte Waldenburg gnädig aus seiner Höhe herab; in diesem Jahr hatte ich noch nicht die Ehre, Sie zu sehn. Rechtshaffene, alte Frau Lemme — er klatschte ihr sanft auf die Wange, die eigentlich nur noch Haut war — ich mache Ihnen später meine feierliche Visite; jetzt hab' ich hier ein paar Worte für die gnädige Frau. — Er ging an ihr vorbei und flüsterte auf ihren halbnackten Kopf hinunter: Machen Sie, daß Sie aus dem Hause kommen!

Die rechtshaffene Frau Lemme tauchte wieder kniegend unter; aus früheren Zeiten her verstand sie ihn sogleich. Und nehmen Sie's nur nicht übel, gnädige Frau, sagte sie,

während sie zur Thür ging. Ich mußte ja nicht. . . Ich empfehle mich! — Sie war schon hinaus.

Was „mußte sie nicht“? fragte Frau von Tarnow.

Waldburg lächelte menschenfreundlich und erwiderte: Sie weiß nie etwas; die gute Frau hat — er deutete auf seine Stirn — eine schwache Stelle. Vor Allem aber bin ich glücklich, gnädige Frau, Sie zu sehn! Um Ihnen sogleich ehrlich zu sagen, was mich herführt: ich vermuthete, Sie hier zu finden, und ich komme, Ihnen meine Ritterdienste anzubieten; denn durch ein zufälliges Wort meines Sekretärs habe ich erfahren, daß er irgend etwas weiß — oder zu wissen glaubt — was Sie betrifft, und daß er für gut befunden hat, Ihnen das zu sagen. Sie wissen, wie sie sind, diese jungen Leute. . . Vielleicht hat er Sie unnütz beunruhigt; vielleicht ist er, nach der Art dieser Juvenile, mangelhaft unterrichtet; — ich hab' über das alles nicht ihn befragen wollen, sondern Sie selbst!

Frau von Tarnow, die ihn bis dahin mit groß aufgerissenen Augen, aber ohne Unruhe oder Befangenheit angesehen hatte, machte jetzt eine Bewegung, in der sich Mißfallen auszudrücken schien. Verzeihen Sie, sagte er rasch; es ist nicht unziemliche Neugier, die kenne ich nicht (mit einer Handgeberde warf er sie seitwärts ins Meer); sondern einfach die natürliche Theilnahme eines Freundes: denn von der ersten Stunde an hab' ich für Sie wie ein Freund gefühlt. Sollten wir übrigens nicht in ein Zimmer treten —

Er öffnete die nächste Thür. Marie trat ohne jedes Zögern oder Schwanken ein; sie setzte sich aber nicht, sondern lehnte sich, einen Arm aufstützend, gegen einen Tisch.

Wie gesagt, fuhr er fort; — wie sagte ich? Ah ja: „wie ein Freund“. Also, meine liebe Frau von Tarnow,

gebieten Sie über mich! Wenn ich in Ihren persönlichen Angelegenheiten Ihnen beistehen, nützen kann —

Ich danke Ihnen sehr, unterbrach sie ihn. Es wird wahrscheinlich die Stunde kommen, wo ich Sie an dieses Wort erinnern und Ihr Wohlwollen in Anspruch nehmen werde . . . Aber für jetzt — hab' ich noch nicht das Recht.

Waldburg blickte ihr verwundert und ungewiß in die großen Augen, die ihm räthselhafter vorkamen als je. Er verstand nicht, was diese letzten Worte sagen wollten. Sie schien es zu bemerken, denn sie lächelte. Mit einem eigenen Ausdruck setzte sie dann hinzu: Ich werde glücklich sein, Herr von Waldburg, wenn Sie das nie verleugnen, was Sie mir eben gesagt haben!

Aber was denken Sie? entgegnete er. Wer so für Sie fühlt wie ich, kann der je wieder zurück? — — Nun sollten Sie aber für so warme Freundschaft, Verehrung und Zuneigung auch ein wenig erkenntlich sein; nicht so magisch verschlossen, wie die Höhle des Ali Baba. Wir ehren ja Ihre Geheimnisse, wie Sie sehen: denn wir wissen nichts; auch die Baronin scheint die Lebensgeschichte ihrer Gesellschafterin nur in den allgemeinsten Umrissen zu kennen —

Er wartete auf eine Antwort. Frau von Tarnow schwieg aber. Mit einer leichten Handbewegung setzte er hinzu: Oder sie ist ebenso räthselhaft verschwiegen wie Sie —

Die junge Frau sah auf seine Weste und schwieg.

Das ist alles gut, fuhr er mit derselben wohlredenden Milde fort; aber, meine Weste — wird es nicht endlich Ihre bürgerliche Stellung erschweren und — nun, wie soll ich sagen — und mißdeutet werden? — Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich frage nur als Ihr Freund, der für Sie besorgt ist. Haben Sie irgend ein trauriges oder — süßes

Geheimniß, so haben Sie hier einen Mann, der zum Vertrauten wie geschaffen ist; der in unzähligen Fällen mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut wurde, und ich kann sagen, mit gutem Erfolg; der die zartesten Empfindungen versteht — und sie zu theilen versteht. Also ein wenig Vertrauen, meine liebe Freundin! Ist der Jemand, den wir hier erwarten, in irgend einer Bedrängniß, in der ihm und Ihnen geholfen werden kann, so stehe ich mit Schwert und Schild zu Ihrer Verfügung . . . Ist er etwa untreu, fuhr er lächelnd fort, indem er sich sanft zu ihr niederneigte, so lassen wir ihn laufen und suchen einen Würdigeren — und der wird sich finden! Wenn Einem die Mutter Natur so viel gegeben hat, wie Ihnen —

Viel Schweres, o ja! warf sie ein, mit einer unbefangenen, ruhigen Traurigkeit, die ihn überraschte. Sie wissen nicht, warum ich Sie so lange angehört habe, ohne Sie zu unterbrechen . . . Ich — ich erwarte Niemand. Ich weiß nicht, warum ich hier bin; es hat keine Vernunft. Mir erschien nur plötzlich als möglich, daß — — Eine Phantasie. Ich gehe!

Sie starrte wieder in die Luft, schüttelte ihr welliges Haar, als mache sie dieser Phantasie nun ein Ende, und wollte an ihm vorbei, hinaus. Waldburg stellte ihr aber seine ganze Höhe und Breite in den Weg und warf ihr einen so getränkten Blick zu, daß sie stehen blieb. Warum wollen Sie fort? fragte er. Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Mißtrauen Sie mir?

Ruhig lächelnd schüttelte sie den Kopf.

Nun also . . . Ich danke Ihnen. Liebe, schöne Frau, Sie ahnen ja nicht, wie ergeben ich Ihnen bin . . . Er nahm ihre Hand, sie ließ sie ihm. — Sie wissen nicht,

wie sehnlich ich wünsche, Ihnen diese unbegrenzte Hingebung zu beweisen —

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn. Von jähem Aerger übermannt warf er den Kopf auf die Seite, gegen diesen Störer. Frau von Larnow öffnete die Lippen, um „Herein“ zu rufen; ihr fiel aber ein, daß sie hier nicht zu Hause sei, und mit einem leichten Erröthen hielt sie inne, so daß der Mund offen blieb. Nach einer kurzen Stille ging die Thür auf; Beide waren überrascht, sie sahen Wittekind eintreten.

Guten Morgen, gnädige Frau, sagte Wittekind, der die Thür hinter sich zumachte und dann stehen blieb. Er bewegte die Finger etwas unruhig am Hut, den er in der Hand hielt; seine weiße Stirnhaut zuckte; sonst erschien er gleichmüthig und harmlos, auch zeigte er durchaus kein Erstaunen, die Beiden hier zu finden. Er begrüßte Waldenburg durch eine Art von Nicken.

Dieser hatte Mariens Hand schon nach dem Klopfen zögernd losgelassen; er maß den Eintretenden jetzt von oben bis unten mit einem feindlichen, ehrlich hassenden Blick. Der Glende hält Wort! dachte er, mit den Fingernägeln über sein ausgerasirtes Kinn fahrend, sodaß sie sich in den angeschwollenen Hals gruben. Er zog dann die Füße langsam ein wenig zurück, wie sich zur Vertheidigung bereit machend.

Ich habe die Freude, Sie noch einmal zu sehen, sagte Wittekind zu Marie, die ihn freundlich grüßte; aus — irgend einem Grunde bin ich gestern nicht nach Hause gefegelt, sondern hier geblieben. Ich ging jetzt auf der Düne hin, da sah ich die Herrschaften nach einander hier eintreten; und weil ich an Sie etwas auszurichten habe, so nahm ich

mir endlich die Freiheit, Ihnen nachzugehen. Allerdings weiß ich nicht recht, wo ich bin. Draußen war Niemand, den ich fragen konnte, ob es gestattet ist — —

Ich selbst hab' die Alte fortgeschickt! dachte Waldenburg; er war wüthend.

Marie entgegnete etwas verlegen: Ich — bin hier nicht zu Hause. Ich kam nur zufällig her — um die leere Wohnung für Jemand anzusehn —

Das Lügen ward ihr lästig und schwer; unwillkürlich warf sie einen Blick von der Seite auf Waldenburg. Wittekind errieth, wie es stand: man hatte sie hierher bestellt, unter einem Vorwand!

Er heftete seine scharfen, blauen Augen auf den „großen Komödianten“; mit noch leidlich kaltem Blut überlegte er, wie er den Angriff zu beginnen habe. Waldenburg sah den heranziehenden Sturm. Dieser Puritaner, dachte er, ist zu Allem fähig . . . In Gottes Namen dreist das Prävenire gespielt! — Er trat bescheiden bei Seite, und deutete mit einer runden, anmuthigen Bewegung des rechten Arms auf Wittekind: Mein verehrter Freund, sagte er, hat etwas an Sie auszurichten; ich räume also das Feld. Mit überlegenem, mildem Lächeln setzte er hinzu: Es handelt sich nämlich um eine kleine Differenz zwischen ihm und mir! Er möchte, daß ich nicht zu viel mit Ihnen verlehre; er glaubt, daß ich nicht der richtige Umgang für Sie bin. Er zieht für Sie seinen Umgang vor —

Ich verstehe nicht, sagte Marie unmuthig.

Sie werden schon verstehn! — Kurz, er hat Ihnen Mittheilungen über mich zu machen, die ich mit dem gebührenden Interesse anzuhören bitte. Er wird Ihnen erzählen — geben Sie nur Acht — was für ein gefährlicher Mensch

ich bin: daß ich auf Duzende von schönen Damen schlechte Gedichte gemacht habe; daß diese schlechten Gedichte gute Erfolge gehabt haben; daß ich den Don Juan-Orden mit zwei Schwertern trage; daß eine Herzogin mich jeden Morgen verflucht und betrogene Frauen in verschiedenen Sprachen um mich weinen. Mit Einem Wort, er wird der getreue Eckard aus dem Märchen sein, der Sie vor mir warnt. Warum er das thut — das wird er Ihnen nicht sagen; — wer weiß? vielleicht doch. Hören Sie ihn geduldig an, liebe Frau von Tarnow —

Waldburg schloß seine Rede mit gemüthlichster, schmunzelnder Heiterkeit: Und vergessen Sie nur nicht, wer ich wirklich bin! — Guten Morgen!

Damit schritt er wie ein Fürst aus der Thür.

Er versteht sein Handwerk! dachte Witttekind, den es in aller Erbitterung wie ein Zauber zog, ihm mit den Augen zu folgen und diese großen, mit Majestät schwankenden Schritte zu beobachten, bis er verschwunden war.

Als er sich dann rückwandre, sah er in Frau von Tarnow's verfinstertes, beleidigtes Gesicht. Ich bitte, sagte sie ungeduldig und kalt, erklären Sie mir . . . Ich verstehe das alles nicht.

Mit einer jugendlich verlegenen Bewegung hob Witttekind seinen niederhängenden Hut und ließ ihn wieder zurückfallen. Ich weiß wirklich nicht, begann er, wie ich's sagen soll. Dieser Herr ist mir auf so eigenthümliche Art zuvorgekommen —

Sie hatten also wirklich vor, unterbrach sie ihn, mich vor ihm zu warnen?

Er hob die Arme ein wenig, wie zum Eingeständniß.

Ich danke Ihnen sehr, sagte sie gereizt. Es scheint, alle Welt — beschützt mich. Ich fühle mich aber gar nicht

schußbedürftig, mein Herr. Ich bin zur Selbstständigkeit erzogen worden, und ich helfe mir gern selbst. Wenn Sie nichts Anderes an mich auszurichten hatten —

Sie machen mich völlig wehrlos, gnädige Frau, sagte Wittelkind, der stark erröthete. Er zögerte einige Augenblicke, ihm ward abscheulich zu Muth; doch wohl oder übel mußte er sich fassen, und in seinem schlichtesten Ton sprach er weiter: Ich bitte, beschämen Sie mich nicht; ich meinte es wirklich gut! Es ist eine nichtswürdige Situation, den — Angeber zu spielen; das ist auch sonst nicht mein Metier. . . . Aber da ich zufällig bemerkte, daß der Sekretär dieses Herrn — — denn auf dessen Veranlassung sind Sie doch wohl hier — Marie horchte auf.

Und da ich nicht möchte — verstehen Sie — daß Sie als das Opfer einer unpassenden Komödie — —

Er zuckte wie hilflos die Achseln. Sehen Sie, sagte er nach einem Schweigen, das sie nicht unterbrach, — es ist wirklich nicht mein Metier. Weiter komm' ich nicht.

Ich danke Ihnen, sagte sie leise, und blickte ihn wieder mit dem vertrauensvollen, herzlichen Glanz in den weit geöffneten, klaren Augen an. Vielleicht — haben Sie Recht. Uebrigens bin ich nicht blind. So gut, wie ich's fühle, daß Sie's ehrlich meinen, so gut errath' ich wohl auch, wenn man ein Spiel mit mir spielen will. Was aber den Herrn betrifft, vor dem Sie mich warnen wollen, so — so bin ich ganz außer aller Gefahr, und in jeder Weise.

Er konnte nicht umhin, zu lächeln, nachdem er sie verwundert betrachtet hatte. Sind Sie dessen gewiß? fragte er.

Ja, ich bin dessen gewiß.

Er hob die Achseln: So bin ich also wieder am Ende. — Es ist eine ganz verheufelte Misere mit der sogenannten

„guten Gesellschaft“ . . . Verzeihen Sie. Ich wollte nur sagen — Ich drücke mich da unpassend aus. Da ich mit all' meinem guten Willen so hilflos vor Ihnen dastehe, wollte ich nur sagen: sehen Sie, die Etikette in unserm Stande trennt die Menschen zu sehr . . . Der Bauer kann zur Bäuerin sagen: Grete, nimm dich in Acht! Der da will dir was thun! — Oder meint er ihr's gut, so kann er sich ihr gegenübersetzen und sagen: Du, Grete, ich mein' dir's gut! — Und da das alles doch eigentlich das Natürliche ist, so wird es mir oft schwer, unsre gesellschaftlichen Conventionen zu bewundern, die uns das Wort im Munde mitten durchschneiden, und dann über jede Hälfte noch einen Handschuh ziehn. — Aber Sie denken wohl umgekehrt, und sagen sich: wo kommt dieser Bauer her?

O nein! sagte sie; ganz und gar nicht! Warum denken Sie das von mir? Hab' ich mich Ihnen gestern, und damals, so gezeigt? — Ich dachte immer wie Sie. Man wirft mir vor, daß ich schweigsam bin. Ich schweige nur oft so still, weil ich nicht reden darf, wie ich reden möchte — und wie die Andern mag ich nicht!

Ah! sagte Wittekind, plötzlich so glücklich, daß ihm die Wangen blaß wurden. Dann — dann bin ich sehr froh . . . Dann hab' ich Sie also nicht erkannt. Denn das erste Mal, als ich Sie sah — auf der „Friedwigsruhe“, mein' ich, da oben — da dachte ich schon einmal: mit der könntest du fast wie mit dir selber reden; in der ist Natur! — Er lächelte bewegt: Und ich hab' dann auch viel mit Ihnen geredet, fuhr er stoßend fort; Sie waren aber nicht dabei. Und hab' Ihnen wohl zuweilen Alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte . . . Nu, was macht es Ihnen. Mir that es wohl, und Ihnen that es nicht weh!

Warum reden Sie so, erwiderte sie und legte ihre geschlossenen Hände in einer eigenthümlichen Geberde gegen ihre Brust. Wie könnte es mir weh thun? wenn ich es auch hörte? — Sehnt man sich denn nicht oft aus tiefstem Herzen, mit einem Menschen so zu reden, wie Sie eben sagen . . . Sie sprachen gestern von Ihrer Einsamkeit. Ich — — ich lebe mit vielen sogenannten Menschen; aber Sie wissen ja nicht, wie einsam ich doch bin . . .

Sie ging von ihm hinweg, bis zum Fenster, legte eine Hand gegen den Rahmen, den Kopf auf die Hand und blickte auf das weißlich flimmernde Gewölke hinaus.

Ohne ihr zu folgen, sagte er nach einer kurzen Stille: Darf ich Ihnen hierüber etwas sagen, liebe Frau von Tar-now? Darf ich offen sein?

Gewiß, antwortete sie und wandte sich herum. Mit einem traurig reizenden Lächeln setzte sie hinzu: Wie der Bauer zur Bäuerin!

So muß ich Ihnen noch einmal sagen, was ich gestern sagte: Sie bei diesen Tilburg's! Da sind Sie ja wie ein Paradiesvogel unter den Schneegänsen; — verzeihen Sie den Vergleich. Sie nennen es Ihre „Aufgabe“, die Sie sich gestellt haben; aber, mein Gott, wie müssen Sie da leiden, Sie mit Ihrer Sehnsucht nach Wahrheit, mit Ihrer graben, stolzen, von all dem Firtelsanz unberührten Seele Stehen Sie nur noch still; Sie haben mir erlaubt, auf meine Weise zu reden. Sehen Sie, liebe, gute — — nicht gar oft im Leben findet man einen Menschen, zu dem man sagen möchte: „was für ein Glück, daß du da bist!“ So ein Mensch sind Sie! — — Lassen Sie das nur, schütteln Sie nicht den Kopf. Ich weiß ja doch, was ich sage . . .

Er blickte sie fort und fort an; sie stand in so rühren-

der, bescheidener Hoheit da, ein so einfacher, natürlicher Adel floß um ihre Glieder, lag auf den gesenkten Augen; — ein unaufhaltsames Gefühl trat ihm auf die Lippen. Es riß ihn fort, Alles herauszusagen . . . Ich hatte eine Frau, fuhr er fort, — ganz anders als Sie: zart, kindlich — nichts Heroisches — sie verging so bald — — aber auch ein von Gott gesegnetes, herrliches Geschöpf. Wenn Sie sie gekannt hätten! Sehen Sie, Die — und Sie — — Warum soll ich's nicht sagen: eine Dritte, wie Die und Sie, werd' ich nicht mehr finden!

Frau von Tarnow hatte den Kopf zur Seite geneigt; mit einem zögernden, schrägen, schmerzlich dankbaren Blick sah sie zu ihm hinüber. Ihr Gesicht war ganz entfärbt, die Lippen geöffnet; ihr Busen hob sich, von langen, tiefen Athemzügen geschwellt. Dann schloß sie die Augen und sagte langsam: Verzeihen Sie mir . . .

Was soll ich Ihnen verzeihen?

Das ich Sie so lange — — Zu lange, wollte sie hinzusehen; es blieb aber eine lautlose Bewegung ihrer blassen Lippen. Fast unhörbar flüsterte sie dann: Aber ich danke Ihnen. — Nochmals; verzeihen Sie mir . . .

Mit langsamem, schwerem Aufschlag öffnete sie die Augen. Sie sagten von diesen Tilburg's, nicht wahr . . . Ich will Ihnen noch einen Grund sagen, warum ich bei ihnen bin: von nichts kann ich nicht leben — und zu meinem Mann will ich nicht zurück.

Sie vermied es, Wittekind anzusehn, stand still da und horchte. Es kam aber kein Laut von ihm; kaum daß er sich regte. Als sie endlich hinübersah, bemerkte sie, daß er sich an die Wand gelehnt hatte und langsam eine Hand mit der andern rieb; seine Augen starrten blindlos, ein unbe-

bestimmtes Lächeln schwebte um seine Lippen; sonst verrieth er nicht, was sich in ihm bewegte.

Ich wollte gegen Sie nicht auch unwahr sein — wie gegen die Andern — sagte sie mit Mühe.

Ja, ja, murmelte er. Vielen Dank . . . Nach einer Weile fuhr er fort: Ich hatte gehört, daß Sie Wittwe seien. Und da Sie in einem fremden Hause leben —

Wenn man nicht zusammenstimmt, erwiderte sie, von ihm abgewandt, so lebt man nicht gern zusammen . . . Aber den Andern sage ich das nicht, und nicht die Neugier, das Mitleid, die Schadenfreude der Menschen — — Sie verstehn wohl. — Ihnen muß' ich's sagen!

Nochmals vielen Dank, murmelte er wieder. — Unsinntiges Leben auf dieser unsinnigen Welt!

Was sagten Sie?

Einen alten Segensspruch — nur so für mich. Uebrigens ist es besser, wenn ich nichts mehr sage. Leben — — Leben Sie denn wohl!

Sie erschraf heftig. Oh! sagte sie, die geschlossenen Hände öffnend. Sie wollen gehn? — Sind Sie mir so böse, daß ich nicht früher die Kraft hatte, Sie zu unterbrechen? — Ach, es that so wohl, was Sie mir da sagten . . . Und ich leide so viel!

Ich bin Ihnen auch nicht böse, entgegnete Wittekind mit gerührtem Lächeln. Aber — — was soll ich nun hier? Wir wissen nun, wie es mit uns steht; wir wissen es und können uns nicht helfen. Das ist Menschenleben. Wie wenn eine Insel versinkt — der Eine noch auf seinem Felsen über dem Wasser schwebt — der Andere auf seinem zertrümmerten Dach langsam niedergeht: sie sehen einander noch, aber sie können sich nur noch winken und Abschied

nehmen. Das können wir auch . . . Gute — arme — liebe Frau von Tarnow — leben Sie wohl!

Sie verlassen mich?

Er antwortete nicht. Die Enthüllung hatte ihn zu plötzlich und zu hart getroffen. Die Lippen zusammengebrückt, mit einer grüßenden Geberde wandte er sich zur Thür.

Mein Gott! sagte sie mit fast vergehender Stimme, so auf einmal wollen Sie verschwinden — und als wär' es für immer — — und Sie geben mir nicht einmal die Hand? Und ich soll Ihnen nicht sagen, wie weh mir zu Muth ist — und daß jedes Ihrer Worte — Ihr gutes, Ihr großes Herz — — daß ich Sie bewundre? — Sie hatte wieder Kraft gewonnen, mit den lieblichsten Tönen ihrer edlen Stimme fuhr sie erröthend fort: Ach, glauben Sie nicht, daß ich nur hören wollte, was Sie für mich fühlen; nicht selbstsüchtige Eitelkeit — — Ich fühlte mich gestärkt, gebessert, erhoben, weil ein Mann wie Sie mir das sagte. Es wird mich immer stärken und aufrechterhalten, wenn ich daran denke . . . Nun aber geben Sie mir — — wenn Sie denn gehen wollen — — geben Sie mir zum Abschied die Hand!

Sie stand, ihn erwartend, da. Wittekind's Augen ruhten auf den ihren; in Freude und Schmerz versunken ging er langsam auf sie zu. Ich werde versuchen, sagte er mit Fassung, keines dieser Worte zu vergessen. — Dieses traurig lächelnde Gesicht wird mir nun immer so vor Augen stehn . . . Haben Sie Dank!

Er nahm ihre Hand, die sich ihm sanft und still entgegenstreckte, und umschloß sie fest. Auf einmal stieß Marie einen Schrei aus, und ihre erstarrenden Augen verloren fast die Farbe. Eugen! rief sie dann.

Wittekind wandte sich und sah Eugen Dorsey in der geöffneten Thür stehen. Sie hatten beide ihn nicht kommen hören; ihn hatte die Ueberraschung versteinert, hier Marie zu sehn. Die letzten Reden Wittekind's hatte er gehört — fast ohne den Sinn der Worte zu begreifen. Jetzt kam es an Wittekind, die Fassung zu verlieren. Da stand dieser Dorsey, der Entflohene; und Marie, vor ihm erschreckend, rief seinen Namen „Eugen“ aus . . .

Ein Blick der jungen Frau, auf ihn, dann auf Dorsey, gab ihm volle Klarheit; er sagte ihm stumm: Der da ist mein Mann. Dennoch fragte der verwirrte, erschütterte Wittekind sie noch mit den Augen. Sie nickte ihm langsam zu. Dorsey stand noch und schwieg.

An seine Stirn greifend, wie um das alles zu fassen, ließ Wittekind seine leeren Blicke in dem Raum umherirren, wo ihm das geschehen war. Alles blieb todtentstill. Er richtete sich dann auf, wie ein Mann entschlossen, und ging. Als er an Eugen vorbeikam, öffneten sich ihm die Lippen, als müßten sie ihn doch begrüßen; — Kathi aber fiel ihm ein. Er schwieg, die Zähne aufeinanderdrückend, und mit einer kalten Bewegung des Kopfes ging er aus der Thür.





IV.

So standen sich nun die Beiden gegenüber, unerwartet, nach langer Trennung. Eugen hatte hinter sich eine Hand gegen den Thürpfosten gelegt; Marie ließ die Stuhllehne los, auf die ihr Arm sich gestützt hatte, und blickte über ihn hin und an ihm hinab. Sie erschien in diesem Augenblick als die Ältere, obwohl sie es nicht war: in demselben Monat waren sie geboren. Aber das bitterscharfe Gefühl der Würde, in der sie sich fassen und aufrecht erhalten müsse, gab ihr etwas Matronenhaftes, während ihn seine Verwirrung recht zum Jüngling machte. Sie schwiegen noch eine Weile; endlich sagte sie:

Also du wirklich hier!

Was wollte dieser Herr? fragte Eugen, in dessen entfärbten Wangen eine Röthe aufstieg.

Marie lächelte. Das ist nach so langer Zeit eine seltsame Begrüßung, nicht wahr: „was wollte dieser Herr“?

Verzeih. Du hast Recht. — Aber dieser Händedruck — seine Worte . . . Darf ich noch einmal fragen —

Was dürftest du nicht fragen? unterbrach sie ihn. Wir sind ja Mann und Frau. Das ist ein Herr, der soeben erfuhr, daß ich einen Mann habe; und der darum fortgeht;

— weil er, seltener Weise, ebenso rechtschaffen ist wie deine Frau.

Marie! sagte Eugen und legte sich eine Faust gegen die Stirn. Ich bin ein — — Vergieb mir. — Es kam nur so über mich; bei Gott, ich zweifelte nicht — —

Desto besser für dich; denn wie weh das thut, würdest du dann merken . . . Sie brach ab und sagte in verändertem Ton: Aber wie reden wir denn in der ersten Stunde. Es war also keine Täuschung: du bist wirklich hier. Und es schien mir doch unmöglich, daß die weite Reise so schnell — — und daß du dich überhaupt entschließen würdest — —

Mich entschließen — ich —? erwiderte er verwirrt.

Nun, sagte sie noch unbefangen, ohne dich zu entschließen, kamst du doch nicht her. Ich bat dich allerdings nicht mit Worten: „komm du auch“; das, weißt du, würd' ich nicht thun; aber als ich dir aus Salzburg schrieb: ich gehe in dasselbe Bad, wo dein Vater ist, ich hab' ihn kennen gelernt, erlaube mir den Versuch, dich mit ihm zu versöhnen — da dachte ich doch im Stillen: statt eines Ja oder Nein kommt er vielleicht selbst! — Nur, als du so plötzlich da standst, erschrak ich — —

Auf einmal erschrak sie von Neuem: denn seine wachsende Verstörung, seine unruhigen Bewegungen konnten ihr nicht länger entgehen. Sie trat auf ihn zu. Eugen! rief sie aus. Dich überrascht ja Alles, was ich sage. Du weißt nichts von meinem Brief — hast ihn nicht gelesen!

Er schüttelte den Kopf. Ich will dich nicht mehr belügen, stieß er mit großer Anstrengung hervor, während er an seinen Knopflöchern zerrte. Nein; ich weiß nichts von diesem Brief. Ich hab' London schon vor mehr als vierzehn Tagen verlassen —

Aber du bist doch hier? — Wenn du nicht auf meinen Brief gekommen bist, wie bist du dann hier?

Er schwieg.

Ah! sagte sie. Wie dumm bin ich. Es kann ja auch eine Andre dir geschrieben haben — und auf deren Brief bist du hergekommen . . .

Er sah ihr in die Augen, fast wie ein ertapptes Kind, rührte sich nicht und schwieg.

Ich danke dir, sagte sie nach einer Weile, die Wimpern zusammendrückend: du belügst mich wenigstens nicht. — Und du betrügst mich auch nicht: denn ich wußte ja, ohne eine sogenannte Liebe kannst du nicht leben. An diesem — Sirenenfelsen sind wir ja gescheitert —

O Marie! rief er in weicher Zerknirschung aus. Liebe, gute Marie!

Er wollte sich ihr nähern; sanft und ruhig abwehrend murmelte sie: Bitte. — Er blieb stehn. — Dann aber begreif ich nicht, sagte sie, wie erwachend: wie konnte denn dein Vater wissen oder ahnen, daß du hierher kommen würdest? eben diesen Morgen —

Mein Vater? fiel ihr der verfinsterte Eugen mit rauher Stimme ins Wort. Was wüßte Der von mir? Nie, nie soll er — — Hast du ihm etwa verrathen, wessen Frau du bist?

Ich verrathe nichts, erwiderte sie, was du verschweigen willst. Ich habe nur den Wunsch, dich mit deiner Heimath, mit ihm wieder auszusöhnen —

Laß das. Nein, nein. Niemals! Ist er hier, so geh' ich! — Mich mit dem Fluch meines Lebens zu versöhnen — — Ja, er ist mein Fluch! Alles Gift, das ich in mir habe, hab' ich von ihm; Alles, um das du mir gram bist

— und ich, ich mir selbst! — Sag' mir nichts für ihn, vertheidige ihn nicht; du kennst ihn nicht. Er hat dich nicht erzogen . . . Als meine Mutter starb, und ich noch ein Kind war ohne Sinn und Verstand, da gab er mir seinen Verstand — lehrte mich das Leben so verstehen, wie er! Mit seinem kalten Lächeln erzog er mich zum Genuß; zeigte mir durch sein Beispiel, wie gut man durchs Leben kommt, wenn man täuscht, heuchelt, lächelt und betrügt . . . O, ich lernte Alles . . .

Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden; er warf einen schmerzlich wilden Blick zur Decke hinauf. Und ich hatte doch auch edle Triebe und Gedanken, rief er aus; es war auch Gutes in mir! — Aber ich lernte zu leicht; das Gift war ja im Blut. Ich hass' ihn, ich hass' ihn! Er hat mich zu Grunde gerichtet, und ich bin verloren!

Du bist noch nicht verloren; sag' das nicht! erwiderte sie mit ihrer sanften, mitleidvollen Stimme, nach einem tiefen Seufzer. Du verzweifelst so leicht, Eugen . . . Und deine Verzweiflung macht dich ungerecht gegen deinen Vater — nein, fahre nicht so auf — — oder wenigstens ungerecht gegen dich selbst. Da uns das — Schicksal wieder einmal zusammengeführt, laß mich dir noch sagen: wenn du auch keinen Vater mehr willst — und wenn auch zwischen uns — — sie brach ab — — wärst du darum verloren? Kannst du dir denn nicht wie ein Mann noch ein Leben schaffen? Ja, ja, viel schlug dir fehl; aber dein Geist, deine Feder — — schreibst du nicht mit Talent, mit Glück? — Du lebst davon kümmerlich; du könntest aber besser leben, wenn du jenen Antrag nicht verworfen hättest, für die Regierung zu schreiben —

Eugen fuhr auf und streckte einen Arm gegen sie aus. Ich mich verkaufen! Nie!

Guter, stolzer Eugen! sagte sie; auf einmal standen ihr Thränen in den Augen. Die zurückgepreßte Behmuth brach hervor; beinahe schluchzend murmelte sie: Ach! daß Alles hin ist! und dieser dein edler Stolz noch mein letzter Trost! — — Ja, ja, sagte sie, sich allmählich fassend, da er, einen Finger zwischen den Zähnen, schwieg: wie anders standen wir uns damals gegenüber, als ich dich kennen lernte; als ich so erstaunte, wie fremd und — vornehm du unter all' diesen rastlosen, geldhungrigen, amerikanischen Menschen warst: so sorglos, so jung — wie der Frühling — wie die Poesie . . . Ach, wie glaubt' ich an dich; wie schien mir's undenkbar, unmöglich, daß so eine Menschenblüthe je — vergehen könnte — —

Sie trat an's Fenster, von ihrem Gram übermannt, sie konnte ihn nicht mehr ansehen, konnte nicht mehr reden. Und wie war ich gewarnt! dachte sie, in ihr Taschentuch beißend, um nicht aufzuschluchzen. Ihr stand jener Steinbruch am Untersberg vor den Augen, und der alte Saltner . . . Sie zweifelte ja selbst, mißtraute noch ihrem Herzen, floh vor ihrer Liebe; nach Europa reisend kam sie zu dem „Alten“, gestand ihm, ihrem besten Freund, was sie beglückte und quälte; zeigte ihm Eugen's Bild, beschrieb ihm seine Art, sein feuriges, ruheloses, flatterhaftes Wesen . . . Nimm ihn nicht! sagte Saltner. Kind, es wird dein Unglück! — — Ich glaubt' ihm auch! dachte sie; ach, hätt' ich ihm nur fort und fort geglaubt! Dann aber rührte sich plötzlich, wie ich Thörin meinte, das Bessere in mir: dieser Kinderglaube, durch meine Liebe könnt' ich seinen Charakter stärken, bessern, vertiefen . . . Ach, was für ein

Mädchentraum! — Und von der Sehnsucht gejagt ging's wieder zurück nach Amerika, und in seine Arme . . .

Nun hörte sie sein seufzendes Athmen; hier in dem „letzten Haus“. Es schüttelte sie. Auf einen Stuhl sinkend, der am Fenster stand, legte sie sich die Hände vor die Augen und befeuchtete sie an den zerdrückten, langsam quellenden Thränen.

Marie! erflang es neben ihr, und zu ihr hinauf. Eugen kniete, doch ohne sie zu berühren. Tödt' mich! sagte er und seufzte. Tödt' mich, und vergieb mir! — Marie! Engel! — Er faßte endlich zaghaft ihre Hände und flüsterte: Schwester!

Schwester! wiederholte sie, traurig lächelnd.

O glaub' mir, Marie: wenn so Einer wie ich eine holde Frau seine Schwester nennt, — 's ist sein bestes Wort . . . Ach, hättest du mich doch retten können, eh ich so „verging“, wie du sagst; — das war meine Hoffnung! — Aber mit Lügen fing ich an, als der Sohn der Lüge: den altadeligen Namen gab ich mir aus erbärmlicher Eitelkeit, und den Reichthum aus Angst, ich könnte dich sonst verlieren — dein Vater könnte Nein sagen. Immer dacht' ich nur: wenn ich sie erst habe, wird sich Alles finden — ich kann nicht ohne sie leben —

Und wie gut du's nun kannst!

Ach, ich kann es nicht . . . Zähle nicht so grausam; ich liebe ja die Andern nicht — nicht von Herzen, mein' ich — alles Gute in mir sehnt sich doch immer, immer wieder nach dir! — — Er seufzte und stand auf. Aber der Kampf ist nutzlos, sagte er zwischen den Zähnen; wie oft ich mich auch — verachte, ich kann's doch nicht ändern. Ja, ja, es ist wahr — ja, ich bin zu schwach . . . Das

hab' ich nie in Büchern so recht geschildert gelesen, was mein Elend ist: seine schlechten Eigenschaften hassien, verachten, verfluchen, aber nicht ändern können . . . Ach, es ist unsäglich!

Hör' mich an, Eugen —

Er hörte sie nicht; seine Augen flackerten, seine Finger rieben sich ruhelos an den Händen: so sprangen auch seine Gedanken ohne Rast umher. Herr von Tarnow! fing er wieder an; meine erste Lüge vor dir! — Dann wollt' ich dir wenigstens „einen Namen machen“, da dich mein erster getäuscht hatte; einen gefeierten Namen . . . Er lachte auf. Ich eitler Narr! Einen Künstler-Namen! Glaubte ein von Gott berufener Schauspieler zu sein, weil ich im Leben so gut zu spielen und zu täuschen verstand; — es war nichts als das Vaterblut! Damit hält man sich nicht auf den geweihten Brettern! — Also wieder weg mit der Maske, mit dem Künstler-Namen; nimm wieder einen dritten falschen Namen an, da die andern in der Wäsche ausgingen . . . Er griff sich wild in die geringelten Haare und drückte die Augen zu: Alles, Alles Lüge! Ich verleugne meinen Vater, meine Heimath, meine Künstlerschaft — und dich . . . Ach, dich nur, weil ich mich schämen muß, dich mein Weib zu nennen! weil meine Irrwege, meine Verzweiflungen — — Hör' mich doch nicht an wie ein Stein! Sag' mir was! Sag' mir: mach' ein Ende! Mit einer Kugel in die Brust wäre mir geholfen; dann mag mein Vater kommen und sich's anschauen und sagen: das hab' ich geschaffen, Gott segn' es!

Seine Stimme war so laut geworden, daß Marie bang' umhersah, ob Jemand ihn hören könne. Er warf sich jetzt auf einen Stuhl, streckte beide Arme über einen Tisch, der

daneben stand, und vergrub das Gesicht zwischen seinen Armen.

Marie ging langsam zu ihm. Nachdem sie ihn noch einige Male hatte stöhnen hören, sagte sie, schmerzlich mit dem Kopfe nickend: Wie manches Mal sprachen wir schon so . . . Laß mich dir noch einmal sagen, Eugen: verzag' nicht zu früh! Und laß mich wie eine — Schwester zu dir reden — die all' deine Schmerzen kennt — und dir helfen möchte, wie man einem Bruder hilft. — Aber keine Lüge mehr; ehrlich mußt du sein!

Er bewegte den Kopf; zustimmend, wie es schien. Fürchte nur nicht, fuhr sie fort, daß ich zu viel fragen werde; meine Reugier hab' ich begraben — da, wo all' das Andere liegt. Nur weil ich dir helfen möchte, laß mich etwas fragen — —

Er hob den Kopf ein wenig, öffnete die Augen halb und nickte ihr zu.

Hier also — wohnst du, Eugen?

Ja.

Mit schwacher Stimme fragte sie weiter: Aber du bist nur hier, weil dein Wille schwach ist? Bist nicht eigentlich mit dem Herzen bei — ihr?

Nein, nein, sagte er dumpf, aber mit wiederholtem, verneinendem Kopfschütteln.

Und losreißen, Eugen, kannst du dich doch nicht?

Wie deine milde Stimme mich martert . . . Was für ein Gespräch zwischen Mann und Frau. — Aber nein, sprich nur, sprich. Es thut nichts. Wenn du so mit mir sprichst — und mir hilfst — so kann ich's; mich losreißen — Alles — Alles, was gut ist, Alles was du willst!

Auch dich versöhnen —

Nein!

Also — was thun wir dann? — Deine Feder „verkaufen“ willst du nicht; — sei still, du hast Recht. Aber deinen Geist und deine Kenntnisse für dein Land verwenden — im Staatsdienst — und mit Ehren dein Brod essen, das kannst du. Wenn du etwa als Consul — oder sonst — irgendwo da draußen, fern von hier —

Ja, fern, fern! fiel er ein und richtete sich auf. Bis an's Ende der Erde! — — Aber wie? Wer hilft mir?

Ich hab' noch einen Freund — der es ehrlich meint — und der mächtig ist . . . Ja, dachte sie, Graf Lana ist gut! — Den würd' ich bitten, fuhr sie fort, daß er für dich wirke; — laß mich nur ausreden: ohne daß ich ihm irgend was verrathe, das du verschweigen willst. Aber — in der Entscheidungstunde müßtest du nicht fehlen; du müßtest wollen — und können —

Sie sagte das mit schmerzlichem Nachdruck; seine Wange zuckte, denn er hörte den bitteren Zweifel, der darin lag. Ja, ja, ja, murmelte er. Ja, ja! rief er dann ungeduldig aus. Steh' mir nur bei, so kann ich! — Fort von hier! Aus der Luft meines Vaters und — — O nur rasch! nur fort!

Noch heut, wenn es möglich ist. Denn — sagte sie mit traurigem Lächeln — wär' es nicht bald, wäre es wohl nie! — Aber hab' nur Muth! Ich gehe jetzt auf der Stelle. Und ich ruhe nicht —

O Marie! rief er dazwischen, von seiner Nührung gemartert.

Und bis ich dir Nachricht gebe, bleibst du hier —

Marie! Wie du mich beschämt! Gute! Beste!

Er war aufgestanden und wollte ihre Hand küssen; aber

sich ihm sanft entziehend sagte sie nur: Schwester. — Bewegungslos blieb er stehn. — Also du gehst nicht fort! wiederholte sie. Du bleibst hier! — Er nickte. Wenn ich den Grafen finde, dachte sie, und wenn er mir Wort hält, so schick' ich ihn gleich hierher. Dann ist Eugen gefangen und muß!

Die freudige Hoffnung röthete ihr die Wangen; sie ging rasch zur Thür. Noch einmal über die Schultern blickend sah sie sein bleiches, dankbares Gesicht; ihm schwebten offenbar gerührte, leidenschaftliche Worte auf den Lippen. Um sie nicht zu hören, lächelte sie rasch und sagte: Gute Kameraden, nicht wahr, können nicht verzagen; Einer hilft dem Andern. Sag mir nichts mehr, ich weiß es schon; auf Wiedersehn!

Damit ging sie hinaus.





V.

Eugen sah ihr nach, bis die Thür ins Schloß fiel. Die Hände über beide Augen gelegt sagte er dann endlich, was ihm über die Lippen gewollt hatte: Mein guter Engel! Einzige, theure Marie! — — „Ein Freund“, dachte er dann plötzlich, und seine Brauen zuckten. Was ist das für ein Freund, zu dem sie geht? den sie mir nicht nennt? — Wär' es etwa der gerührte Herr, der Wittelkind, der ihr vorhin die Hand drückte — der fortging, wie sie sagte, weil er erfahren hatte, daß sie einen Mann hat — dem sie so weich in die Augen sah . . .

Pfui! sagte er laut und schlug sich auf die Brust. Was für ein gemeiner, undankbarer Gedanke. Diese reine Seele . . . Aber so kommen uns die schlechten Gedanken über die Andern, wenn wir selber schlecht sind! — — Woher kennt sie ihn? — Gut mag sie ihm wohl sein; mehr als mir; — hab' ich's auch anders verdient? Aber auf ihre Tugend schwör' ich . . . Er sah wieder auf die Thür, als könnte er Marie noch sehn; ein weicher Schmerz veredelte seine aufgeregten Züge und machte ihn zehn Jahre älter. Wie konnt' ich nur aufhören, dachte er, diese Frau

zu lieben? — Wir sitzen da in unserm Gehirn, im sogenannten „Bewußtsein“, wie in einer Loge, schauen auf uns selber herab: was wird nun geschehn? unsre Eigenschaften, unsre Elemente, die unbekannten Schicksalsmächte in uns, was werden sie nun thun? Wir sehn unsrer vorherbestimmten Lebensreise zu, können das Ziel nicht verrücken und den Weg nicht ändern . . . So haben mich diese namenlosen Fluthen von ihr weggerissen; ich schau' noch zu ihr hinauf, wie zu meinem Stern — — er legte eine Hand aufs Herz — — aber es schlägt nicht mehr!

Deergebrannt

Ist die Stätte . . .

Irgend ein Geräusch schreckte ihn aus seinen Gedanken auf. Er horchte; nun war es still. Zögernd ging er zur Thür und öffnete sie leise so weit, daß er durch eine Spalte auf den Vorplatz blickte; er sah aber nichts. Es war nur der Wind, dachte er. Die Brandung. Aber — Melanie wird kommen! Sie kommt ja gewiß! Wenn ich hier warte, wie Marie es verlangt, so wird auf einmal die Andre dastehn — — und was sag' ich ihr? Die Wahrheit, ihr ins Gesicht? Dazu hätt' ich den Muth nicht. Und sie feig' verlassen, ohne ein Wort — hat sie das verdient? — Seine Bekommenheit wuchs. Was thun? Ihm fiel endlich ein: wenn er fortginge, eh' sie käme, und ihr ein paar Worte zurückließe, die keiner verstünde als sie . . . Halb beruhigt und ganz entschlossen athmete er auf. Er griff in seine Brusttasche und holte sein Taschenbuch hervor, um ein Blatt daraus zu nehmen; Melanie's Brief fiel zugleich mit heraus. Er hob ihn vom Boden; seine zarten Rasenflügel dehnten sich zitternd, da der Duft sie anwehte. Ja, ja, ihr Parfum! sagte er gequält und lächelnd vor sich hin. Ihr Wahrzeichen!

Wie ein Stück von ihr. Wie eine schmale, süße Wolke, die vor ihr aufgeht . . .

Er sog den Duft, immer noch lächelnd, ein; Melanie selber erschien hinter dieser Wolke, er sah sie, wie er sie das erste Mal gesehen hatte, bei ihrer Schwester, in London: sie bezauberte ihn sogleich. Eine so aristokratische Gestalt und Art war ihm noch nie begegnet; die Bornehmheit ganz in Reiz und Anmuth getaucht — und doch jedem ihrer Reize gleichsam aufgebrüht, daß sie vornehm war. Ja, er sah sie wieder hinter dieser Duftwolke: das feuchtschimmernde Auge, das üppige, erregte, schmachkend frivole Lächeln — die marmornen Schultern, mit dem seltsamen Silberglanz —

Ich werde toll, dachte er, das Villett zerknitternd. Ich will ja fort — will diese Frau ja verlassen. . . . Wenn ich so phantasire, komm' ich ja nicht fort! — — Eine Angst befiel ihn, daß es vor seinen Augen dunkel wurde; er dachte nur noch an Flucht; er steckte das Villet wieder ein und ging zur Thür. Hab' ich denn Marie nicht mein Wort gegeben? dachte er. Fort! In die Luft hinaus!

Er faßte eben den Thürgriff, als er hinter sich Schritte und eine Stimme hörte — die Stimme, vor der er floh. Gräfin Melanie stand in der andern Thür, die zu den übrigen Zimmern führte; sie war aus dem Wald und durch die ihr bekannte „grüne Thür“ gekommen. Eugen wandte sich zögernd und erblickte sie; nicht so, wie er sie eben geträumt, aber auch von einem geheimnißvollen Reiz umflossen: um sich verhüllen zu können, hatte sie den Kopf mit einem Tuch bedeckt, das wie ein Schleier hinabfiel; das wie Elfenbein leuchtende Gesicht sah verstoßen aus diesem dunklen, mit Gold durchwirkten Rahmen hervor. Was thun Sie? fragte

sie, nachdem sie ihn bei seinem Namen angerufen hatte. Sie gehn? Sie wollen fort?

Melanie! sagte er verwirrt. Ja — ich wollte fort. Mir schien — — Ich dachte, Sie kämen nicht mehr.

Verzeihen Sie, antwortete die Gräfin, die ihn immer anstarrte: ich konnte nicht. Oder vielmehr, was wäre da zu verzeihen: hat ich Sie nicht in dem Billet, daß Sie warten möchten? — Sie haben doch mein Billet?

Ja, erwiderte er. Ich hab' es —

Ich war nicht allein. Erst vor einer Viertelstunde zog der Graf sich in sein Zimmer zurück. . . . Aber was haben Sie? Wie stehn Sie noch immer da? — Ich eile fort wie im Fieber, auf Umwegen in den Wald, und durch den hierher; und mein kalter Ritter — — Warum bleiben Sie denn an der Thür? — Die Gräfin dämpfte die Stimme: Hören Sie etwas? Sind wir nicht allein?

Es — es wäre möglich, erwiderte er, der diesen Strohhalm sogleich ergriff. Mir war eben, als hörte ich — —

So verschließen Sie doch die Thür, sagte sie leise und rasch. Oder ist sie verschlossen?

Nein.

Ich verstehe Sie nicht. Was verstört Sie so? — Sie werden doch der Frau Lemme gesagt haben, daß sie Niemand einläßt —

Welcher Frau Lemme? Wer ist das?

Melanie schwieg einen Augenblick; dann sagte sie, die glatte Stirn runzelnd: So hab' ich Sie noch nie gesehen. Irgend etwas — Außerordentliches muß Sie so verwirrt haben —

Verzeihen Sie, stammelte er. All' seinen Muth zusammennehmend, Mariens Worte sich zurückrufend, dachte

er: ich sage ihr die Wahrheit! — Er versuchte zu lächeln — er mußte nicht, warum — und begann stotternd, aber mit weicher, einschmeichelnder Stimme: Hören Sie mich an, Melanie! liebe Melanie! Wenn ich Ihnen bei diesem Wiedersehen kalt und fremd scheine — —

Der Muth sank ihm wieder, da ihn das schöne, ernste Gesicht so-erwartend ansah. Wie um Vergebung zu erbitten für das, was nun kommen werde, trat er auf sie zu und streckte die Hände aus. Die Gräfin verstand ihn falsch; nach einem flüchtigen Lächeln flüsterte sie: Oh Sie mir das Gegentheil beweisen, lassen Sie mich die Thür da schließen; schließen Sie die andere. — Sie trat wieder zurück und verschloß die Thür, durch die sie gekommen war; Eugen aber blieb unthätig stehn. Ich hab' dem Grafen gesagt, fuhr sie fort, daß ich zu Tilburg's gehe . . . Ach, mein Freund, wir sind nicht mehr in London; dort hatt' ich dich allein! Auch in Salzburg hofft ich dich allein zu haben; darum beschied ich dich hin; auf einmal meldete der Graf sich an, und ich mußte dir schreiben: reise wieder ab! — — Aber du verschließt ja noch immer nicht die Thür. Du bist so blaß; — was ist dir? Ich sehe nicht recht, oder du hast Thränen in den Augen —

Gute Melanie! seufzte Eugen hervor; er strich, gegen seine Bewegung kämpfend, mit den Händen über seine Brust. All deine Liebe zu mir — während ich — — Melanie! — — Er griff nach ihrer Hand.

Sie fuhr zusammen. Du willst mir wohl gar ein — Geständniß machen, sagte sie, ihn anstarrend. Dann aber faßte sie sich mit großer Anstrengung und murmelte hastig: Still; sag noch nichts. Ich will erst dieser Frau Temme

sagen, daß sie Niemand ins Haus läßt — und die Thür verschließen —

Sie ging an ihm vorbei und öffnete die Thür zum Vorplatz. Mit einem Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens flog sie wieder zurück. Graf Lana, von Marie zu Eugen geschickt, trat eben an die Thür und hob den Arm, um zu klopfen. Er riß die Augen weit auf und öffnete die Lippen, als er die Gräfin und ihr fassungsloses Erschrecken sah. Durch die offene Thür bemerkte er auch Eugen, der mitten im Zimmer stand und sich mit halb bewußtloser Höflichkeit gegen ihn verneigte.

Der Graf fand zuerst seine Fassung wieder; das mächtige Gefühl seiner Würde und Bedeutung zwang ihn, sich aufzurichten und vor diesem jungen Fant sich nicht in gemeiner Schwäche zu zeigen. Mit bedächtigen Schritten — obwohl seine Kniee ein wenig zitterten — ging er auf Eugen zu, der die Arme an den Körper legte. Herr Dorfan, nicht wahr? sagte er langsam.

Eugen bejahte stumm.

Ich habe Sie schon einmal in London gesehen . . . Also der junge Mann, den man soeben meiner Protektion empfiehlt, ist hier mit meiner — Frau — -- hier —

Eugen nahm das Wort: Wenn Sie meinen sollten —

Schweigen Sie! unterbrach ihn der Graf, dessen Sinn vor Wuth zu beben anfang. Er gewann aber seine Haltung wieder und sagte ruhiger: Ich werde darüber meine Frau befragen, nicht Sie; und nicht hier, sondern bei mir. Wenn man von Ihnen etwas wissen wollte, wird man Sie ja wohl finden —

Eugen deutete auf das Zimmer, in dem er sich befand, wie um zu sagen: hier. Er verneigte sich darauf mit

Würde und entgegnete: Herr Graf, ich stehe zu Ihrer Disposition.

Melanie unterdrückte einen neuen Ausruf des Entsetzens. Der Graf wandte sich zu ihr; bitte! sagte er, indem er sie durch eine kalt höfliche Geberde ersuchte, ihm vorauszugehn. Sie schwannte hinaus, ohne ein Wort zu sagen, ohne den Muth, noch einen Blick auf Eugen zu werfen. Graf Lana folgte ihr, steif wie eine Tanne.

Eugen blieb zurück, nun ganz ohne Fassung; mit einem dumpfen, qualvoll betäubenden Gedanken an Marie stand er ruhig und horchte, bis es still war. Dann schloß er die Thür, ging durch alle Zimmer und warf sich im letzten, wie wenn er auf dem Schlachtfeld niederfiel, auf das Sopha hin.





VI.

Waldburg kam gegen Abend nach Hause; er war in dem Städtchen D. gewesen, um das ländliche Bodeleben dort, das er aus früheren Zeiten kannte, einmal wiederzusehn und einige Freunde und „Gönner“ vom Hof dieses kleinen Landes zu begrüßen. Hinter den Fenstern seiner Wohnung sah er schon Licht; Niedau hatte die Lampen und die Armleuchter angezündet und saß gelangweilt bei einer ermüdenden Arbeit, die Waldburg seiner flinken Feder aufgetragen hatte. Als Dieser eintrat, stand Niedau auf, indem er dachte: Sein Tyrannenschritt. So nannte er den bedeutenden, schicksals-schweren Gang, in dem sein Herr und Meister kam, wenn er „Europa regierte“: wenn politische Gedanken ihn beschäftigten und sein staatsmännischer Ehrgeiz es ihm abgewann, die Berse, die Weiber und den Champagner zu vergessen.

Gut, daß Sie da sind, Niedau, sagte Waldburg, noch abwesend, den Hut auf dem Kopfe. Was wissen Sie Neues?

Nicht viel, antwortete Niedau, der, dem „Staatsmann“ nachäffend, gleichfalls ein ernstes und bedeutendes Gesicht machte. Das Beste ist wohl: Herr Wittekind ist fort. Im Hotel hat man mir's gesagt. Er ist wieder abgesehelt.

Gut, mein Sohn. — Farewell!

Waldenburg strich sein dünn gewordenes, schlichtes Haar über die Schläfe, als wollte er Locken drehn, und betrachtete sein vergnügtes Siegeslächeln im Spiegel, neben dem hohe Kerzen brannten. Und —? fragte er dann.

Der erfahrene Sekretär errieth, wem dieses „Und“ mit dem Fragezeichen galt. Frau von Tarnow, antwortete er, hat Herrn Wittekind, wie es scheint, später nicht mehr gesehen. Sie war viel allein in ihrem Zimmer und entschuldigte sich mit Kopfweg. Bei Seiner Excellenz dem Grafen Lana hat sich übrigens —

Waldenburg begann eine Melodie aus einer französischen Operette zu pfeifen, sodaß Riedau verstummte. Nach einer Weile aber brach Waldenburg ab und fragte, vom Spiegel weggehend: Was sagten Sie vom Grafen Lana? Was will dieser große Mann?

Ich wollte nur gehorsamst melden: bei Seiner Excellenz muß sich etwas zugetragen haben; der Kammerdiener hat mir's vorhin im „Waldrestaurant“ erzählt. Man weiß nicht, was es ist; aber die Frau Gräfin ist nicht zu sehen, auch der Graf hat sich eingeschlossen; vor Tisch hat er im Wohnzimmer der Gräfin alle Schubfächer geöffnet und durchstöbert, wie der Kammerdiener durch's Schlüßelloch gesehen hat —

Ah! rief Waldenburg betroffen aus.

Sie waren nicht mehr dort, Herr Geheimer Rath?

Ich ging gegen Mittag hinüber, meine Aufwartung zu machen; der Graf war verhindert, wie es hieß, und nahm mich nicht an. Den ganzen Nachmittag war ich fort . . . Nun, und was hat das Schlüßelloch verrathen?

Weiter nichts. Seine Excellenz hat später ein Billet an den Baron Rautenberg geschickt; der Baron und noch ein Herr sind zu ihm gekommen, aber nicht lange geblieben. Später ist nur noch ein Billet gekommen —

Waldenburg blies einen wegwerfenden Laut durch die Lippen. Aus dieser Kammerdiener-Weisheit wird man nicht geschmidt! — — Er ging durch das Zimmer, blieb stehn, und halb vor sich hin setzte er mit nervöser Unruhe hinzu: Wenn der Graf etwas über mich gefunden hätte — —

Die Briefe der Frau Gräfin, entgegnete Niedau lächelnd, sind ja noch hier!

Ja, ja; desto besser. — — Wie gut, dachte Waldenburg, daß ich sie noch behielt! Irgend ein guter Teufel muß mir das eingegeben haben, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie abzuliefern . . . Wer klopft denn da? sagte er plötzlich und fuhr doch zusammen.

Niedau suchte die Achseln. Das Klopfen wiederholte sich. Mit etwas unsicherer Stimme rief Waldenburg: Herein!

Nicht Graf Lana erschien, wie er gefürchtet hatte, sondern die schlanke, zierliche Gestalt des „Schmetterlings der auswärtigen Angelegenheiten“, des Barons Tilburg, der in der Linken den Hut, in der Rechten ein Taschentuch hielt. Bei der Thür noch stehn bleibend sagte der Baron heiter: Sie sind hier und lassen mich warten? — Er schwenkte sein Taschentuch. Können Sie errathen, Sie kluger Geheimer Rath, was ich Ihnen bringe? Diese Fahne hier ist die Siegesfahne!

Ich verstehe noch nicht, erwiderte Waldenburg, halb in seinen eigenen Gedanken.

Baron Tilburg trat vor und verneigte sich. Ich habe die Ehre, Eurer Excellenz guten Abend zu sagen!

Was ist das?

Das ist, was man eine offiziöse Mittheilung nennt. Hab' ich Ihnen nicht immer gesagt, Sie werden Excellenz?

Waldburg ward blaß vor unerwarteter, fast erschreckender Freude. So bald — und in diesem Augenblick . . . Er stammelte fast: Lieber, werther Freund —!

Ja, Sie haben Glück! Dieser Graf Lana, den man für Ihren Widersacher hielt, hat gleich damals in Salzburg — Sie wissen, an jenem Abend! — da hat er sich hingesezt und einen langen Brief an den Bruder Minister geschrieben. Der Minister, der bei unserm allergnädigsten Herrn ist, hat auf diesen Anstoß sofort — — Kurz, heute Abend, soeben, kam der Vogel geflogen! Ein Telegramm . . . Ich stehe beim Grafen — der übrigens sehr blaß ist und mich nur auf einen Augenblick empfing — da kommt die Depesche. Er öffnet sie und hält sie mir dann hin. Darf ich das sogleich auf meinen Beinen weitertelegraphiren, Excellenz? frag' ich ihn. Er nickt. Ich mußte etwas für Sie thun . . . Ich springe die Treppe hinunter — und da bin ich!

Waldburg, der sich gefast hatte, drückte dem Baron mit einer gewissen feierlichen Herzlichkeit die Hand: Ich mußte schon längst, Baron, Sie sind mein bester Freund! — Also aus Ihrer Hand empfangen ich dieses Christgeschenk. Möge es nicht zu meinem Nutzen — denn den such' ich nicht — aber zum Nutzen des Vaterlandes gereichen —

Wie Sie wollen, mein Bester, fiel Eilburg ein; aber ich denke doch, auch zu Ihrem Nutzen! — — Nun halten Sie mich aber nicht auf, denn ich fliege weiter. Da das Siegel des Amtsgeheimnisses abgenommen ist, so behalte ich gleich die Merkursflügel an den Füßen; zunächst zu meiner Frau und der schönen Tarnow. — Er sekte mit seinem

kleinen, glatten Lächeln hinzu: Was ich weiter sagen darf, verschweige ich nicht gern! — Kann ich wieder einmal etwas für Sie thun, so bitte ich, mich nicht zu übergehen . . . Guten Abend, Excellenz!

Waldburg winkte ihm nach, so lange der Baron noch zu sehen war; als die Thür sich schloß, drehte er seinen breiten Rücken und sagte mit kaltem Lächeln vor sich hin: Einer von den gutartigen Narren. — Er blickte dann in die Flamme der Kerzen, die von dem schwülen, anwachsenden Wind leise flackerte; also Excellenz! dachte er. Das wäre erreicht! — Lebten wir nun noch wie die alten Griechen, wie mein Schutzpatron Alcibiades, so würd' ich mir jetzt einen Kranz auf die „Voden“ setzen — die schon einschichtig werden — und einen großen Becher gemischten oder auch ungemischten Weines trinken . . . Aber diese alten Athener kannten keine Excellenzen, keine Orden, keine Diätenklassen; — sie verstanden noch nicht zu leben! — Er lächelte. Sein Hut fiel ihm ins Auge, den er abgenommen hatte und noch in der linken Hand hielt. Ein übermüthiger, paschamäßiger Excellenz = Gedanke flog ihm über's Gesicht. In vornehmer Langsamkeit sich nach rechts wendend, wo sein Sekretär gestanden hatte, sagte er: Riedau!

Die Antwort kam aber von links. Riedau war hinter Waldburg in seiner geräuschlosen Art auf die andere Seite gegangen; von dort erwiderte er dienstfertig: Hier, Excellenz.

Was stehen Sie denn auf einmal dort? fragte Waldburg ärgerlich. Sie unhörbarer Raufenfuß!

Ich wollte Eurer Excellenz meinen unterthänigsten Glückwunsch —

Und mußten darum nach links gehen? — Gut, ich habe also Ihren „unterthänigsten Glückwunsch“. Nehmen

Sie gefällt mir meinen Hut, Herr Unterthan, und tragen Sie ihn in mein Schlafzimmer.

Niedau starrte ihn an. Das soll ich —? fragte er.

Ja, Sie. Wer ist denn sonst hier?

Erlauben Sie . . . Eine dunkle Röthe entstellte Niedau's gelbliches Gesicht, das sich ein wenig verzerrte. Ich werde hinausgehen und — irgend ein dienstbares Wesen suchen —

Nein, mein Sohn; thun Sie es gefällt selbst. „Irgend ein dienstbares Wesen“ mag ich jetzt nicht sein; und selber gehen auch nicht: „ich bin nicht in der Laune“. Ist Herr von Niedau zu stolz, mich einmal zu bedienen? An diesem Ehrentag?

Niedau zuckte leicht; dann nahm er den Hut, mit abgewandtem Gesicht, und ging stumm hinaus. Waldenburg sah ihm nach, seinen Sieg genießend. Excellenz, dachte er wieder. Was fang' ich nun an, mit meinem neuen Glück? — — Wenn mir da jetzt ein wohlgerathener Sohn gegenüber säße; vielleicht auch schon ein Schwiegertöchterlein und ein Enkelchen . . . Er sah Niedau zurückkommen und dachte: Statt dessen hab' ich nur Niedau! — — Der Sekretär ging stumm und still wie ein Schatten durch das Zimmer, zum Schreibtisch, wo er seine Papiere zusammenraffte. Bist du verstimmt, mein Sohn? fragte Waldenburg. Empfindlicher, stolzer Abkömmling unseres emancipirten Jahrhunderts! — Wären noch die guten alten Zeiten, Fritz Niedau, so wärst du mein Sklave; ich würde dich ohne viel Höflichkeit ersuchen, mir die Schuhriemen aufzulösen, mir einen Schemel unter die Füße zu stellen; ich würde dich beim Ohr zupfen, und du würdest grinsen und mir dankbar die Hand küssen. Also murre nicht, mein Sohn; es geht dir noch viel zu gut! Und wenn du die Excellenz wärst und ich der kleine Fritz

Niedau, wie würdest du mich treten . . . Laß gut sein; ich kenne dich. Das ist das Naturgesetz. Du hättest mich gern unter deinen Füßen. — Gott sei Dank, es ist umgekehrt! — Und nun dank ich dir für den Hut. Der brave Hund kann gehn!

Niedau ging, die Papiere unter dem Arm, ohne Gegenrede. Erst als er an der Thür war, flüsterte er vor sich hin: Der brave Hund wird dich noch einmal in die Wade beißen . . .

Meinten Sie noch etwas? fragte Waldburg.

Nein, Excellenz, entgegnete Niedau und verschwand.

Waldburg nickte zufrieden vor sich hin, und wiederholte sich in Gedanken: „Nein, Excellenz“. Das ist der Gewinn, wenn wir auf der Schicksalsleiter höher steigen: der unter uns zurückbleibt, muß sich unter unsrer Laune krümmen und geschmeidig antworten: „es that nicht weh, Excellenz!“ — Eine unruhige, unbehagliche Empfindung machte wieder auf und fuhr ihm quer durch sein Hochgefühl. Was war bei Lana's geschehn? Wie kam dem Grafen dieser tolle Gedanke, Melanie's Papiere zu durchwühlen? — Gestern hatte Waldburg sie zehn Minuten allein gesehn; sie war zornig geworden, hatte ihn schwören lassen, ihr die versprochenen und vorenthaltenen Briefe heute noch zuzustellen . . . Was soll ich nun thun? dachte er. Sie kann mir schaden, wenn ich mein Wort nicht halte; andrerseits — wenn es bei Lana's so dramatisch zugeht, wo will sie mit den Briefen hin? Und wie kann ich sie jetzt in die Höhle des Löwen tragen? Das ist ja unmöglich! — Er rieb sich die Stirn, das Kinn; nach längerem Sinnen erschien ihm als das Beste, dieses gefährliche kleine Brief-Bündel für alle Fälle in seine Tasche zu stecken und dann je nach den Um-

ständen damit zu verfahren. Er trat an den verschlossenen Aufsatz über seinem Schreibtisch, öffnete und zog aus dem tiefsten Winkel ein japanisches Kästchen hervor, aus dem er die Briefe nahm. Sie waren alle klein und dünn; der bekannte Wohlgeruch hatte sie noch nicht ganz verlassen; ein violettes Bändchen war um sie geschlungen. Soll ich sie noch einmal lesen, eh' ich sie verliere? dachte er und öffnete schon das Band. Aber nein . . . Was ist mir heut die Vergangenheit. Hier steht „Cäsar und sein Glück!“ — Ja, ja, das Glück war mir immer hold — weil ich ihm so hold war. Jetzt sollte es ein Uebriges thun und gar persönlich hereintreten — in reizender, verführerischer, weiblicher Gestalt — aber nicht Melanie: in Marie von Tarnow's Gestalt — —

Sehnsüchtig, mit fast geschlossenen Augen, sah er in die Luft. Es ward an die Thür geklopft. Herein! rief er, wieder aufgeschreckt.

Vor Ueberraschung fiel ihm aber das Bändchen aus der Hand, das er noch zwischen den Fingern hielt. Fortuna trat wirklich ein, in Marie von Tarnow's Gestalt. Er konnte nicht zweifeln, sie war's; diese schlanke „Thushnelba“, deren räthselhafter Reiz ihm so auf der Seele und den Sinnen lag. In ihrer ganzen Hoheit, Jugend und Anmuth kam sie ihm entgegen; nur daß sie nicht blühend und lachend war, wie's dem „Glück“ geziemt, sondern ernst, tief ernst, und so blaß wie je. Auf ihren Schultern lag ein leichtes, zusammengeknüpftes Tuch, ihre Haare hatte der Wind, wie es schien, zerzaust, sie hingen zum Theil in die Stirn herein; in dieser Unordnung, die an ihr fremd war, und mit blassen, erregten Augen trat sie vor Waldburg hin.

Sie erstaunen wohl sehr, sagte sie sogleich; bitte, ver-

zeihen Sie — und hören sie mich freundlich an! Früher, als ich dachte, ist die Stunde gekommen, wo ich Ihre Theilnahme und — Freundschaft anrufe, Herr Geheimer Rath . . . Nein: Excellenz; Baron Lilburg hat uns gesagt — ich wünsche Ihnen Glück. — Indem sie eine Hand an den Kopf legte, als werde es ihr schwer, ihre Gedanken zu erfassen, setzte sie hinzu: Doch das ist es natürlich nicht, was mich zu Ihnen führt. Ihre Hilfe such' ich

Er unterbrach sie und lud sie ein, sich zu setzen; sie machte aber eine ungewisse Bewegung mit der Hand und blieb noch stehn. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, meine liebe Freundin, sagte er mit Würde. Was auch der Herr Wittekind Ihnen über mich gesagt haben mag — sie wollte reden; er lächelte und fuhr fort: ich will es gar nicht wissen — — glauben Sie mir, ich meine es Ihnen ausgezeichnet gut. Denken Sie getrost, ich wäre Ihr allerbestester Freund — Ihr Bruder — was Sie wollen — und setzen Sie sich zu mir!

Ich danke Ihnen, sagte sie zögernd, mit einem eigenthümlich forschenden Blick. Sie setzte sich auf einen Stuhl; er nahm einen andern und rückte zu ihr heran. Mit bewegter und leise zitternder Stimme begann sie wieder: Der — Mann, um den es sich handelt —

Ah, es handelt sich also doch um einen Mann!

Ja, erwiderte sie. Ich habe noch nicht den Muth, Ihnen zu sagen, wer er ist; erst wenn ich von Ihnen gehört habe — — Kurz, er steht mir nah. Ich hab' mich heute Morgen an das freundliche Wohlwollen des Grafen Lana gewendet, um es für — diesen Mann in Anspruch zu nehmen; der Graf hat auch sofort, in seiner Güte, Alles, Alles gethan, was ich wünschen konnte; er ist hingegangen

. . . Aber seitdem — — Was ist seitdem geschehn? Ich weiß es nicht. Irgend etwas Unglückseliges, Räthselhaftes . . . Der Graf will von diesem Andern plötzlich nichts mehr hören, er will mich nicht sehn, mir nicht Rede stehn; während der — Andre finster, verstört, verschlossen dasitzt — auf all meine Fragen keine Antwort giebt. War es ein Zusammenstoß zwischen den beiden Männern? Der Eine ist — herablassend und der Andre stolz . . . Aber, mein Gott, was thu' ich nun? Was soll nun geschehn? Dieser unglückliche Mann — für den Sie wohl etwas Theilnahme fühlen würden, wenn Sie Alles wüßten — er wirft wieder Glüd und Leben von sich, er will fort, er will ein Ende machen, er will mich nicht hören, nicht sehn. Und ich bin allein, ohne Rath und Hilfe. In meiner unaussprechlichen Noth komme ich zu Ihnen; — er weiß es nicht — soll es auch nicht wissen. Sie allein können ihm helfen, wenn zu helfen ist! Sie können ihn mit dem Grafen aussöhnen — wenn es möglich wäre — Sie können ihn vielleicht durch ein gutes Wort mit dem Leben aussöhnen — und sich mehr damit verdienen, als Sie in diesem Augenblick ahnen!

Ist das eine Verheißung? dachte Waldburg. Sie war aufgestanden und sah ihm in so sonderbarer Bewegung in die Augen. Er nahm sie sanft bei der Hand und erwiderte: Meine liebe, blasse Freundin, fassen Sie sich; setzen Sie sich wieder — er nöthigte sie zart auf ihren Sessel zurück — und vor allem glauben Sie nur: Alles wird wieder gut! — Sie haben Recht: „er weiß es nicht, soll es auch nicht wissen“; wir beide verbünden uns, um es wieder gut zu machen; und dann — wenn er nicht ein Undankbarer, ein Glenker ist — wird er es uns danken! „Das Leben von sich werfen“ — glauben Sie ihm das

nicht. Die Jugend verzagt so gern, und lebt so gern wieder auf. Oder wenn es ihm leicht wird, eine so schöne Freundin zu verlassen, um die man ihn beneidet — alle Wetter, so verdiente er eigentlich sein Schicksal! So sollte man ihm noch einen Cherub nachschicken, der diesen Adam aus dem Paradies hinausbegleitet — während die Eva drin bliebe und einen Andern nähme —

Nein, scherzen Sie nicht, fiel Marie ihm in die Rede. Es handelt sich nicht um die „Eva“ und um Liebesglück — nur um seine Seele, sein Leben!

Ah! sagte Waldburg mit geheimer Freude, und rückte näher hinzu. Wenn es sich also nicht um Adam und Eva handelt, so — so wollen wir ihn schon wieder guter Dinge machen, seien Sie ganz getrost. Ich nehme Alles auf mich; den Grafen und das Leben. Befehlen Sie, was ich thun soll: es wird geschehn. Mein einziger Lohn soll sein, daß ich auf diesen schönen blassen Wangen wieder Rosen sehe; daß ich Ihre Freundschaft gewinne — er nahm wieder ihre Hand — und den Reiz dieser geheimnißvollen Vertraulichkeit genieße, die das Schicksal so wunderbar wie ein goldenes Netz um uns beide spinnt. Vielleicht, fuhr er leiser fort, — vielleicht webt es uns auch noch zartere Fäden hinein, die noch fester knüpfen — obwohl sie so fein sind, daß die Welt sie nicht sieht —

Marie entzog ihm ihre Hand und stand auf. Excellenz! sagte sie, die Augen auf ihn geheftet. Mit wem red' ich denn?

Mit wem? fragte er zurück, indem er erregt und einschmeichelnd lächelte; auch er hatte sich erhoben. Mit einem Mann, der nicht bloß Excellenz ist, meine schöne Freundin! und der ein solches Gespräch mit einer so außer-

ordentlichen Frau nicht führen kann, ohne um die Ruhe zu kommen, die er sich vergebens zu erhalten sucht. Der Sie leider ohne Rettung anbetet — und auf Tod und Leben —

Marie unterbrach ihn jedoch, eh' er sein Bekenntniß ganz beenden konnte. Mit glühenden Wangen und mit bebenden Lippen, aber die Würde und Hoheit nicht verlierend, sagte sie: So wissen Sie nicht, mit wem Sie reden. Ich bin die Frau Ihres Sohns.

Waldburg taumelte fast zurück. Die große Gestalt begann in den Knieen zu schwanken; das gänzlich Unerwartete machte ihn fassungslos. Sie — — Eugens — —? stammelte er. Sie trat langsam zurück und nickte.

Sie täuschen mich! stieß er nach kurzem Schweigen hervor. Das ist —

Keine Lüge! fiel sie ihm ins Wort. Ich täusche die Menschen nicht! — Ihre Stimme zitterte noch eine Weile, allmählich warf sie ihm den Unwillen, die Empörung, die Verzweiflung mit leidenschaftlicher Stärke ins Gesicht, während sie weitersprach: Ja, die Frau Eugens . . . Ich war hergekommen, um es Ihnen zu sagen, wenn ich Ihr Herz — Ihr Vaterherz — gewedt hätte; wenn ich es vorbereitet, ausgehört, und Ihnen endlich aus meinem gequälten Herzen zugerufen hätte: „Der Mann, für den ich um Hilfe bitte, ist Ihr verlorener Sohn! Er hat Ihnen nicht vergeben, was Sie an ihm gethan haben, aber Sie, Sie müssen ihm vergeben; Sie müssen an seinem Herzen rütteln, ihn an Ihre Brust ziehen, bis er seinen Vater wiederfindet, und mit ihm das Leben!“ — Es war mein letzter Versuch, ihn zu retten; ich weiß keinen mehr. Ich hab' meine Pflicht gethan — Gott mag zwischen Ihnen und Ihrem Sohne richten!

Sie stürzte aus der Thür, über den Flur, und in die Nacht hinaus.

Marie! rief Waldburg mit zuerst Klangloser, dann gellender, schriller Stimme, Marie! hören Sie mich! Marie! und eilte ihr nach.





VII.

Die See war gegen Abend unruhiger geworden; die Brandung nahm zwar nicht zu, da der Wind von Süden wehte und das Meer vom Lande hinwegtrieb; aber auf dem seichteren Grund und auf den unsichtbaren Sandbänken stürzten die Wellen mit Getöse übereinander, und die gegen sie an heulende, zurückgepreßte Luft gab die hohen Töne zu dieser dumpfen Musik, mit der sich das langgezogene Säusen in den geschüttelten Buchenkronen mischte. Die Wolken hingen schon tief, von Zeit zu Zeit begannen sie zu tropfen, und große, gewichtige Wasserkügelchen fielen in den Sand oder auf die Blätter; zu einer wirklichen Entladung jedoch kam es an diesem Tage nicht. Die feuchte Luft blieb schwül. Ein einziger blasser Streifen am nördlichen Horizont, über dem Meer, erinnerte noch an den hinabgesunkenen Tag; sonst war überall schwärzlich graue Nacht. Zuweilen hörte man aus den nächsten Dörfern wachsame Hunde bellen; verstummten sie, so waren nur Wind und See zu hören, und das singende Klirren der Steine, die eine zurückfließende Brandungswelle wieder mit sich fortriß.

Eugen Dorfan kam — zum wievielten Male schon, hätt' er nicht sagen können — aus dem anstoßenden Wald

durch die „grüne Thür“ in seine Zimmer zurück; den Hut auf dem Kopf, langsam, finster brütend. In dem großen Walzzimmer brannte eine Lampe auf dem Tisch neben dem Sopha; eine Flasche Wein und ein Glas standen daneben, und ein Teller mit Gebäck. Die Vorhänge an den Fenstern waren herabgelassen; im Schlafzimmer nebenan kein Licht. Eugen ging noch einmal durch seinen „Käfig“ hin, und halb wieder zurück; dann aber blieb er stehn, lächelte und gähnte. So pendelte ich aus dem hellen Zimmer in den dunklen Wald, sagte er vor sich hin, um seine Stimme zu hören; und aus dem dunklen Wald in das helle Zimmer, — wie ein Nachtfalter, der aus und ein fliegt. . . . Die Unterhaltung ist mir am Ende doch zu geistlos — Er warf seinen Hut auf den Tisch und reckte sich; ich will mich einschließen, dachte er, und zu schlafen suchen; — morgen ist wieder ein Tag!

Als er die grüne Thür verschlossen hatte und zurückkam, fiel sein Blick auf die Flasche Wein; eine Weile sah er sie träumend und mit schwachem Bewußtsein an, bis er ihr zuwachte und näher trat. Alles Andere ist Unsinn, murmelte er. Schlafen werd' ich doch nicht. Aber mit dem Wein mir noch eine gute Stunde machen — das kann ich; mich in den Halbschlaf trinken, der die besten Gedanken und Phantasien hat. . . . Ja, das wollen wir thun! — Er schenkte ein und trank. Indeß er verzog das Gesicht; seine verwöhnte Zunge fand diesen Rothwein, den ihm Frau Temme geholt hatte, „verbrecherisch sauer“, „lieblos“. Dir müssen wir einen Kameraden geben! sagte er, indem er den Wein in seinem Glas ernst betrachtete; den „Busenfreund“ aus dem großen Gläschen, das der alte Eisbart so gern in die Salzsäure geworfen hätte. Aber wir haben es noch! und

nieder bis oben voll! — — Mit einer düstern, tollen Heiterkeit sah er auf das hauchige Fläschchen, nachdem er es hervorgeholt hatte: Edles Morphem! Wenn man dich nicht hätte! — Diesmal wollen wir dich als Trosthelfer in den Wein schütten . . . „Trosthelfer!“ Ein gutes Wort. Mir fällt also noch was ein. . . . Er goß aus dem Fläschchen ein wenig in das halbleere Glas. Alles auf einmal, dachte er, wäre freilich besser; — aber der Graf wird's schon machen! Nur noch bis morgen Geduld!

Mit einer raschen Bewegung hatte er ausgetrunken, warf sich nun auf das Sofa — wie er in seinem jungen Leben schon so oft gethan — und legte die beiden Hände, von den Qualen dieses Tages müde, unter den Kopf. Er war es gewohnt, mit sich selbst zu reden; er hörte seine Stimme gern, wenn er einsam war, berauschte sich gern an seinen gesprochenen Phantasien und erklingenden Gedanken. Ach, das Liegen thut wohl! sprach er vor sich hin, während eine verstohlene Thräne, von der er nichts wissen wollte, an der Wange hinabsickerte und sich im Bart verfing. Ueber das Liegen geht nichts! — Der Wein und der „Trosthelfer“ laufen so friedlich durch die Adern; die alte See rauscht in ihrem tiefen Bass, wie eine ferne Musik, von der man nichts, als den Brummbass hört; — und als „freier Mensch“ kann ich mir dabei denken, was ich will. Eine reizende Tanzmusik, irgendwo da hinten; in einem vergoldeten, säulengestragenen Saal, wenn ich will. Schöne Frauen, mit Blumen und Kolibris und Glühwürmchen im Haar, fangen an zu schweben; die schwachtenden Augen glühn und die Schultern leuchten — —

Er hörte ein leises Klopfen, und sein Traum war auf einmal fort. Halb aufgerichtet lag er und horchte. Wer

wollte noch so spät zu ihm? — Es klopfte wieder, gedämpft, vorsichtig, an der grünen Thür. Sollte Marie noch einmal — —? — Nein, nein! dachte er und sprang geängstigt auf. Ich will sie nicht mehr sehn! Diesen Engel nicht! Das ist aus; ich kann nicht!

Endlich klopfte es zum dritten Mal, und er sagte sich. Wie käme Marie durch die Gartenthür? Sie kannte sie ja nicht. Er ging leise hin und horchte. Dann, als er ein Rauschen wie von Frauenkleidern hörte, fragte er beklommen: Wer ist da?

Eugen! flüsterte die Stimme der Gräfin. Er erkannte sie. Ihn befiel ein Zittern. Sie wiederholte flehend: Eugen! Oeffnen Sie! — Oeffnen Sie schnell!

Wie Einer, der sich dem Schicksal unterwirft, hob er den zögernden Arm und drehte den Schlüssel herum. Melanie öffnete rasch die Thür und trat ein; Eugen erschraf über ihre verirrten und entstellten Züge, an denen einige Regentropfen hingen; das braune Haar klebte an den Schläfen. Sie holte erst Athem, dann sagte sie, während ihre Augen umhergingen: Gott sei Dank, Sie sind da! — Sind Sie allein?

Er nickte, widerwillig, verstört.

Ist die Thür da hinten, zum Vorplatz, verschlossen?

Ja, sagte er.

So verschließ' ich hier! — Sie schloß die Thür hinter sich zu. Durch die dunkle Nacht, sagte sie nach Athem ringend, bin ich hergelaufen. In meinem Schlafzimmer hatte er mich eingeschlossen; nachdem er deine Briefe an mich gefunden hatte . . . Er will mich gefangen halten . . . Den ganzen Nachmittag und Abend saß ich in Verzweiflung da; endlich bin ich aus dem Fenster gesprungen — es war

nicht hoch — mir ist nichts geschehn. Und nun bin ich bei dir. Du rettetest mich, Eugen! Aber schnell, eh' er mich vermißt, eh' sie mich verfolgen. Komm! laß uns fliehn!

Fliehn . . . Er hatte dieses Wort erwartet, so lange wie sie sprach; nun, da er es hörte, fuhr es ihm doch durch die Glieder. Sein Erschrecken zu verbergen suchend fragte er, indem er an ihr hinabsah: Wohin?

Jrgendwohin! Gleichviel —

Aber, Unglückliche . . . Ich kann ja nicht; ich darf nicht. Der Graf hat mein Wort, ich stehe ihm zur Verfügung —

Ich weiß, murmelte sie. Aber —

Nein, du weißt noch nicht. Er hat mich fordern lassen; alles ist abgemacht —

Wann?

Morgen früh.

Aber es handelt sich um mich, rief sie aus, — um meine Freiheit! Du mußt mich retten, Eugen; du bist mir mehr als dem Grafen schuldig; begreiffst du, fühlst du das nicht? Ich muß fliehen — und doch nicht ohne dich? — Findet er mich wieder, so giebt er mich nicht mehr frei . . . Nein, nein; er hat geschworen! Du kennst ihn nicht, er hält sein Wort: er vergräbt sich mit mir in irgend einem öden Waldschloß, sieht ruhig wie eine Statue zu, wie ich mich verzehre — wie jener italienische Graf — ich weiß seinen Namen nicht . . . Eugen! Rag' nicht so an der Lippe; komm, bring' mich, wohin du willst; du kannst mich nicht verlassen!

Nein, ich verlasse dich nicht, murmelte er, ohne sie anzusehn, wie seinem Geschick verfallen. Aber bis zum Morgen —

Du zögerst, unterbrach sie ihn, indem sie vergebens seine Augen suchte. Du wehrst dich. Ah! Du wolltest mir heute Morgen, wie es schien, ein Bekenntniß machen . . . Du liebst eine Andre?

Nein, nein.

Du wolltest — dich mir entziehen? mich —

Nein, nein, wiederholte er.

Wie könntest du auch, jetzt in meiner Noth . . . Was bin ich in der Welt ohne dich . . . Nun, so komm, so komm!

Sie hatten bisher leise gesprochen, in seiner Verzweiflung hob er jetzt die Stimme: Aber fühlst du denn nicht, daß ich so nicht fort kann? Vor diesem stolzen Grafen wie ein Feigling die Flucht ergreifen — ehrlos mein Wort brechen! — Verbirg dich heute Nacht — hier —

Sie schüttelte den Kopf.

Oder wo du kannst — morgen folg' ich dir — wenn er mich nicht tödtet!

Aber er wird dich tödten; er fehlt dich gewiß nicht, wenn er will — seine Hand ist sicher — und er will dich treffen. Eugen! Mein Geliebter! Lächle nicht so schrecklich; — ich sehe, du willst den Tod! — Wie deine Augen glühen —

Er lächelte wieder. Das ist nur das Morphem — Gift!

Nein; du irrst. Nur um dieses — wüßte Hirn etwas zu betäuben —

Eugen! rief sie fassungslos; die stolze Frau sank vor ihm zu Boden, umklammerte seine Kniee, griff nach seinen Händen. Verlaß mich nicht! Du mein Einziger! Ich kann nicht ohne dich leben; ich hab' mein ganzes Herz an dich

gehängt — ja, so wahr ich lebe. Ich gehe, wohin du gehst; ich lebe und sterbe mit dir. Ja, ja — du mein besseres Ich — du mein guter Dämon —

Er bewegte hastig den Kopf und sah ihr in die Augen: So hast du auch einen bösen Dämon —

Nein — ich sprach nur so. Ich hab' nur einen einzigen Dämon, dich, den guten. Brich dein Wort aus Liebe zu mir, und flieh heute Nacht! jetzt!

Bist du von Sinnen? sagte er rauh und machte sich von ihr los. Der „gute Dämon“ soll sein Wort brechen . . . Nein, lieber todt!

Nun gut, erwiderte sie rasch und stand auf; so war ich von Sinnen . . . Wenn du so wild die Augen rollst, gut, so laß' ich dich jetzt; halte du dein Wort. Es muß sein; ja, ja, ja! — Aber morgen, wenn du kannst — wenn mein inbrünstiges Gebet dich rettet — dann folgst du mir gewiß! — Er nickte stumm, wehrlos. — Ich gehe jetzt durch den Wald — ich habe Muth — bis zu dem Städtchen, weißt du, wo du diese Nacht warst; in demselben kleinen Gasthof bleib' ich — als hätt' ich mich verirrt, wäre müde, elend, könnte nicht mehr hierher zurück . . . Morgen kommst du dann! Meine ruhelosen Augen werden dich erwarten —

Ja, ja!

Schwöre mir, daß du kommst, wenn Gott dir hilft, wenn mein Gebet dich rettet — — schwör' es mir!

Ich schwör's, erwiderte er tonlos, mechanisch eine Hand hebend. Von der Thür des dritten, dunklen Zimmers her ward ein Klopfen vernehmbar; leise, schüchtern, wie es schien. Sie fuhren dennoch beide zusammen.

Melanie faßte sich zuerst; ihre kalte Hand auf die seine legend flüsterte sie: Jemand will zu dir. — Deffne erst wenn ich eine Weile fort bin . . . Sei ruhig; ich habe Muth. — — Und frage erst, wer es ist —

Er nickte. Das Klopfen wiederholte sich, bescheiden wie vorhin. Die Gräfin schloß die Walbthür auf, langsam und leise. Du findest doch den Gasthof, flüsterte sie, während sie die Thür schon mit den feinen, zitternden Fingern öffnete. Er bewegte nur stumm den Kopf. Mit einem letzten, flehenden und drohenden Blick hauchte sie ihm zu: Du hast geschworen! — Dann glitt ihre weiche Gestalt in die Nacht hinaus.

Die Thür schloß sich leise; Eugen hörte es, ohne hinzuschauen, er starrte in die andern Zimmer. Plötzliche Finsterniß ging ihm wie eine Welle über die Augen; es rieselte ihm kalt den Rücken hinab. Nun siehst du's, dachte er, als spräche er zu Marie: nun ist keine Rettung. So zwischen ihm und ihr — — eingeklemmt — o Gott! — — Eine gedämpfte weibliche Stimme schien da hinten am Schlüßelloch zu sprechen, als es zum dritten Mal klopfte; das mußte Frau Temme sein. Er ging durch die Zimmer — mechanisch, gedankenlos wie ein Verurtheilter in der letzten Stunde — und fragte an der dunklen Thür zum Vorplatz: Sind Sie's, Frau Temme?

Ich bin's, kam als Antwort. Eugen schloß auf, und die verkrümmte Alte schob sich in die Thür. Nehmen Sie's nur nicht übel, wenn ich nicht zu Paß komme, sagte ihre vertrocknete Stimme, indem sie ihn zutraulich anlächelte; eine Lampe, die auf dem Vorplatz brannte, beleuchtete das faltige, verschmigte Gesicht. Ich hätte noch ein Abendessen für Sie hergerichtet — und warte nun schon so lange damit —

Ich danke Ihnen, antwortete er. Es ist mir schon zu spät; ich will nicht mehr essen.

Ah! sagte sie bedauernd. Befehlen Sie sonst etwas?

Ich danke. Nichts. Gute Nacht.

Ihre neugierig vorgeschobene Unterlippe schien noch etwas fragen zu wollen, auch die Augen forschten; Eugen aber, auf einmal angewidert, schloß die Thür. Ihr „Gute Nacht“ erklang dann noch von draußen.

Er ging in das helle Zimmer zurück. Eine sonderbare Ruhe war über ihn gekommen; eine müde Stille. Um seine Brust legte sich dieses erlösende Gefühl, das leidenschaftlichen und schwachen Menschen nach gräßlicher Pein so wohl thut: vom Schicksal nun so umringt zu sein, daß kein Ausweg und keine Wahl mehr bleibt. Also abgemacht, dachte er. Sieh es ein, Marie. Kann ich denn noch leben? Lieb mich los; ich kann's nicht! — Wenn seine Kugel mich verschont, dann meinen Schwur halten und mit ihr davongehen — dir zur Schmach — ohne sie zu lieben . . . Nein. Das thu' ich nicht. In diesen Abgrund will ich nicht mehr sinken; ich kam tief genug! — Er zog das Fläschchen hervor, sah es prüfend an und nickte: Das reicht. Ein großes Glas voll; und die stärkste Lösung . . . Ich hab' ihr geschworen, daß ich kommen werde, „wenn Gott mir hilft, wenn ihr Gebet mich rettet“; — Gott wird mir nicht helfen, ihr Gebet mich nicht retten, wenn ich jetzt ein Ende mache, mit dem Tröster da . . . Dann war's keine Lüge; — wenigstens im „letzten Akt“ keine Lüge mehr! — Sie flieht dann allein . . . Und diesem blutdürstigen Grafen entzieh' ich ja sein Opfer nicht . . .

Aus dem geöffneten Fläschchen floß es in das breitgewölbte Glas; langsam füllte sich's bis an den Rand.

Eugen sah mit heißen, trüben Augen zu, erstaunt über seine Ruhe. Erst als ein plötzlicher Windstoß wie ein Seufzer an den Fenstern hinfuhr, ward ihm, als hörte er Rathi, und er fuhr zusammen; die kleine Gestalt schien aus dem Vorhang heraus vor ihn hin zu treten. Wie mag's ihr nun ergehen? dachte er, sich vom Vorhang abwendend. Dieses arme Ding — — Das war ein guter Schluß . . . Er suchte einen andern Gedanken; ein junger Amerikaner fiel ihm ein, mit dem er sich befreundet, der ihn so herzlich geliebt hatte; — mich hatten doch Manche lieb! sagte er vor sich hin. Als Der im Sterben lag, da versprach er mir: wenn es möglich sei, so wolle er mir nach seinem Tode erscheinen . . . Er ist nicht gekommen. — Kommst du jetzt vielleicht? in dieser bedenklichen Stunde — wo ich gern wüßte, was da drüben ist — wo ich in die ewige Nacht hinausfrage, was mich dort erwartet? — Alles still. — Du kommst nicht . . .

Er schüttelte einen Schauer ab; was hilft dieses feige Warten! dachte er. Sein muß es ja doch! — Mit dem letzten Entschluß seines Lebens streckte er die Hand aus, nahm das Glas und leerte es, ohne den Mund zu verziehen, bis zum letzten Tropfen. Es that ihm wohl, sich so stark zu sehn; er hatte ein Gefühl der Achtung . . . Er lächelte. Auf diesem Sopha, dachte er, will ich nun erwarten, was sie aus mir machen! — Nur in die dunklen Zimmer mochte er nicht sehn; er legte sich so, daß sein Gesicht auf die verhängten Fenster gerichtet war und auf das Lampenlicht. Die Hände über der Brust, versann er sich nach und nach in ferne Zeiten: er stand vor seiner todtten Mutter — die nicht so früh hätte sterben sollen — — dann sah er Marie, im Brautfranz. Sie lächelte ihn an. Ein schluchzender

Seufzer hob die Hände auf seiner Brust. Was soll das noch? stieß er flüsternd hervor. Laßt mich . . . Der Graf — dieser Graf — —

Seine Gedanken schossen durcheinander. Sein Kopf ward schwer; das Licht taumelte . . .

Waldenburg öffnete im dritten Zimmer die Thür, trat dann langsam ein; Marie folgte ihm. Sie gingen durch das Dunkel bis in das helle Gemach. Bleich wie die Wand, mit scheuen, suchenden Augen, flüsterte Waldenburg: Wo ist er? — Alles still!

Dort liegt er, sagte Marie und wies auf das Sopha.

Nun sah der Vater ihn auch. Eugen begann zu sprechen, aber wie aus dem Schlaf. Sie wollten näher treten, blieben stehn und horchten.

In deinem weißen Kleid! murmelte Eugen. Ach, vergieb mir, Marie! „Von Tarnow“ — so fing es an . . . Warum lächelst du? — Nein, du nicht; meine Mutter lächelt —

Er phantasiert, sagte Waldenburg bekümmert und verwundert. Ich — — ich will zu ihm gehn. Er trat zögernd näher; als er fast hinter seinem Kopfe stand, sagte er mit wirklicher Bewegung und unsicherer Stimme: Eugen! — Mein Sohn —!

Eugen horchte auf. Was ist das? stieß er unruhig aus seinem Halbtraum hervor und hob eine Hand. Meines Vaters Stimme? — Er starrte auf den Fenstervorhang; ja, ja! sagte er, die Stirn zusammenziehend, da seh' ich ihn, da steht er. — Weg! Ich will dich nicht sehn. Was soll das? Hab' ich dir nicht hundertmal gesagt, daß ich dich verwünsche, verfluche?

Waldenburg erbehte. Er warf einen Blick auf Marie;

dann versuchte er zu sprechen. Doch Eugen sprach weiter. Die Hand in der Luft schüttelnd sagte er heftiger: Ich gehe meinen Weg; laß mich jetzt allein. Dir verdank ich Alles! Du warst mein Fluch, so lange ich lebte! Du hast mich getödtet!

Wie von einem Schlag auf den Scheitel getroffen, knickte Waldburg ein und schwankte; er griff nach Mariens Hand, die in ahnendem Entsetzen erstarrte. Eugen! brachte er nach einer großen Anstrengung hervor. Eugen! Sag' das nicht — hör' mich an —

Eugen hörte ihn nicht; er ward unruhig und griff nach seiner Brust. Mir wird zu eng, stöhnte er. Keine Luft. Kein — — Was ist das, sagte er lauter, als erwachte er. Das ist das Sterben. Das ist Todesangst . . . Wer ist da! Wer hilft mir! Wer hilft mir!

Eugen! rief Marie. Waldburg beugte sich über ihn und stammelte: Kind! hier bin ich ja. Hier — dein Vater —

Der Unglückliche verwirrte sich wieder; nur von der Stimme oder dem Wort „Vater“ getroffen rief er geängstigt aus: Vater! Vater! Wo bist du? Warum hilfst du mir nicht? läßt mich so vergehn? — Er griff umher und erfaßte die Hand Mariens, die neben ihm am Sopha niedergefunken war. Er hielt sie fest; die Hand ist kalt, sagte er; das ist gut. Das kühlt . . . Seine Augen schlossen sich; er schien zu ermatten. Er flüsterte unhörbar; endlich seufzte er: Mir wird wieder leicht — und wohl . . . Sein Kopf sank zurück; laut und schwer ging aber noch sein Athem, und die zarten Rüstern schwellten sich und bebten.

Marie horchte, vor Erschütterung stumm; in sein Athmen hinein hörte sie jetzt Stimmen, draußen auf dem Vorplatz,

— die der Frau Lemme und noch eine zweite; dann kamen hallende Schritte durch die Zimmer. Graf Vana trat ein; das Gesicht geröthet, die Augen weit offen, so daß sie ganz weiß erschienen; in einer zitternden Erregung, die selbst in diesem Augenblick Marie überraschte. Ah! Sie sind hier, sagte er, als er den sich aufrichtenden Waldenburg erblickte. Ich — suche meine Frau. Ich will meine Frau. Ich will sie dem Entführer entreißen — und wenn ich ihn mit dieser Hand niederschlagen müßte . . . Da ist er!

Eugen hatte sich langsam aufgerichtet, während Graf Vana sprach; sein Bewußtsein schien wieder zu erwachen, er sah den Grafen mit unsicheren Blicken an. Wo haben Sie meine Frau? rief dieser so laut, daß Marie erbehte. Glen-der, ehrloser Mensch — der Sie mich zum zweiten Mal — — wo haben Sie meine Frau?

Waldenburg begriff auf einmal. Er starrte auf seinen Sohn. Das Gesicht Eugen's war hoffnungslos entgeistert; er schien zu verstehn und doch nicht zu fassen. Seine Lippen regten sich nicht. Excellenz, sagte Waldenburg endlich, mit heiserer Stimme, indem er zwischen Eugen und den Grafen trat. Das ist — mein Sohn. Ich bitte um Schonung für ihn —

Ihr Sohn? fragte der Graf betroffen. Ihr verlorener Sohn? — Nun, so werden Sie ihn auch nicht vertheidigen wollen . . . Er ging näher auf das Sopha zu und wiederholte: Wo ist meine Frau?

Entflohen, sagte Eugen langsam und erloschen.

Ohne Sie? — Täuschen Sie mich nicht. Ich bin nicht so von Sinnen, Ihnen das zu glauben. Geben Sie sie heraus — wo Sie sie versteckt haben — oder ich sehe in Ihnen keinen Menschen mehr — — Ich will meine Frau!

In seiner rasenden Wuth hob der Graf den Arm. Excellenz, sagte Waldburg, dem die Lippen bebten, — er ist krank. Er stirbt —

Der Graf fiel ihm ins Wort: Glauben Sie ihm das? Er lügt. Er heuchelt. Er will sich nur nicht vor meine Kugel stellen, weil er ein ehrloser Mensch und darum ein Feigling ist; er will wie ein Dieb bei Nacht mit meiner Frau davongehn. Darum heuchelt er jetzt am Abend diese Krankheit, während er am Morgen gesund war — Ihr verlorener Sohn — verfault bis ins Mark —

Eugen strebte empor, dem Grafen entgegen; er sank aber kraftlos zurück. Wie nach einem Vertheidiger seiner Ehre rufend stieß er nur noch hervor: Vater! Vater!

Dem erschütterten Waldburg rieselte es durchs Gebein. Er richtete sich auf; die kriechende Ehrerbietung war von ihm abgefallen, er sah auf den Grafen nieder, ein wilder, hochfahrender Ausdruck verhärtete sein geschmeidiges Gesicht. Sie sprechen von meinem Sohn, Excellenz, sagte er, das erste Zittern überwindend. Sie beschimpfen den Vater im Sohn . . . Seien Sie ruhig, Ihr Opfer wird Ihnen nicht entgehn: ich stehe für meinen Sohn. Ich werde statt seiner die Ehre haben, mich „vor Ihre Kugel zu stellen“, wenn er — — wenn er nicht können sollte . . . Jetzt, muß ich bitten — mit einer gebieterischen Bewegung hob er seine Stimme — jetzt lassen Sie Vater und Sohn allein!

Wie! So wagen Sie zum Grafen Lana zu reden — Sie zu mir —

Ja, ich zu Ihnen — für wen Sie sich auch halten!

Der Graf stand eine Weile, mit einer Hand am Aufschlag seines Rockes zerrend, als müsse er suchen, den Vor-

gang zu begreifen. Als er sich leidlich gefaßt hatte, trat er zurück und sagte, hochmüthig kalt: Gut. Ich nehm' es an: Sie oder Ihr Sohn. Meine Frau — — ich werde meine Frau zu finden wissen . . .

Er brach ab und ging. Waldburg sah ihm schweigend nach.

Ein Aufschrei Mariens, hinter ihm am Sopha, weckte Waldburg aus seinem Siegergefühl. Was ist —? fragte er, sich umwendend.

Marie hatte sich über Eugen geworfen; sie richtete sich langsam auf. Mit einem ruhigen, aber erschütternden Ton, daß seine Kniee schwankten, sagte sie: Excellenz, Ihr Sohn ist todt.





VIII.

Die Nacht war nicht lang, eine Julinacht. Sie ging schon dem Ende zu. Waldenburg saß noch immer im „letzten Haus“, im Sterbezimmer, neben seinem Sohn. Von hüben rauschte der Wald, und von drüben das Meer; in allen drei Zimmern brannten Kerzen, Eugen lag auf dem Sopha, so wie er entschlafen war, der ungetrunkene Wein stand noch auf dem Tisch. In einem Lehnstuhl neben dem Sopha wachte Marie; sie hatte die ganze Nacht kaum ein Wort gesprochen. Was sollten auch sie und Waldenburg mit einander sprechen? Ihre Augen vermieden ihn, halbe Stunden hielt sie sie geschlossen; nur ein tieferer, schwerer Athemzug verrieth ihm von Zeit zu Zeit, daß sie wachte wie er. Es ward ihm endlich kühl; er gähnte. Er stand schwerfällig auf und ging mit leisen, langsamen Schritten durch die Zimmer hin, um die Glieder zu regen; trat an eines der Fenster, die nach Norden blickten, öffnete es und sah, die Augen an das Dunkel gewöhnend, hinaus. Die Nacht lag noch tief, wie mit ausgebreiteten schwarzen Wolkenflügeln,

über dem farblosen Meer. Einzelne schrille Töne kamen durch die Brandung; sie tauchten bald hier, bald da aus dem Dunkel auf, es waren Stimmen von Wasservögeln, die in Schaaren, wie es schien, über die See dahinzogen, rufend, auch wie klagend. Was klagen die? dachte Waldburg. Diese verrückte, melancholische Natur, die so vielen ihrer Geschöpfe Klageklänge gegeben hat, Niemand weiß, warum; selbst die Raubvögel wimmern oft so kläglich in den Lüften; — und nun diese Möwen hier — oder was sie sein mögen — diese albernen, kindisch glücklichen Geschöpfe — warum thun sie so, als wär' ihnen was geschehn? — — Mir ist was geschehn; euch nicht. Eine verfluchte Nacht. Da liegt er; mein einziger Sohn. Und warum an Gift? Und warum vor meinen Augen? Hätt' er nicht, wenn es sein mußte, irgendwo da draußen — —

Ein Geräusch aus dem Sterbezimmer schreckte ihn auf; ein leises, unheimliches Geräusch, das mit seinen Nerven spielte, als hätte Er sich geregt, durch so unväterliche Gedanken geweckt — der „verlorene Sohn“. Diese Nacht ruinirt mich, dachte Waldburg; ich werde schon abergläubisch wie ein altes Weib. Wär' es nur erst Tag! — — Er gähnte und ging noch einmal durch die Zimmer zurück. Er kannte sie. Es war dasselbe lustige „letzte Haus“, in dem er so manche übermüthige Stunde und heitere Nächte verlebt hatte. Nun war wieder Nacht, — und da saß Marie. Die schöne Frau, nach der er geschmachtet hatte; — sie war nun wirklich eingeschlafen, wie es schien, ihr Athem ging still, ihr Kopf lag zurück, ein wenig auf der Seite, und die Lippen hatten sich sacht und schmal geöffnet. Die blonden, wundervollen Flechten waren aufgegangen, fielen ihr über die Schulter. Er stand vor ihr, lauschte auf ihr Athmen;

sie saß ihm so nah — so wehrlos — in der stillen Nacht — er hätte sie lieblosse können . . . Aber da lag ein tochter Mann, der sie bewachte; und dieser tochte Mann war sein Sohn.

Sein Sohn . . . Was für ein Sohn? Der ihn in seiner letzten Viertelstunde verflucht, ihm mit seiner giftbenetzten Zunge entgegengerufen hatte: Du hast mich getödtet! — Waldburg's Gesicht verzog sich; er warf einen Blick, fast wie Haß, seitwärts auf diesen Sohn. Nur daß die grünlich gelbe Blässe der stillen Wangen und der von Fliegen umsummten Stirn ihm doch wieder ans Herz griff; eine weiche Schwäche schüttelte ihn, mehrmals nach einander, ein lange erdrücktes Schluchzen öffnete ihm die Lippen. Wie wunderbar, wie unnatürlich, so ein tochter Kind zu haben und kein lebendiges mehr! So eine wohlgeformte Menschenblume, aus eigenem Samen gezogen; so viel Aehnliches, Gleiches, so geheimnißvoll schaurig räthselhaft in neue Form gegossen; und so eine kleine Welt einst von Hoffnungen, Entwürfen — und jetzt kaltes Wachs, das zerfallen wird. Eugen Waldburg todt! Waldburg Vater allein! — —

Die lange, zusammengesunkene Gestalt richtete sich auf. Was hilft das? dachte er. Wohin führt mich das? Ich darf nicht so weich werden, — jetzt nicht mehr: ich soll diesen Morgen um mein eigenes Leben kämpfen. Das Beste ist, wir nehmen jetzt Abschied, Waldburg Vater und Sohn; denn der Tag will kommen . . . Er trat an das Sopha, betrachtete noch einmal das ruhige, jugendliche, an die Mutter erinnernde Gesicht, das der Tod verklärt hatte. Ein feiner Kopf, dachte er; wie diese Nase geformt ist . . . Die wachsbleichen Hände lagen beide auf der Brust; Waldburg

burg nahm die eine, um sie noch zu drücken. Sie war aber so kalt, daß es ihn durchzuckte, und er ließ sie fallen. Er stand eine Weile fröstelnd und unentschlossen da; endlich scheuchte er eine Fliege fort, die das wehrlose Gesicht umkreiste, und beugte sich nieder, um die Stirn zu küssen. In dem Augenblick, als er sie berührte, kam durch das noch offene Fenster im letzten Zimmer wieder ein Klageruf aus der See herüber, eine Vogelstimme. Waldburg bebte zurück. Ein abergläubisches, unsinniges Gefühl entgeistete sein Gesicht. Ihm war, als hätte der Todte sich verfinstert. „Du hast mich getödtet!“ klang's ihm in den Ohren. „Du warst mein Fluch, so lange ich lebte“ . . . Er sah im Zimmer umher; — Marie schlief noch fort. Jetzt nahm er seinen Hut vom Tisch, ohne zurückzublicken, strich mit der Hand über seine Stirn, hüstelte leise in sein Taschentuch, und ging still hinaus.

Er ging am Wald entlang seinem Hause zu. Die Wolken hingen noch schwer und dunkel, aber der Morgen graute. Einige Tropfen fielen; der Wind kam kühl, mit feuchtem Blättergeruch, aus dem hohen Wald. Seinen Rock zuknöpfend gähnte er wieder, mit einem „öden und schnöden Gefühl“, wie er dachte, und athmete in langen Zügen. In seiner Wohnung war Licht. Niedau war noch auf, nach einer unruhigen Nacht; er hatte nach Waldburg's Befehl auf dem Arbeitstisch Papiere für ihn hergerichtet, — wobei er etwas gefunden hatte, das seine Neugier reizte: das geöffnete Päckchen, die Briefe der Gräfin Melanie. Sie waren liegen geblieben, als Waldburg so besinnungslos der Frau seines Sohnes nachstürzte. Um sich munter zu erhalten, und aus begreiflicher Wißbegierde, las Niedau eben den dritten dieser Briefe — so weit war er gekommen — als

er Waldburg's Schritte hörte. Mit einem raschen, geübten Griff raffte er die duftenden kleinen Blätter zusammen, steckte sie in seine Tasche, legte den Kopf auf die aufgestützten Arme und stellte sich, als ob er schlief.

Waldburg trat ein. Er ging langsam auf Niedau zu und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Der junge Mann erwachte kunstgerecht, mit einigen schlaftrunkenen Bewegungen, und sprang dann auf. Müssen Sie hier schlafen? sagte Waldburg rauh.

Ich bitte um Verzeihung, erwiderte Niedau. Ich hatte noch gar nicht geschlafen, als Sie mich an die — — ins letzte Haus holen ließen. Später mußte ich stundenlang umhergehen, um die Frau Gräfin zu suchen — nutzlos —

Waldburg unterbrach ihn: Ist wenigstens eine Botschaft von ihr an mich gekommen — hierher?

Nichts.

Ich vergesse, murmelte Waldburg vor sich hin: sie wußte ja nicht, daß Eugen — mein Sohn ist. — Er nahm den Hut vom Kopf und stellte ihn auf den Tisch, schloß die Augen und setzte sich.

Ich habe dann auf Sie gewartet, wie Sie befohlen hatten, begann Niedau wieder; und aus Uebermüdung bin ich endlich eingeschlafen.

Lassen Sie's; es ist schon gut. — Die Nacht ist aus; löschen Sie die Kerzen. — Mich friert.

Soll ich Ihren Ueberrock —?

Lassen Sie. Es ist nur von dem langen Wachen. Und von dem Gang durch die Morgenluft hierher . . .

Er versank wieder in seine grauen, frostigen Gedanken. Als er daraus erwachte und Niedau sah, der aufrecht im

Zimmer stand, fragte er unwirsch: Sind Sie immer noch da?

Sie hatten mich noch nicht entlassen, Excellenz —

Ich bin noch nicht Excellenz; lassen Sie das, bis Sie es im offiziellen Blatt gelesen haben. Das heißt — wir werden es nie darin lesen. In einer Stunde lieg' ich im Sand, oder im Gras, und kein Hahn kräht mehr nach der „Excellenz“. Sie können dann hingehn, Niedau, und bei der ersten Wiese da hinten am „breiten Wohlth“ über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachdenken —

Es wird nicht so kommen, Excellenz, warf Niedau ein. Alle Kugeln treffen ja nicht —

Die des Grafen gewiß! — Auch ist da sein Sekundant, der Baron Rautenberg, der den bösen Blick hat — junger Mann, schütteln Sie nicht so geistreich den Kopf; er hat ihn. So oft ich mit Dem zusammenkam, ging mir etwas übel aus! Als er gestern Abend spät in das „letzte Haus“ kam, um es abzureden, da fühlte ich gleich: der bringt mir meinen letzten Tag. — Meinen letzten Tag!

Verzeihen Sie, Excellenz, sagte Niedau mit scheinbarem Mitgefühl. Warum haben Sie das Duell nicht hinausgeschoben? bis nach der —

Beerdigung? Nein. Sie boten mir's an. Ich wollt's nicht. So lange die Ungewißheit, das Schwebende, Hängende — — für solche Folter dank' ich!

Niedau deutete auf den Schreibtisch: Ich habe die befohlenen Papiere hier zurechtgelegt —

Ja, ja; es ist gut.

Sie könnten vielleicht noch ein wenig ruhn —

Nein, es ist zu spät. Schweigen Sie doch mit Ihrer Rabenstimme; — ich werde bald lange ruhn . . . Ich

war nie ein Schütze; werd' irgend eine alte Buche treffen, oder den nächsten Kirchthurm, nur nicht den Herrn Grafen; der aber — der fehlt mich nicht! — — Er biß die Zähne zusammen; mit noch verhaltenem Ingrimm murmelte er in sich hinein: Es liegt eine Moral darin: ich, der ich seine Frau — —

Plötzlich brach er aus, mit lauter, schneidender Stimme: Höllisches, verdammtes Geschick! Er hat mich zur Excellenz gemacht, und nun schießt er mich todt. Er mich — dieses gräßliche Nichts . . . Da steht Fritz Riedau, dem wird nichts geschehn; der wird weiter leben, während ich unter die Erde muß; — Alle werden leben! Das Meer rollt so weiter, die Erde dreht sich, die Menschen sonnen sich, lachen, küssen, trinken, klettern auf der Glücksleiter, und das Gras wächst auf meinem Grab! Ich allein soll hinunter, der ich erst meinen halben Weg gemacht habe — der ich nun höher, immer höher wollte — — Das ist eine Infamie! — Du, der armselige Fritz Riedau, du Wicht sollst länger da sein, als ich; du — du — —

Riedau ward blaß; selbst seine dicken, dunkelrothen Lippen verloren ihre Farbe. In seinen gefährlichen Augen blitzte dann ein Funkeln auf; er senkte den Kopf, um es zu verbergen. Mit erzwungener Fassung sagte er kalt, während sich seine Fingernägel in das Innere seiner Hand drückten: Ich bedaure sehr, wenn meine unbedeutende Existenz Eurer Excellenz zuwider ist. Ich glaubte Ihnen wenigstens treu gedient zu haben —

Nun ja, nun ja, fiel Waldburg ein, hast mir treu gedient; kränke dich nicht, Fritz. Ich will dir verzeihn, fuhr er mit einem gemachten Lächeln fort, wenn du mich überlebst. Dir allein will ich es verzeihn! — — Was

wird nun aus dir, mein Sohn, wenn du übrig bleibst, wenn du mich verlierst?

Sie halten mich doch wohl für hilfloser, als ich bin, entgegnete Riedau steif und kalt. Sollte ich „übrig bleiben“, so würde ich mein armseliges Dasein als Sekretär des Barons Rautenberg fortsetzen —

Was? fuhr Waldburg auf. Dieses Rautenberg mit dem bösen Blick?

Ich fürchte mich nicht davor. Der Herr Baron, dem Sie früher die Gnade hatten so Gutes über mich zu sagen, hat mir neulich angeboten —

Ah! unterbrach ihn Waldburg, der vor Zorn und beleidigtem Stolz erröthete. Und du willst zu ihm?

Wenn ich „übrig bleibe“ —

Zu diesem Mann, der mein böses Schicksal ist? der heute dabeistehn wird —?

Ich wüßte nicht, daß er Ihnen je mit Absicht etwas zu Leide gethan hätte. Und Sie selbst haben mich ihm einmal warm empfohlen —

Das bedaur' ich sehr! sagte Waldburg scharf und hart. Das bedaur' ich sehr! — — Sie können in Ihrem Zimmer an Ihre Arbeiten gehn; ich brauche Sie nicht mehr, bis ich Sie rufe.

Riedau verneigte sich stumm und ging zur offenen Thür. Waldburg sah ihm nicht nach. Er fühlte, daß sein Gesicht sich vor Wuth verzerrte, und wollte es nicht zeigen. Eine Stuhllehne kam ihm in die Hand, die er schüttelte; — frecher Paria! dachte er. Du sagst mir ins Gesicht, daß du zu Dem da gehn willst — als wär' ich schon todt? Und durch meine Gnade soll es dir gut gehn, undankbarer Wicht, während ich verfaule? — Das duld'

ich nicht. Das wird nicht geschehn. Das vermau're ich dir . . .

Mit einem plötzlichen Entschluß trat er an den Schreibtisch; seine Lider hoben sich, seine Augen glühten. Er setzte sich, nahm ein leeres Blatt und begann zu schreiben.

Was will er? dachte Niedau, der hinter der Thür stehen geblieben war, den Oberkörper geschmeibig vorstreckte und mit den Raubthier-Augen spähte. Was hat er im Sinn? — Gegen mich —?

Waldburg's Hand war unruhig; nicht mit seiner gleichmäßigen, schönen Schrift, aber doch in deutlichen Zügen schrieb er, rasch, ohne nachzufinnen: „Verehrter Herr Baron! Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen eine Mittheilung zu machen, damit Sie mir nicht eines Tages vorwerfen können, ich hätte Sie getäuscht. Herr Niedau, mein Sekretär, den ich Ihnen einmal, für alle Fälle, mit Wärme empfohlen habe, und für den Sie sich zu interessiren schienen, hat sich leider nicht bewährt —“

Ein leises Geräusch hinter Waldburg, das ihm so gleich auf die überreizten Nerven ging, hielt seine Feder an. Er wendete sich um und sah Niedau, der auf den Zehen hereingeschlichen war, ihm über die Schulter geblickt und bei den letzten Worten, die er las, zwar einen Laut der Ueberaschung unterdrückt, aber eine unwillkürliche Bewegung gemacht hatte.

Was ist das? sagte Waldburg. Sie sind wieder da?

Ich bitte um Entschuldigung, erwiderte Niedau gefast. Ich hatte hier einige Papiere liegen lassen —

Gehn und kommen Sie denn immer so leise wie ein Gespenst?

Ich werde mich bemühen, sagte Niedau unterwürfig, mich darin endlich zu bessern —

Nun, so nehmen Sie die Papiere.

Niedau ergriff einige Blätter und Hefte, die auf dem Schreibtisch lagen, und ging schweigend hinaus. Diesen Streich wirfst du mir bezahlen; nur zu! dachte er und verschwand.

„Leider nicht bewährt,“ wiederholte Waldburg in Gedanken; darauf schrieb er fort: „Ich muß Alles zurücknehmen, was ich zu seinem Lobe sagte, und ihn seinem vermuthlich hoffnungslosen, aber nicht unverdienten Schicksal überlassen. Bei Gelegenheit mündlich Näheres“ . . . Er setzte noch die „Versicherung seiner verehrungsvollen Ergebenheit“ und seinen Namen hinzu, mit dem verschlungenen Schnörkel, den er zu machen pflegte; steckte das Blatt in ein Couvert und schrieb die Aufschrift an Baron Rautenberg. Ein zufriedenes Lächeln ging über seine Züge; nun, dachte er, und sollte ich ihm auch „mündlich“ nichts mehr sagen können — diesen Schuß ins Schwarze laß' ich doch noch zurück! — — Da ist er, der helle Tag. Nun heißt es also, sich mit Anstand zu diesem Schicksalsgang rüsten. . . . Gottverfluchter Tag! — — Auf die Briefe der Gräfin kommt's nun nicht mehr an; behalt' ich noch Zeit, werd' ich sie verbrennen. Aber von — ihr, von der Frau meines Sohnes, nahm ich keinen Abschied; ich schreib' ihr ein paar Zeilen. Als sie gestern Abend in meine Thür trat — „Fortuna“ in Person — da ahnte ich nicht, daß ich heute Morgen an Marie von Tarnow, die Wittwe von Eugen Waldburg — — Ja, wir sehenden Menschen sind die blindesten Wagnepferde des hoch daherkahrenden Geschicks!

Er schrieb ein zweites Billet, zog dann an einer Klingelschnur; ein junges Dienstmädchen erschien, das er bei seiner

Rückkehr geweckt hatte, damit sie ihm Kaffee mache. Sie brachte das Frühstück, mit scheuem, verschlafenem Gesicht. Lassen Sie diese beiden Briefe besorgen, sagte er kurz; nicht jetzt, aber — hernach. — Das Mädchen nahm sie und ging. Waldburg streckte sich, trank, und blies die Luft durch die Lippen: Und nun vogue la galère!





IX.

Die kaum geschlossene Thür öffnete sich wieder, Baron Tilburg erschien, über den hellen Sommeranzug einen leichten Ueberrock gezogen, ein Stöckchen in der Hand. Sehr ernsthaft, mit einer gewissen Feierlichkeit ging er auf Waldenburg zu und drückte ihm stumm die Hand. Ich weiß Alles, lieber Freund, sagte er darauf. Darum komme ich auch so früh. Die Nachricht von den Ereignissen des „letzten Hauses“ hat sich noch gestern Abend verbreitet . . . Was soll ich Ihnen sagen —

Nichts, antwortete Waldenburg.

Der Baron drückte ihm noch einmal die Hand: Gut, ich sage nichts! — — Auch von diesem unglückseligen Duell wandern schon Gerüchte; Frau Lemme soll gehorcht haben und so weiter; — kurz, Sie sehen, ich weiß es auch. Großer Gott! was muß man erleben! Sie und Graf Lana! Sie —

Waldenburg unterbrach ihn durch eine ungeduldige Geberde. Nein, nein, ich sage nichts, fuhr der Baron eilig fort, indem er nur seinen Stock zum Zeichen seiner Bekümmerniß gegen den Fußboden stieß. Ich hab' auch nur

gewagt, Sie in diesem — ernstern Moment zu überfallen, weil ich Ihnen sagen wollte, daß ich vom Grafen komme — Sie vom Grafen?

Ja. Ich bin eingeweiht, aber nicht Sekundant; darum kann ich Ihnen sagen, ohne indiscret zu sein: es ließ mir keine Ruhe, ich ging zu Lana's, Lana war schon fertig — wundervoll rasirt . . . Kurz, er sieht die Sache heute Morgen etwas ruhiger an — er wird Sie nicht tödten. Sie werden ja blaß, lieber Freund. Erschreckt Sie das? Doch wohl nicht. Oder macht die Freude Sie so — —

Erzählen Sie weiter, Mensch! sagte Waldburg aufgeregt.

Nun, er hat mir erklärt: da der Sohn gestorben, der Vater offenbar nicht mitschuldig sei, so liege die Sache nun anders; er fühle sich zwar von Ihnen beleidigt — auf wahrhaft unbegreifliche Weise beleidigt, sagte er — aber die natürliche Aufregung, in der Sie sich befanden — — kurz, Ihr Leben wolle er deswegen nicht. — Tilburg lächelte: Vielleicht einen kleinen Aberlaß; nun, der schadet ja nicht —

Was wünschen Sie? fragte Waldburg auf einmal, sich zur Seite wendend. Mit halbem Auge hatte er in der offenen Thür zum Nebenzimmer Riedau wieder erblickt, der schon eine Weile gespannt und mit offenem Munde horchte.

Riedau zeigte sofort sein gewohnheitsmäßiges, gutmüthiges Lächeln. Verzeihen Sie, Excellenz, sagte er im amtlichen Ton. Ich wollte mir erlauben, zu fragen, ob Sie noch schriftliche Dispositionen zu treffen wünschen —

Ich habe Ihnen gesagt, fuhr Waldburg ihn an, daß ich Sie nicht brauche. Gehen Sie! — Riedau zuckte die Achseln und ging.

„Dispositionen!“ dachte Waldenburg. Ah bah! Jetzt brauchen wir keine Dispositionen; das Schiff ist wieder flott — und der Sturm vorüber. „Cäsar und sein Glück!“ — Er legte seine Hand auf die des Barons, die im Handschuh steckte; ich danke Ihnen, lieber Freund! sagte er fast bewegt. Sie meinen es mir immer gut!

Tilburg erwiderte heiter: Etwas wollt' ich doch thun! — Mit tiefem Ernst setzte er dann hinzu: Ich gehe wieder zu Lana; dem ist schlecht zu Muth. Die Gräfin ist spurlos verschwunden —

Er brach ab, denn ein junger, lang aufgeschossener Kellner trat ein, grüßte sehr ehrerbietig, zögerte ein wenig, und ging dann auf Waldenburg zu. Zwei Herren gehn da unter den Bäumen auf und ab, sagte er; sie erwarten Sie, Herr Geheimer Rath.

Meine Sekundanten! dachte Waldenburg, nun in bester Laune.

Ich gehe also, sagte der Baron, nach einem flüchtigen Blick des Verständnisses. Indem er Waldenburg nochmals die Hand drückte, flüsterte er ihm zu: Sie haben Ihren Stern! — Auf glückliches Wiedersehen!

Waldenburg nickte lächelnd. Tilburg ging aus der Thür.

Der Kellner war stehen geblieben und griff nach seiner Brusttasche, kam aber mit leerer Hand wieder zurück. Was wollen Sie noch? fragte Waldenburg.

Es ist ein Billet gekommen, sagte der Jüngling verlegen; zugleich mit Wichtigkeit. Ein Mann hat es eben gebracht; für Sie; — ich soll es aber nur Ihnen selber geben —

Nun, ich bin ja ich selbst, so viel ich weiß. Also geben Sie her!

Der Kellner warf noch einen vorsichtigen Blick durch's Zimmer; dann entschloß er sich, den Brief aus seiner Tasche zu ziehen, und reichte ihn hin. Ohne Aufschrift, sagte Waldburg.

Ja; aber es wäre für den Herrn Geheimrath —

Waldburg sah auf seine Uhr; nun, sagte er, so suchen Sie die Herren da draußen, noch einen Moment zu warten! — Er öffnete das auf schlechtem Papier geschriebene Billet, während der Kellner ging; überrascht sah er: es war von Melanie. Die Schrift war offenbar in wilder Hast oder Aufregung auf's Papier geworfen, mit zitternder Hand; die Buchstaben, die Zeilen flossen in einander. Nicht ohne Anstrengung las er:

Wenn Sie dieses Blatt lesen, bin ich fort. Er war Ihr Sohn, ich weiß Alles; auch bis zu mir ist es heute Nacht gekommen . . . Ich kann meine Reise in das Dunkel, das Elend und die Schmach nicht antreten ohne ein letztes Wort an Sie, ohne Sie zu verwünschen: Sie haben mich einst auf diesen Weg gebracht — Gott weiß, wo er enden wird. Vater und Sohn . . . Das Schicksal war grausam gegen mich. Möge es Ihnen nicht allzu milde sein! — Ich kehre nie zurück. Melanie.

Langsam zerdrückte er das Blatt und starrte in die Luft. „Nicht ohne Sie zu verwünschen“ . . . Pfui, dachte er, abergläubisch beklommen und mit einer leisen Erschütterung kämpfend, — in diesem Augenblick, in dieser Schicksalsstunde so ein häßliches Wort! Es klingt so ein wenig wie die Posaune der Verdammniß! — — Er schüttelte sich, nahm dann seinen Hut und richtete sich auf. Vorwärts! sagte er zu sich. „Verwünschen“ . . . Ich hab' das Leben genossen, und die Gräfin hat's auch; nun ist ein Unglücks-

tag über sie gekommen — hab' ich den Kalender gemacht? — — Es giebt keine Vergeltung; nichts als Glück und Unglück. — Er steckte das Billet in die Tasche; ich werde die Gräfin bedauern, dachte er, wenn ich Zeit habe. Meine Sekundanten warten. „Cäsar und sein Glück!“

Er ging.

Riedau trat in die Thür, im Hute, neigte den Kopf und horchte. Ein böses Lächeln trennte seine Lippen und entblöhte seine großen, blinkenden Zähne; er hörte noch Schritte draußen, die sich entfernten, danach ward es still. Sie haben mich beim Abschied vergessen, Excellenz, sagte er hinter ihm her; aber ich Sie nicht. Wenn Sie sich einbilden, so ein getretener „Paria“ werde sich nicht rächen, so kennen Sie großer Menschenkenner uns doch wohl zu wenig! Sobald der Graf diese Briefe seiner Frau an Herrn von Waldburg lieft — und ich schicke sie ihm; da sind sie — dann wird er wohl über die Sache wieder anders denken; meinen Sie nicht? — Er hatte die verhängnißvollen Briefe in ein Couvert geschlossen und eine Aufschrift gemacht; sie in der Hand haltend, liebevoll behutsam, wie einen Schatz, ging er vor die Thür, in den grauen Morgen hinaus. Der Wind sauste und pfliff noch in den Bäumen; aber es regnete nicht. Die Herren waren verschwunden, offenbar in den Wald hinein. Josef, der lange junge Kellner, stand zwischen dem Haus und den Buchen und steckte seine spitze Nase in die Luft, in unbestimmter, neugieriger Aufregung, da er so ungewohnte Dinge vor sich gehen sah, und doch zu zaghaft oder zu pflichtgetreu — einem wohlerzogenen Hunde gleich — um hinterdrein zu laufen und diesen frühauftstehenden Herren in den Wald zu folgen.

Josef! rief Riedau ihn an. Der Junge kam zögernd. Sie wünschen? fragte er.

Nehmen Sie diesen Brief; und thun Sie genau, was ich Ihnen sage; Sie werden dann fürstlich belohnt. Sie kennen den Grafen Lana —

Der Kellner nickte, als verstünde sich das von selbst.

Dieser Brief ist für ihn; eine Sache von äußerster Wichtigkeit, verstehen Sie; wie hier geschrieben steht: „höchst dringlich, sofort zu lesen!“ Wenn der Graf noch im Hotel ist —

Nein, antwortete der Kellner; schon fort.

So laufen Sie ihm nach! Auf dem Waldweg da, bis zur ersten Wiese, bei dem kleinen Sumpffee; Sie wissen. Mit Ihren langen Beinen holen Sie ihn noch ein! „Sofort zu lesen!“ Verstehen Sie! — Marsch, marsch!

Der junge Mann sprang davon; glücklich, daß ihn ein Auftrag seiner Reugier nach und in das Geheimniß hinein jagte. Riedau ergöhte sich über seine Sprünge. Ihm selber saß der Hut tief in die Stirn, er schob ihn zurück; nervös an seinem Rock knöpfend murmelte er in den Bart: Ich denke, ich hab' was bei dir gelernt, Canaille. . Jetzt wird dieses „gräßliche Nichts“ wohl gut schießen, denk' ich!

Die Unruhe in seinem Kopf, seinen Gliedern wuchs; er hielt es endlich nicht mehr aus, so von fern zu warten; mit langen, immer längeren Schritten ging er hinterdrein. Der Weg war ihm bekannt; er führte fast gradeaus, durch ein Stück des Waldes, dann noch eine Strecke nahe am Saum, bis in einer schilfigen Wiese ein kleines Gewässer im fahlen Morgenlicht blinkte. Die Herren — er kannte sie alle — standen dort unter Buchen und Eichen, am Waldrand. Graf Lana war ein wenig zurückgeblieben; er hatte

Papiere in der Hand, die er eben zu lesen schien, während Josef sich mit gekrümmtem Rücken, wie in scheuer Unruhe, gegen das Meer zu entfernte. Niedau trat hinter einen starken Eichbaum, der ihn ganz verdeckte. Sein Herz schlug doch heftig, er spürte es in der Brust und am Hals. Er riß sich den Hut vom Kopf.

Der Graf schlug die Blätter auf einmal mit beiden Händen zusammen, daß durch die tiefe Morgenstille ein lauter Knall fuhr und dem horchenden Niedau in die Kniee ging. Seine Wimpern zuckten. Für eine Weile verlor er den Muth, um seinen Baum herum und durch das Gebüsch zu spähen. Als er sich ermannet hatte — wie bin ich noch jung! dachte er — sah er die breite Gestalt des Grafen schon mit festem, ruhigem Schritt (wenigstens schien es so) auf die Wiese zuschreiten. Dann sah er ihn bei den Andern. Die Herren stellten sich auf . . .

Eine verrückte Unruhe zog Niedau hin und her; er wünschte weit davon zu sein und wieder näher zu gehn — die Gesichter zu erkennen — Alles zu verstehen, zu fassen. Das Verlangen siegte. Ihn deckte das Unterholz, links von ihm, wenn er näher ging. Wie ein Raubthier, das im Walde seine Beute beschleicht, kam er langsam, behutsam vorwärts. Plötzlich blickte es auf. Es folgte ein Knall, der hell an die Ohren schlug. Niedau stand am Saum und sah die hohe Gestalt seines Herrn — er hatte sie eine Weile nicht mehr sehen können — lautlos zusammenbrechen.

Es überraschte ihn nicht. Er hatte es erwartet. Ein leichtes Zittern lief ihm nur bis zu den Zehen hinab.

Die Andern traten hinzu. Waldenburg lag still . . . Nein, er regte sich noch. Der Kopf erhob sich; ein Arm stützte sich noch auf. Das Gesicht, vom Tageslicht über-

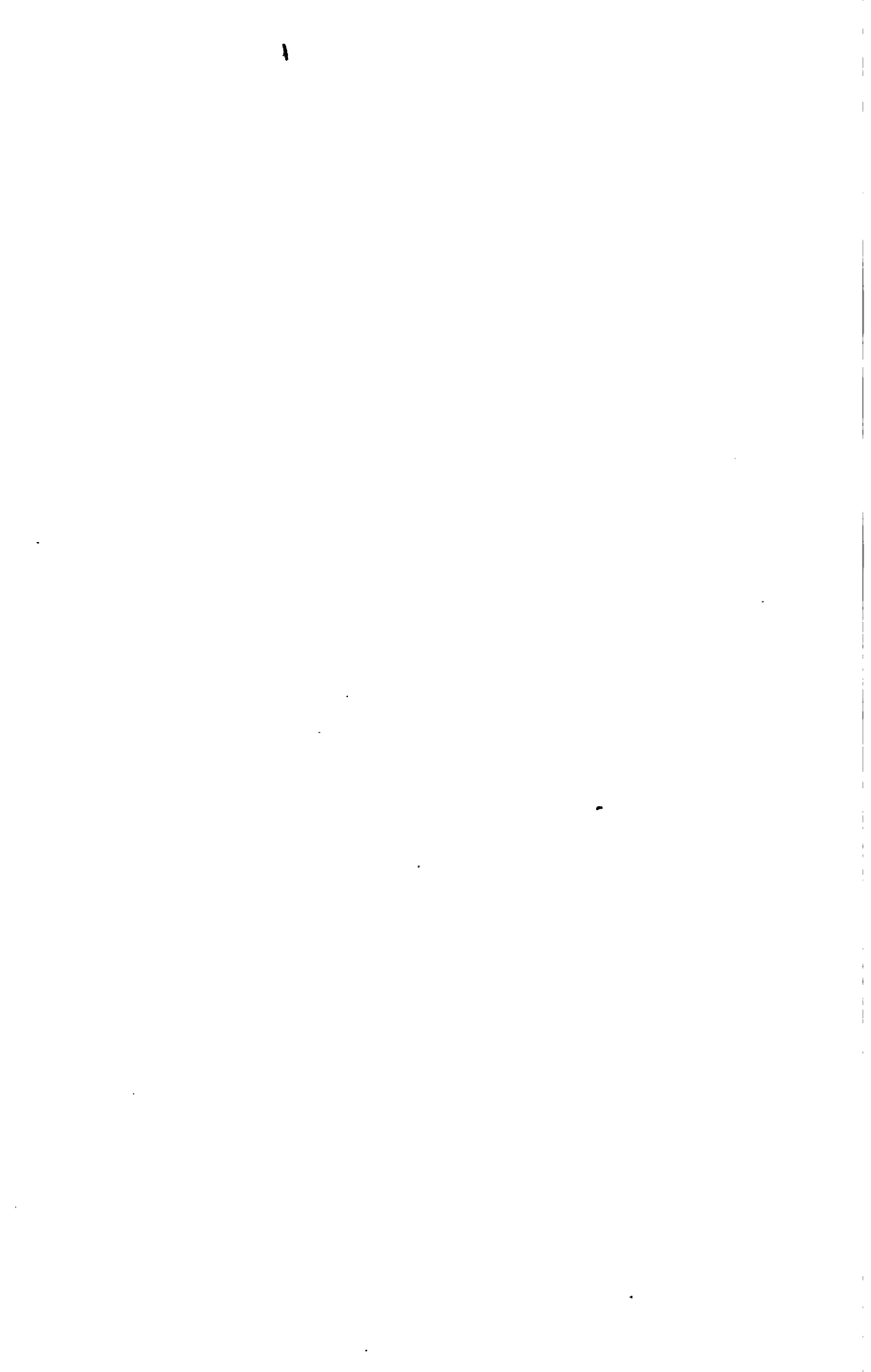
flossen, schien sich zu verzerren; eine sonderbar gedämpfte Stimme — durch die Entfernung gebrochen — kam zwischen den Lippen heraus. Ich komm' nicht mehr auf! glaubte Niedau zu hören. Es folgte noch ein grimmiger, knurrend gezogener Ton, der aber in das Röcheln des Todes überging. Nach einigen Minuten — oder nicht so lange — lag er stumm und regungslos da; ein Sonnenstrahl, der erste, der die Wolken trennte, lief ihm über das fahle Gesicht. Waldburg war todt.

Niedau's Augen hatten sich nicht von ihm abgewendet. Er wagte nicht näherzugehn, und sich nicht zu entfernen; aber ein ungewisses Lächeln der Befriedigung, mit einem schielenden Grauen gemischt, veränderte seine Züge. Seine Blässe schwand. Den dicken Mittelfinger der rechten Hand am Daumen hinunterschwellend, sagte er zwischen den Zähnen: Exest. — Ich hab' mich gerächt, „Excellenz“!



Driftes Buch.







I.

Zehn Monate waren seit jenem Juli-Morgen vergangen. Ueber den Gräbern von Waldburg und Sohn war der Winterschnee gefallen und wieder weggeschmolzen; der kalte Frühling des Jahres 1888 war in der zweiten Hälfte des Mai endlich warm geworden, und als Pfingsten heranrückte, wehten sommerliche Lüfte. Auch über die Salzburger Ebene wehten sie am Gebirge hin; das verspätete Grün entfaltete sich plötzlich, der Schnee auf den Bergen zog sich gegen die höchsten Rämme zurück. Ein unendlich erheiternder, goldiger Glanz hatte sich am letzten Tage vor Pfingsten ausgebreitet, die erste Hitze war mit ihm gekommen, die die Einen, nach Menschenart, schon zum Stöhnen und Klagen trieb, von den Andern als Entschädigung genossen und als Verheißung begrüßt ward. Wittekind fuhr mit seinem Sohn, auf der Bahn von München her, gegen Salzburg zu; der Untersberg wuchs mehr und mehr, in die blaue Luft ragend, ein letzter silberner Schimmer lag auf seinem Scheitel. Sie sahn ihn freudiger wieder, als sie ihn verlassen hatten: nicht die Trennung stand vor ihnen, sondern gemeinsame Festtage; eine frohe Erwartung belebte sie, und nur der Schatten

gewisser Erinnerungen zog ihnen aus dem Salzachthal entgegen und flog über den sonnigen Tag. Sah Wittekind dann aber auf Berthold, so blieb ihm nur die Freude; so wohl that ihm der Anblick seines aufgeblühten Jungen, den der lange Winter, wie es schien, gehärtet und gestählt hatte. Nicht nur der junge, kräuselnde Bart machte ihn männlicher; auch die Züge um Aug' und Mund waren reifer, charaktervoller geworden, die Farbe der Gesundheit hatte sich befestigt. Ein lebhaftes, freies Lächeln verklärte und verschönerte ihn, so oft er vom Fenster ausblickte und die geliebte Nähe seines Vaters fühlte. In den hellen Augen spielte freilich noch gern dieser weiche Glanz, aus dem der Schwärmer hervorsah; aber warum sollte er auch nicht! dachte Wittekind. Ist er nicht noch so jung? Soll er nicht mehr irren? Und sollte nicht Jeder von uns ein wenig von diesem Glanz bis zum Tod behalten?

Auf dem Münchener Bahnhof hatten Vater und Sohn sich diesen Morgen beim Wiedersehn umarmt; gegen Mittag hatten sie sich aufgemacht, um Saltner's Einladung zu folgen und die Pfingsttage bei ihm zuzubringen, in seiner „Einsiedelei“, die die Schicksale des vorigen Jahres so unerwartet bevölkert hatten. Es war ihnen beiden wunderbar genug, daß sie dort sowohl die braune Kathi, als die Wittwe Eugen's wiedersehen sollten; und sie wurden um so stiller, je näher der Walbrüden des Kapuzinerbergs herankam, der den bescheiden hingestreckten Mönchsberg überragte. Berthold war mehr romantisch erregt, Wittekind beflommen. Er suchte sich ruhig und gelassen vorzustellen, wie er die schwergeprüfte Frau in diesem ihrem Asyl nun wohl finden möchte; mit der Gelassenheit jedoch wollte es nicht gehn. In sein „altes Herz“, wie er es zu nennen suchte, schienen die Weillüste

Hineinzumehen; es kam auch etwas wie Meerluft dazu, ein Sauch von jenem Mittag, an dem er Marie von Tarnow bei den hohen Buchen wiedergesehen hatte. Wie wenig ahnte er damals, was ihm die nächsten Tage in Bliß und Donner enthüllten: Eugen Dorjay ihr Mann, Waldburg ihr „Schwiegervater“ — es klang ihm wie Blasphemie — und dann Beide ins Grab gemäht. . . .

Sie fuhren an der Vorstadt Mülln vorbei, darauf über die Salzach, wo damals Kathi den Tod suchte und Berthold ihr nachsprang; endlich kam der Bahnhof, und sie sahen eine mächtige Gestalt, mit weißem Bart, die mit dem Taschentuch winkte. Als sie ausstiegen, stand Saltner schon an ihrem Wagen; er umarmte sie beide, küßte sie auf die Wangen, klopfte dann Berthold auf die Schulter und lächelte Wittekind an. Der Alte war nicht verändert, ebenso aufrecht wie früher, die Bewegungen noch jugendlich rasch; nur schien das hagere Gesicht nicht so tief gebräunt. Sie sind also willkommen! sagte er kurz. Das wissen Sie. Lebensarten machen wir nicht. Nur noch Eins: wir sind gute Freunde, und das wollen wir bleiben; darum — volle Freiheit. Sie leben in meinem Haus, wie es Ihnen gefällt. Ich will des Teufels sein, wenn ich Sie genire; Freiheit über Alles. Sie werden ja auch dem alten „Einsiedler“ seine kleinen Unarten gönnen. Und nun fahren wir ab!

Er drückte Beiden noch einmal die Hand, ihnen herzlich zuneidend; darauf ging er voran, zum Wagen, der unten auf dem Platz auf sie wartete. Wie damals von Grödig rollten sie mit einander im offenen Gefährt dahin; am Schloß Mirabell, an der alten Brücke vorbei, dann in die Vorstadt Stein, die sich am Fuß des Kapuzinerbergs hinzieht. Gleich werden wir's haben, sagte Saltner im Fahren, mehrmals

nach einander. Und dann werden wir sie ja sehn, unsre liebe Frau Marie . . . Von außen wie eine Blume; da fehlt nichts. Was das Inwendige betrifft — nun, Sie werden ja sehn. Dem kleinen Ding, der Kathi, geht's besser als der Marie. Die siebzehn, achtzehn Jahre! — Ich hab' das dumme Ding nicht wieder herausgegeben, und hab' recht gehabt. Da hat sie Niemand gestört, und Alles ist gut verarzt und geheilt, als verstünde es sich von selbst. Sie hilft meiner alten Haushälterin, die ein rechtes Brack ist, schafft fleißig, fühlt, daß sie was nützlich ist — und sieht schon wieder so aus, wie dieser Sommertag. Nun, Sie, lieber Herr Wittekind — oder ohne „Herr“: lieber Freund — Sie haben heute auch ein anderes Gesicht als damals im Juli, als wir uns am Meer trafen; als meine Marie mir telegraphirt hatte: „Eugen ist todt; kommen Sie, wenn Sie können“ — und ich komme angefahren und finde noch Einen todt, den Vater! — Hol' mich der Teufel, Sie hatten damals auch so ein hippokratisches Gesicht; wie vom Blitz getroffen. Jetzt sind Sie wieder jung und roth. Das da ist mein Haus!

Sie hielten vor einem steingrauen, nicht großen, unregelmäßigen Gebäude, das an der Straße stand; eine alte Frau, die Haushälterin, kam hüftelnd aus der Thür, die Gäste mit angenehmer, zutraulicher Höflichkeit zu begrüßen. Darauf stürzte ein kleiner, halberwachsener Diener hervor, um sich des Reisegepäcks zu bemächtigen und es mit einem unnöthigen Aufwand von Kraft und Eile in das Haus zu tragen. Drinnen empfing sie eine erfrischende Kühle; die junge Sommergluth war in die dicken Mauern noch nicht eingedrungen, obwohl das Haus gegen Südwesten und recht am Fuß des Kapuzinerberges stand. Rückwärts stieg aber

noch ein baum- und schattenreicher Garten in mehreren Terrassen und Vorsprüngen ziemlich hoch hinauf, bis er die alte Mauer erreichte, die den Berg vor Zeiten zu einer Festung machte. Allerlei Fußwege schlängelten sich in ihm empor und nach rechts und links; sonnige und gedeckte Ruheplätze, Zelte, Tische und Bänke schauten hier und da aus dem zart leuchtenden Frühlingsgrün hervor, jedes ein Luginsland, das von seiner erhöhten Lage auf die Stadt, die Zitabelle und in die Ferne blickte.

Saltner hatte im Haus sogleich Wittekind's Arm ergriffen und zog ihn mit seiner unwiderstehlichen sanften Gewalt in diesen Garten hinaus; hernach, sagte er, mögen die Herren sich schön machen und Reifestaub abspülen, so viel sie wollen, erst aber begrüßen wir unsre liebe Frau! — Wittekind, dem das Herz schlug, nickte, sie stiegen in der warmen, sinkenden Sonne bergauf, Berthold hinter ihnen. Auf einmal raschelte es seitwärts im Gebüsch; sie sahen hin und bemerkten zwischen den noch dünn belaubten Zweigen ein junges, wangenrothes Gesicht, in dem ein paar feurige braune Augen bligten. Die Kathi! flüsterte Berthold. Als das Mädchen sich beobachtet sah, schien es noch mehr zu erröthen und wandte sich ab, sodaß nur noch eine der gebräunten Wangen sichtbar blieb. Darauf trat sie sacht zurück, zog einen Zipfel ihres schwarzen Kopftuchs vor ihr Gesicht und huschte hinter den Bäumen davon.

Ein dummes Ding, murmelte der Alte; aber besser so, als dreist. Sie schämt sich. Lassen wir sie jetzt. Das Mäuslein kommt schon wieder. — Bitte, leise. Da sitzt sie!

Er meinte Marie, die noch etwas höher, unter einem Schuttdach in Gestalt eines riesigen grauen Sonnenschirms, auf einem Gartenstuhl saß. Ein Buch lag auf ihrem

Schooß; sie las aber nicht, sondern blickte nach Salzburg hinüber. Wittekind sah von unten in die groß aufgeschlagenen, beschatteten Augen hinein, die ihm noch nie so erstaunlich und bedeutend, so wunderbar gewölbt und in ihrer tiefen Höhle wie die wirklichen Weltfühler und Lichtgebilde der Seele erschienen waren. Es ward ihm aber nicht wohl, diese schönen Sterne so fremd und unweltlich in den verklärten Tag hinausdämmern zu sehn, mit einer ruhigen, starren Müdigkeit, die den jungen und lustgebräunten Wangen, der Frische und Reinheit der Farben widersprach. Die Gestalt war nicht voller geworden, auch nicht abgemagert; das Antlitz hatte an Jugend nicht verloren und an Schönheit gewonnen, wie sein Gefühl ihm sagte; es war aber so lebensstill, so wittwenhaft, daß sein Herz sich zusammenzog und er die Arme sinken ließ und stehn blieb, als habe es keinen Zweck mehr, zu ihr hinaufzugehn.

Wir müssen doch guten Tag sagen, flüsterte Saltner endlich. Er nahm wieder Wittekind's Arm und zog ihn weiter. Das Geräusch der Schritte weckte die träumende junge Frau; als die Männer herankamen, war sie aufgestanden und begrüßte sie mit einem herzlichen, frohen Nicken, in dem von jener Müdigkeit und Starrheit nichts mehr zu spüren war. Ihre Hand war freilich kühl, als sie die des beklommenen Wittekind ergriff. Eine Weile hielt dieser sie fest, er wußte nicht warum, und betrachtete die große, charaktervolle, edel geformte Hand, in der die Adern so zart bläulich schimmerten. Es ist lange her, sagte er nur; die Worte kamen ihm so schwer und als eine überflüssig nichtige Form über die Lippen. Sie nickte, und entzog ihm sanft die Hand, um sie auch Berthold zu geben. Der Bart, die

erhöhte Männlichkeit des Jünglings schien sie zu verwundern; sie blieb aber still. Zulezt nickte sie dem Alten zu, mit dem guten, einverstandenen Blick eines Kindes, das den Vater begrüßt.

Wollen Sie sich nicht setzen? fragte endlich ihre klangvolle, doch etwas matte Stimme.

Wozu? dachte Wittekind. Er ließ sich jedoch auf einen der Stühle nieder, die um den ihren herumstanden, und betrachtete das Bild, auf das vorhin ihre Augen sich gerichtet hatten. Die Thürme und Kuppeln der Stadt stiegen, von allerlei Sonnenlicht glänzend, aus dem Schatten der Gassen auf, die sich an die braune Wand des Mönchsbergs legten und an deren steinerne Unbeweglichkeit die graue Salzach so eilig vorüberströmte. Lichter und Schatten wechselten herrlich an der hohen Festung, die den Saltnerschen Terrassen grade gegenüber lag; hinter ihr silberte der Gipfel des Untersbergs, der „Salzburger hohe Thron“. Glocken begannen in der Stadt zu läuten; nicht in so tiefem Ton, wie ihn Wittekind aus seiner Heimath gewöhnt war und jetzt so gerne gehört hätte. Sie waren hell, heiter, klangen fast wie die Einleitung zu einem Fest zusammen. Freilich, das Pfingstfest! dachte er. Ist es denn nicht ein Fest? Und das fröhlichste? Das Frühlingsfest?

Er wandte den Kopf nach Marie. Sie lächelte wieder, als sie es bemerkte. Indessen er fühlte wohl, daß es erzwungen war. In Der war kein Frühling. Nun fiel ihm auch Saltner ins Auge, der neben ihr aufrecht stand; der Alte hatte den Kopf gegen die Brust sinken lassen, als würde er ihm zu schwer, und zog an seinem langen Bart, daß ihm einige der festen Haare zwischen den Fingern blieben. Ja es schien, als fiele ihm ein Tropfen auf die Hand; seine

Augen waren durch die gewaltigen Brauen verdeckt, die sich tief hinabgezogen hatten.

Dennoch mochte er empfinden, daß er beobachtet ward; er legte plötzlich eine seiner braunen Hände auf Berthold's Schulter, wandte sich mit ihm ab, indem er ihn sacht herumdrehte, und einige Worte murmelnd führte er ihn nach der andern Seite der Terrasse. Dort blieben die Beiden stehn, bald in eifrigem, halblautem Gespräch. Wittekind sah sich allein mit Marie. Ein erstes, unsicheres Gefühl von Freude ging ihm durch die Brust.

Haben Sie die Kathi schon gesehen? fragte die junge Frau, nachdem sie stumm die Lippen bewegt und ein suchendes Zögern überwunden hatte.

So zu sagen, gesehen, antwortete Wittekind. Sie stand hinter einem Gebüsch — und lief wieder fort.

Sie begreifen, sagte Marie, vor sich niederblickend, daß es im Anfang — nicht leicht für mich war, dieses Mädchen täglich zu sehn; in Einem Hause mit ihr. Denn Herr von Saltner hatte mir nicht verhehlt — — Sie brach ab. Nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: Er stellte mir anheim, ob er sie wieder zur „Gemse“ hinaufschicken solle. Nein; das wollt' ich nicht. Da hätte sie bei ihren Leuten keine guten Tage gehabt — hätte nicht so wunderbar gedeihen und genesen können, wie bei diesem göttlichen — — wie bei Herrn von Saltner. So ist sie geblieben, und ich — — ich hab's ausgehalten. Ich näherte mich ihr; da ging's. Hab' mich mit ihr beschäftigt, sie dies und das gelehrt; und dazu das Mitleid . . . Nun bin ich ganz zufrieden, daß sie da ist; hab' sie lieb, und hoffe, es geht ihr gut!

Wie sich doch immer zeigt, entgegnete Wittekind, daß „gut sein“ und „weise sein“ eigentlich dasselbe ist.

Ach, sagen Sie nicht, ich sei gut, antwortete sie, den Kopf langsam schüttelnd. Ich bin ein Stein, weiter nichts. — — Wissen Sie denn das? Lana's sind geschieden!

Wer ist geschieden? fragte Wittelkind; er hatte den Namen überhört, in seine Gedanken versunken.

Graf Lana und die Gräfin. Ich hatte gedacht, der Graf werde sich nie dazu verstehen . . . Aber man sagt — wie die Baronin Tilburg mir schrieb — er habe Papiere gefunden oder bekommen, mit so furchtbaren Dingen, daß ihm seitdem davor graue, die Gräfin wiederzusehn. Der Himmel mag wissen, wie sich das verhält; aber wahr ist: er hat sich nie mehr bemüht, sie wieder aufzufinden. Und nun sind sie geschieden . . .

Und wo lebt die Gräfin?

In Venedig, hör' ich. Es soll ihr gar elend gehn; ihre blühende Gesundheit zerrüttet; wenige Menschen, die sich ihrer annehmen. Der Graf meidet die große Welt, lebt auf seinen Gütern.

Ich würd' ihn noch mehr bedauern, sagte Wittelkind mit einem ernsthaften Lächeln, trieb' er es umgekehrt! Denn auf „meinen Gütern“ und ohne die große Welt leb' ich auch. — — Freilich —

Er verstummte.

Freilich —? fragte sie und blickte ihn wieder an.

Reden wir nicht von mir, erwiderte er; es ist besser. Kurz, ich lebe noch — und habe gelebt.

Daheim? fragte sie. Als wir uns damals noch einmal gesehen hatten — nach Waldburg's Tod — Sie kamen mit Herrn von Saltner zugleich —

Ja, ja! murmelte er. Auf die Nachricht hin — —

Marie fuhr fort: Haben Sie seitdem beständig auf Ihrem Landgut gelebt?

O ja. Wo denn sonst? — Nur ein paar Wochen in meiner Vaterstadt und in Berlin — um einzusehn, daß die „große Welt“ mir diesmal nicht viel nütze. Da ging ich nach Haus. Hab' gearbeitet, geschafft, studirt, vom Morgen bis zur Nacht: das thut immer gut, auch wenn man's nicht glauben will. Zu Weihnachten kam mein Frühling, mein Verthold —

Und wie geht es dem? — Wie dieser werdende Bart ihm steht! — Marie lächelte, nachdem sie bei Wittelkind's Neben die Lippen in stiller Wehmuth bewegt hatte.

Er nickte. Er wird noch ein Mann werden, hoff' ich! — Mit seiner Wissenschaft liegt er freilich noch im Streit; er will etwas Anderes — und weiß nicht, was es ist. Ein wunderliches Gefühl, das mit anzusehn. Aber ich habe Geduld —

O haben Sie nur Geduld! fiel Marie ihm ins Wort, indem sie plötzlich die Stimme hob, die bis dahin nur so gedämpft, so müde gesprochen hatte. Sie, ein so glücklicher Vater — — vergessen Sie das nie. Wie fühlt' ich das schon damals — auf der „Hedwigsruhe“ — so ein Vater und so ein Sohn — —

Sie konnte nicht weiterprechen, oder wollte nicht. Der Athem schien ihr zu stocken. Langsam stand sie auf.

Wittelkind schwieg. Es ward eine lange Stille. Sie wandte endlich den Kopf zu ihm; ihr Blick wollte ihm offenbar für dieses Schweigen danken. Sie ließ nun auch die Thränen sehn, die ihr groß und still in den Augen standen; bis sie die linke Hand erhob und die beiden Tropfen mit einem leise hingleitenden Finger abschöpfte.

Das ist so gut, sagte sie fast flüsternd, daß ich nun

solche Thränen um ihn weinen kann! — — Um Eugen, setzte sie hinzu.

Das ist der segnende Tod, erwiderte er und nickte. Sie haben die Thränen vergessen, die seine — menschliche Schwachheit Ihnen sonst wohl auspreßte, und weinen nur noch um das Edle in ihm. — Ja, ja, der Tod ist stark! fuhr er bewegter fort. Er füllt die Abgründe und trägt Berge weg — er löscht die großen Feuer des Zorns und des Hasses aus, bläst die verglimmende Liebe aus der Asche — und wie er den Großen klein macht, macht er den Kleinen groß. Ihr ruheloser Todter hat nun seinen Frieden, in Ihrem verklärenden Gedächtniß hat er seinen Tempel; — geht es ihm nicht gut?

Sie schwieg. Dann aber sagte sie, ohne aufzublicken: Ich danke Ihnen. Sie vergolden mir seinen Tod. — — Wie das Gras nun wächst über alledem . . . Die Welt, die so schnell vergift, weiß von ihm nichts mehr; von seinem Vater erzählt man sich wohl noch zuweilen, daß der Graf Lana ihn erschoss und mit einer fürstlichen — Begnadigung dafür büßte; übers Jahr wird auch das wohl vergessen sein. Dann erinnern sich nur noch die Lilburg's und Ihresgleichen, daß der Geheimerath Waldenburg ein so bezaubernder Gesellschafter und goldener Nebner war, der die Menschen so wunderbar zu gewinnen wußte —

Nun, sie haben Recht! fiel Wittekind ein. Er gewann die Menschen — so wie der Teufel Seelen gewinnt. Er kam mir wie eine Spinne vor, die ich einmal sah, als ich in jungem Wald ging: die Spinne schwebte und kroch an ihren Fäden in der Luft, ein häßlicher Klumpen mit den langen, dünnen, raubgierigen Beinen, aber von rückwärts schien die Sonne an ihr hin und scheinbar durch sie hin-

durch, die Beine glänzten wie das reinste Gold, auch der Leib war ringsum vergolbet; kein Thier konnte märchenhafter und reizender sein. So eine goldene Spinne war auch Waldburg. — Warum ihn der Graf erschoss, und nicht er den Grafen, das mag Zufall heißen; aber ich glaube, Waldburg fand einen gerechten Tod!

Er starb doch für seinen Sohn, sagte Marie leise.

Nun ja, es fügte sich so. Hätt' es sich anders gefügt, er hätte vielleicht wie ein zweiter Catilina an seinem Sohn gehandelt —

Wie meinen Sie das? fragte sie.

Ich erinnere mich noch vom Gymnasium her — wir lasen den Sallust. Man sagt dem Catilina nach, daß eine schöne Römerin, die er um jeden Preis besitzen und zu seinem Weib machen wollte, diese Ehre ausschlug, weil er einen schon erwachsenen Sohn hatte: darauf tödtete er diesen Sohn. — Verzeihen Sie; der Vergleich mißfällt Ihnen, wie ich sehe. Ich sage auch nicht, daß Waldburg ein Catilina war; ein Genußmensch war er, kein Verschwörer, kein Italiener mit Dold und Gift. Er hätte vielleicht nicht den Muth gehabt . . . Aber er war schlecht; glauben Sie mir das. Und auch das war diabolisch an ihm, daß Die, mit denen er sprach, in der Regel schlechter von ihm fortgingen, als sie gekommen waren; daß sein kaltes Herz und sein blendender Geist wie schleichendes Gift auf die Menschen wirkten, und von der ägenden Säure dieser goldenen Spinne etwas mit hinausging!

Marie sah Wittkind an. Sie hatte wieder den milden, guten Blick für ihn, mit dem sie ihn damals an der Ostfee bis ins Herz erwärmt hatte. Bei Ihnen ist's umgekehrt, sagte sie dann in halb verhaltener Bewegung.

Wieso umgekehrt?

Sie sind wie Saltner . . . Warum soll ich es nicht sagen. Sie haben die himmlische Eigenschaft, daß die Menschen in Ihrer Gegenwart stets besser werden, statt schlechter; — ich hab's an mir selbst gespürt.

Wittkeind stand so betroffen da, daß er weder etwas erwidern, noch sich regen konnte. Eine heiße Freude stieg ihm ins Gesicht.

Darum werden Sie wohl auch selten so vernichtend urtheilen, fuhr sie fort, wie jetzt über Waldburg. Denn bei all Ihrer Menschenkenntniß werden Ihnen die Menschen selten so niedrig und erbärmlich vorkommen, wie sie wirklich sind: vor Ihnen giebt jeder sein Bestes, denk' ich, auch ohne daß er es weiß oder daß er's will!

Ich glaube, Sie irren doch, antwortete er lächelnd, obwohl es ihm noch große Mühe kostete, sich zu fassen. Die Erbärmlichkeit macht es Einem zu schwer, sie nicht zu durchschaun! — — Aber was sagen Sie mir da, theure gnädige Frau. Wie hab' ich gehofft, daß Sie mir ein so beglückendes Wort — — Wie hat mir ein Mensch so ein gutes, erhebendes Wort gesagt. Warum thun Sie das? — Das ist gefährlich. Ich bin ja ein Mensch; eitel sind wir alle. Und ich hab' Sie in diesem einsamen Winter ja doch nicht vergessen . . . Sehen Sie, auf einmal steh' ich nun wie in hellem Feuer; die Hoffnungen — die begrabenen — — Frau Marie!

Er trat einen Schritt auf sie zu, eine Hand auf der Brust. In seinen klaren blauen Augen war plötzlich eine Flamme aufgegangen, die sie noch nie darin gesehen hatte, die sie jetzt erschreckte. Sie war aufgestanden und streckte unwillkürlich wie zur Abwehr die Hände aus. Nein, nein!

U O P N

rief sie aus, doch die Stimme sogleich wieder dämpfend; ich beschwöre Sie um Alles, sprechen Sie nicht weiter; thun Sie mir nicht so weh. „Hoffnungen“ . . . Ich bin ja todt; ich will vom Leben nichts mehr; was ich Ihnen da gesagt habe, das hab' ich wie aus dem Grab gesagt. Verzeihen Sie mir's, wenn es gefährlich war . . . Ach, das dacht' ich ja nicht!

Warum sind Sie „todt“? fragte er; ihr mittheilerregender Anblick gab ihm eine Art von Ruhe wieder.

Fragen Sie noch, warum? — Eine Frau, die so geirrt und die das erlebt hat — ist deren Leben nicht aus? Sagen Sie mir nichts; ich weiß, wie es ist; laßt mich, wie ich bin! Ich thue ja nichts, ich nehme mir das Leben nicht, ich trage ja mein Schicksal; aber aus der Welt bin ich heraus — nicht nur aus der Tilburg'schen, in der ich es nicht mehr aushielt — nein, aus Eurer auch. Ich bin in den „Wald“ gegangen, wie es Saltner nennt. Laßt mich da in Frieden! Stört mich nicht mehr auf!

Eine fieberhafte Röthe stand ihr auf den Wangen; ihre Arme zitterten. Die innere, eingeschlossene Leidenschaft entlud sich, und um so erschütternder, da die Stimme sich wenig hob — damit kein Andern sie hörte — und die schöne Gestalt sich fast nicht bewegte. Wittelkind stand ebenso versteinert da; sein Herz war auf einmal still und hoffnungslos geworden.

Und Sie glauben nicht, murmelte er nach einem Schweigen, dem er gern ein Ende machen wollte, daß Sie wieder jung werden? daß es anders wird?

Nie, nie, nie! gab sie ihm zur Antwort. Er und ich sind todt!





II.

Haltner kam mit Berthold zurück; sie waren bis zur alten Festungsmauer hinaufgestiegen und wieder zum Haus hinunter; jetzt fanden sie sich wieder ein, noch in ihr Gespräch vertieft. Der Alte schien die Erregung der Beiden nicht zu bemerken; er legte einen Arm auf Berthold's Schulter und sagte mit seinem herzhaften Lächeln: Der junge Herr da beichtet mir schöne Sachen! Ich hab' ihm erzählt, daß sich ein braver Mann gefunden hat, ein Salzburger, der die Kathi zur Frau möchte, und daß mir scheint, beinah möcht' sie ihn auch; darauf gesteht er mir — Ihr Berthold — seit dem vorigen Sommer hat er von seinem „Wechsel“ jeden Tag etwas abgespart, „um doch was zu thun“, und will das dumme Mädel damit aussteuern helfen. Es ist schon eine ganz annehmbare Summe; denn sein Wechsel, wie er sagt, ist „gut“. Und sein Sparsystem offenbar auch. Der junge Herr wollte mich verpflichten, nichts davon zu sagen; aber auf so nichtswürdige Heimlichkeiten laß' ich mich nicht ein!

Er sagte dies mit drolliger Schelmerei, während Berthold wie ein ertrappter Uebelthäter dastand und seine Schulter

wegzog. Marie betrachtete den Jüngling mit gerührtem Staunen. Ich wußte nichts davon, erwiderte Wittekind. So hat dieser junge Mensch doch immer Geheimnisse vor mir! — Nun, wenn es einmal so steht, so will ich meinen Sohn nicht im Stiche lassen; ich lege ebenso viel dazu, damit die Summe rund wird.

Sie pfuschen mir da in mein Amt als Pflege-Onkel hinein, entgegnete Saltner, der seinen Bart in die Höhe strich; — aber darüber reden wir noch. Jetzt muß ich die Herren vor Allem in ihre Zimmer führen. Es will Abend werden. Auf was für Ideen so ein junger Buddha kommt; was thut der bei uns in Europa und in unserer Zeit. In seinem Alter verbrauchte ich meinen „Wechsel“ anders . . . Aber gehn wir, lieber Freund!

Er nahm wieder Wittekind's Arm, nachdem er Marie mit einem forschenden Seitenblick gestreift hatte, und stieg die Treppe hinab. Berthold blieb noch zurück; der Alte beachtete es nicht, es schien ihm lieb zu sein, mit dem Vater allein davonzugehn. Sie kamen schweigend ins Haus, und dort die Treppe hinauf, denn die Fremdenzimmer lagen im ersten Stock. Saltner öffnete eine Thür, und sogleich sah Wittekind durch die offenen Fenster den alten Untersberg vor sich, der wie eine Festung aufstieg und seinen Abend-schatten über das ebene Land herüberwarf. An ein Fenster tretend suchte er sich dieses Anblicks und der schönen Nähe und Ferne zu freuen, so gut er es jetzt vermochte. Er drückte dem Alten stumm die Hand; denn er sprach nicht gern. Saltner brummte nur etwas, lächelte ihm zu und schwieg.

Ich werde Sie also jetzt allein lassen, sagte dieser endlich, indem er in's Zimmer zurücktrat, und Sie werden,

wie wir Deutschen sagen, „Toilette machen“. Ja, da haben Sie also Ihren Untersberg . . . Was unsre Frau Marie betrifft, so wissen Sie nun, glaub' ich, wie es steht. Nicht gut!

Nein, nicht gut, murmelte Wittkeind.

Nun, dann waschen Sie sich. — Oder wär' es Ihnen gleich, wenn ich mich unterdessen in den Lehnstuhl würfe und — spräche noch ein paar Worte mit Ihnen über diese Frau? — Genir' ich Sie, so wissen Sie ja, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, und werfen mich hinaus.

Nein, ich — werfe Sie nicht hinaus, sagte Wittkeind, mühsam lächelnd. Während ich mich ein wenig abspüle, würde ich gern mit Ihnen reden! — Er fühlte eine Pein und doch ein Verlangen, über Marie zu sprechen, Dies und Das zu fragen. Der Alte, mit dem es ähnlich zu stehen schien, sank sofort in einen bequemen, niedrigen Polsterstuhl, auf dem man sich fast ausstrecken konnte, und stieß einen Seufzer aus.

Ja, ja, diese Frauen! fing er an, während Wittkeind seinen Koffer aufschloß. Sehn Sie, diese Marie . . . Das ist der Unterschied: die kleine Sünderin, die Kathi, ist schon ganz getröstet und hat nichts dagegen, mit einem wackeren Mann zum Altar zu gehn; — nun, sein Schade wird's wohl auch nicht sein. Marie von Tarnow aber, ein schuldlöser Engel — dafür leg' ich beide Hände ins Feuer — eine Frau, die nur das Verbrechen begangen hat, unglücklich zu wählen, die findet nicht wieder in die Welt zurück. Ihr Stolz ist gebrochen, ihre Würde und Ehre hin: so sieht sie es an. Daß sie diesen Eugen Dorsey zum Mann nehmen konnte, das hält sie für eine Schuld, die nicht zu sühnen ist . . . Nicht wahr, Sie geniren sich nicht, und plättchern. Da ist Seife, Alles . . . Und ich alter Mann, dem sie gut

ist, den sie ihren Vater nennt, muß dem Ding so zusehn, wie ein Haubenstod, kann ihr nicht helfen, kann das Ding nicht ändern; — das ist auch ein höllischer Spaß, ein dummer — hol' ihn der Teufel!

Wie lebt sie denn? fragte Witterkind, immer abgewandt.

Wie sie lebt? — Nun, wie lebt sie denn? Wie die reine Vernunft! Wirthschaftet im Haus, im Garten; führt für mich die Bücher; ist viel in der Luft. Geht stundenlang spazieren, mit mir oder allein; — aber sie geht nicht, sie rennt! Wie von bösen Geistern getrieben rennt sie grad aus, oder bergan; so rastlos und so rasch, daß ich langer Kerl kaum mitkomme — und Sie wissen wohl noch, ich bin gut zu Fuß. Als wollte sie sich selber weglaufen; aber ja, das könn' Einer! Sieht sie dann zu Hause am Klavier oder bei einem Buch, so ist's aus: drei Töne, eine Seite, dann sinkt der Kopf auf die Brust, oder sie starrt in die Luft, wie von Stein, und denkt an — — Gott weiß es!

Ich begreife wohl, murmelte Witterkind.

Zerstreuen . . . Man sollte sie zerstreuen . . . Nicht wahr, das denken Sie auch. Aber ich alter Einsiedler, wie fing' ich das an; — und dann, sie will ja auch nicht. Da kam mir endlich ein ganz verteuftelt prächtiger Gedanke: ihr vorlesen! Denn aus ihrer Kinderzeit wußte ich, das hat sie gern. Ich nahm ihr also das Buch vom Schooß, das sie hatte fallen lassen, und las. Und sie hörte zu. O ja; das ging an. Damit hatt' ich sie! — Das ist so eine eigene Freude, ihre aufmerkamen Augen zu sehn — nicht wahr, Die hat Augen! — wenn ein Buch sie fesselt, und ein guter Vortrag — — Aber da hapert's. Das ist wieder der Teufel: Vortrag hab' ich nicht. Ich schmettre das nur so heraus, wie eine alte Trompete. Und wenn's im Buch

lyrisch oder „stimmungsvoll“ oder rührend wird und ich in meinem Drang und Eifer, es recht gut zu machen, mich zusammennehme und zu säuseln suche — dann fängt sie an zu lächeln. Ich kann's nicht. Sehn Sie — Ihr Vertheilich kann's! Der hat die junge, weiche Stimme — die richtige Musik — und, wie soll ich sagen: das Säuseln im Gemüth. Der wär' der Rechte; hab's ihm auch gesagt. Und gleich fing er Feuer . . . Der kann's!

Witteskind lächelte; aus Vaterfreude. Wie ich ihn beneide, mußte er dann denken. Er hatte nur leise mit den Händen im Wasser gespielt, während Saltner sprach; es rührte ihn, daß der Alte nicht länger hatte warten können, sein Herz zu lüften. Verstoßen schaute er ihn an, wie er am Fenster saß; es fielen noch schräge Sonnenstrahlen aus Nordwest herein und durchglühten den silbernen Bart, der ihm auf die Brust hing. Wie ein alter Ritter saß er in diesem altdeutsch eingerichteten, halbhoch getäfelten, mit schweren, dunkel gebeizten Möbeln ernst und einfach ausgestattet, übrigens etwas niedrigen Gemach. Die alte Festung draußen auf der umwallten Höhe, die malerische, kirchenreiche Stadt, die Berge, Alles stimmte zu dieser ritterlichen Greisengestalt und dem erzfarbenen, sorgenvollen, sonderbar geheimnißvoll träumenden Gesicht.

Nun, was denken Sie jetzt? fragte Saltner, als er Witteskind's Blicke wahrnahm. Sie denken wohl: wie diese junge Frau dem alten „Einsiedler“ zu schaffen macht. Ja, ja, fuhr er mit einem hilflosen Lächeln fort, ich hab's gut getroffen! Erst geht mir die Kathi ins Wasser, und ich muß den kleinen Spaß hier wieder ans feste Land gewöhnen; dann schneit mir eine junge Wittve als Pflgetochter ins Haus. Familienvater, Seelenarzt, Erzieher — Alles, was

Sie wollen. Nicht wahr, das dachten Sie nicht — und ich auch nicht — als ich Ihnen beim Beitzl-Bruch von den alten Indiern und vom „Wald“ erzählte, daß es so weltlich mit mir enden würde. Ein „Wald“ voll Menschen; Hausorgen und kein Ende! — — Thut aber nichts. Nur zu, nur zu! Ich hab's ja gewollt!

Der Alte stand auf — Wittekind, mit der „Toilette“ fertig, war wieder ans Fenster gegangen — und durchmaß das Zimmer. Als er in der andern Ecke angekommen war, bremte er sich langsam und sagte: Uebrigens werd' ich mich doch vor Ihnen nicht verstellen? Das wär' doch zu dumm. Wegen dieser Pflgetochter, der Marie, hab' ich Sie hergebeten . . . Das heißt, alle Wetter, verstehn Sie mich nicht falsch: ich hab Sie sehr lieb, es macht mich, Ulrich Saltner, glücklich, daß Sie mich besuchen; aber so was man den Anlaß nennt, das ist die Marie. Denn ich allein — was kann ich? Ein einsamer Mensch, der es Noth hat, oft allein zu sein; der — — und so weiter. Für Sie aber hat diese Frau ein herzliches, hochachtendes, beinahe verehrendes Gefühl; so manches Ihrer Worte hat sie sich gemerkt, sucht danach zu leben — so weit man das noch Leben nennen kann, was diese Weltwittib treibt. Kurz, ich sehe, Sie stehn ihr hoch. Freund, das will viel sagen: denn wie oft haben Sie sie denn überhaupt gesehen? Also haben Sie nun auch eine Pflicht! Wirken Sie auf die Frau! Nehmen Sie ihre arme Seele bei der Hand und führen sie aus der Unterwelt ins Leben zurück!

Ich? sagte Wittekind und konnte nicht umhin, bitter zu lächeln. Daß ich ihr zum Orpheus tauge, — Herr, das glaub' ich nicht. Und wenn auch — was kann man in einer Woche?

In einer Woche wollen Sie wieder fort? Papperlapapp! Daraus wird nichts!

Wittekind setzte sich auf das Fensterbrett und sah mit äußerer Ruhe auf den lebhaften Alten, der auf seiner Zimmerwanderung wieder stehn geblieben war und die Arme so eifrig schwenkte, daß sie fast an die Decke stießen. Diese Frau Marie liegt Ihnen sehr am Herzen, sagte er, auf das Andre nicht antwortend.

Ja doch; wie ein Kind! — Sie wissen ja nicht, wie ich zu ihr gekommen bin, warum sie mir so im Herzen sitzt — — sollen's aber wissen. Das gehört sich so; wenn ich will, daß Sie mir helfen, muß ich auch vor Ihnen mein bißchen Heimlichkeit austramen. Hab' ohnehin immer das Gefühl: dem Mann sag' ich Alles; hatt' es gleich in der ersten Stunde — wahrhaftig — damals am Weill-Bruch! Es giebt solche Menschen, vor denen das Herz gleich sein Thürl aufmacht; — nicht viele! aber es giebt deren! — — Der Alte legte die Hände auf den Rücken und fing wieder an, hin und her zu gehn; im langsamen Gehn fuhr er fort: Also diese Marie war ein kleines Ding, so etwa zwei Jahre alt; und ich hart an fünfzig, aber leider Gottes noch voll Feuer und Blut — —

Da muß ich Ihnen aber doch erst sagen, unterbrach er sich und stand still, wie ich bis an die Fünfzig hingekommen war . . . Oder interessiert Sie das nicht?

Mich interessiert Alles, antwortete Wittekind herzlich, was Sie mir von sich sagen wollen. Ihr Vertrauen thut mir so gut!

Saltner nickte ihm zu, mit gesenkten Brauen, setzte sich darauf langsam wieder in Bewegung. Die Hände auf dem Rücken, wie zuvor, räusperte er sich laut, murmelte etwas

und begann mit halber Stimme: Es war nämlich bei meiner Geburt schon etwas verfehlt, muß ich Ihnen sagen; ich kam nicht ganz ordnungsmäßig auf die Welt — und hab's zeitlebens gespürt. Mein Vater war ein großer Herr, ein Fürst; meine Mutter ein Bürgerkind. Nach der Mutter heiß' ich . . . Nun, sie sind beide lange, lange todt. Wie solche Väter sind: der hohe Herr nahm sich meiner an, und ließ mich doch in meinem Nest am Erdboden; so gab das nicht Fisch, nicht Fleisch — und mich jungen Laffen zog's in meiner Zwiespältigkeit immer hin und her. Bald fielte es mich, daß ich doch eigentlich zu den „Allerobersten“ gehörte; dann warf ich mich wieder bürgerstolz in die Brust und dachte: ignorirt mich nur, ich ignorire euch auch, ich veracht' euch, ich brauch' euch nicht! — Da war nun aber doch das Ritterblut in mir; mein Vater, ein heißblütiger Herr voll Schneid', Saft und Mark, ein Waidmann, ein Reiter, ein Held im Krieg und auch bei den Frauen, der hatte mir eine tüchtige Portion davon mitgegeben, und das werd' Einer nun los, wenn's in seine bürgerliche Haut nicht paßt! Lieber Freund, ich hab's versucht, Handwerksmann zu werden; dann lief ich davon, ward Soldat, ward auch Offizier — auf dem „Kriegspfad“ nämlich, in Galizien, Anno sechsundvierzig — und dachte: nun wird's! Aber da kriegte das Herz einmal einen so starken Schuß, daß es zur Hochzeit kam; ich quittirte den Dienst, ward bürgerlich, idyllisch — kam damals zuerst in dieses Salzburger Land — freilich noch nicht in dies Haus. Kinder zeugen, dacht' ich, und mein Feld bebauen, und das bis an meinen Tod! Es war eine liebe Frau — kamen auch liebe Kinder — —

Aber das langweilt Sie, unterbrach er sich wieder

und nahm eine Hand vom Rücken. Kurz — was sag' ich Ihnen — die Unrast brach wieder durch; konnte nicht anders sein. Ich hab' mir noch viel versucht, weil mich's hin und her zog; auch bei unsrer Kriegsmarine war ich eine Zeit lang — da gab's aber damals nichts zu thun, und Bootfahren und Festschmäuse waren mir nicht genug. Dann die Reiselust; — ich hab' viel gesehn, Herr! Lange redet man sich ein und freut sich, wie die Berge, die Städte, die Menschen doch verschieden sind; endlich wundert man sich: wie sind sie einander doch gleich! — Zuletzt saß ich in Deutschland, ganz still, lebte in den Büchern, um als alter Knabe nachzulernen, was ich als junger versäumt hatte; — hat's geklebt? Ich weiß nicht. Weib, Kinder, Freunde — Alles starb mir so weg. Auf einmal sah ich: Herrgott, ich bin ja allein! Da lern' ich die kleine Marie kennen — das heißt: ihre Mutter . . .

Er blieb stehn; ein tiefes Sm! kam ihm aus der Brust. Da wären wir denn bei dieser Frau, murmelte er nach einer Weile, mit einem Seitenblick auf Wittekind.

Greift es Sie an, so lassen Sie es heute, sagte dieser, der still auf seinem Fensterbrett saß.

Angreifen . . . Was heißt das? Natürlich greift es an; aber dazu sind ja die Nerven da. Ich dachte nur eben, ob Sie darin anders sind oder auch ein Mensch? In der Liebe nämlich. Den würd' ich doch auf der Stelle niederschlagen, der mir ins Gesicht behaupten wollte, ich hätte je betrogen, gestohlen, Einem die Ehre genommen oder sein Gut angetastet, auch nur in Gedanken; käm' aber Einer und fragte mich: hast du nie, weil ein Weib dich toll machte, böse Gedanken gehabt, unrecht Gut begehrt? — Herr, dem sag' ich nichts! Ich müßt' ihn stehn lassen, wie er steht,

und bei Seite gehn! — So richtet uns die Leidenschaft zu, die uns zur Eva zieht . . . Mariens Mutter lernt' ich also kennen, und meine vereinsamten fünfzig Jahre, noch voll Saft und Kraft und voll Sehnsucht nach Allem, was lieb, hold und gut ist, hängten sich da fest. Ihr Mann war mein Freund, — nun, was man so nennt; ein großer Fabrikant, ein vortrefflicher Biedermann, langweilig und kühl wie ein nebliger Wintertag; und Marie — sie hieß auch Marie — die war ungefähr wie die Sonne, die draußen am Nebel zieht, aber nicht hindurch kann; Feuer durch und durch — aber sie äugt nur so roth in den Nebel hinein, und den Wintertag freut das, ist ihm schon genug; so eigentlich zu einander können sie aber nicht kommen . . . Ich sag' wohl nicht ganz, was ich meine; indessen, Sie verstehen mich doch. Ihr war's nicht genug; und da mich nun das Schicksal hinstellt zwischen sie und ihn — mich, Feuer wie sie — — Lassen wir das Gleichniß. Kurz, die Glut ist da; es brennt! — Aber denken Sie nicht übel von der Frau; sie war unglücklich, nicht mehrlos; sie hatte ein rechtschaffenes, sittlich strenges Herz; sie kämpfte einen großen Kampf. Wie wär' sie erlegen . . . Eines Abends nur — wir beide sitzen allein — am Kamin; das flackernde, rothe Kaminfeuer liebte sie ebenso wie ich — da seh' ich sie so bleich und still, und das Mitleid, die Ehrfurcht werden in mir größer als die Liebe, und ich sag' ihr, mein Herz in die Hände nehmend: morgen reiß' ich fort, ins Ausland; komme auch nicht wieder. Sie sieht mich an, nickt und lobt mich; und wir stehn auf. Und sie, damit gleich ein Ende wird, giebt mir die Hand zum Abschied; kehren Sie sich nicht an meine Thränen! sagt sie — oder ähnliche Worte — es ist mir nur wehmüthig, aber es ist gut so . . . Drauf brechen ihr die

Thränen aus; vor den Augen wird ihr dunkel, sie schwankt, und ich — was soll ich thun — damit sie nicht etwa hinfällt, halt' ich sie und lehne sie mir an die Brust. Indem tritt ihr Mann ins Zimmer; ihr eifersüchtiger — — Ich hab' Ihnen noch nicht gesagt, daß dieser Mann, sonst so trocken und förmlich, eifersüchtig war bis ins letzte Mark; eifersüchtig aus Ehrgefühl; und für seine Ehre ging er in den Tod. „In den Tod“ — — Da sag' ich's! Der Mann findet die Frau so in meinen Armen; er glaubt: Die sind einig und eins, Alles ist geschehn. Was wir ihm vorreden, hört er an, sieht uns an, wie ein Gespenst geht er fort. Er glaubt uns kein Wort. Will's nicht überleben. Schreibt noch einen Abschiedsbrief an die Frau und mich — als wären wir ein Paar — und da wir ihn wiedersehn, liegt er erschossen da, mit einem Gesicht, als sagt' er uns noch: meine Ehre hab' ich wieder — thut nun, was ihr wollt! — —

Zwei Jahre, wie gesagt, war das Kind damals alt, die Marie; — sie hat viel von der Mutter, Einiges auch vom Vater: dieses brütende Ehrgefühl, diesen harten Stolz . . . Es war übrigens noch ein andrer Kampf über ihn gekommen: die alte Geschichte von großen Fabrikanten, die eine „Conjunktur“ über den Haufen wirft; das hatte ihn mit verdüstert — ja seine Freunde und Bekannten glaubten, die Conjunktur hätt' ihn umgebracht. Nach seinem Tod war die Wittve arm, um es kurz zu sagen. Mit dem Kind saß sie da. Ich dachte: die Mutter darf ich nicht lieben, nie mehr — aber doch das Kind! Und da die Frau Marie, von alledem, wie Sie denken können, durch und durch erschüttert, endlich das Gleichgewicht verliert und in eine Anstalt muß, um in ihrem kranken Hirn zu genesen, so nahmen

meine Schwester und ich uns des Kindes an, und die süße Kleine wuchs mir ein paar Jahre lang und für immer ins Herz. Dann ward die Mutter gesund und nahm ihre Marie zurück; ich konnt's aber nicht lassen, das Kind zu sehn — Sie begreifen das. Und da auch das Ding so zärtlich an mir hing; denn die kann lieb haben — oh! — — Kurz, die Mutter, in ihrer Scheu vor mir, in ihrer Gewissensnoth, macht nach langem Kampf all dieser Halbheit ein Ende und erhört die Werbung eines braven Menschen, der ihr schon lange gut war: so hatte ihr Kind wieder einen Vater, und von mir war sie frei!

Frei, wiederholte der Alte und hob und senkte den Kopf, mit einem schmerzhaften Lächeln.

Wittelkind fragte zögernd: Also diesen neuen Vater meinte Frau Marie, als sie damals in Grödig von dem Arzt sprach, dem zu Liebe sie etwas Medicin studirte?

Ku freilich, erwiderte Saltner. Ihr Stiefvater war's. Gerecht muß man sein: sie hat's gut bei ihm gehabt. Ich sah sie noch zuweilen . . . Ach, sie war so lieb! so treu! — Endlich gingen sie nach Amerika. Aber die Mutter starb. Die Marie wuchs heran. Einmal fuhr ich hinüber — es riß mich so — und sah sie auch wieder, nun schon ein Jungfräulein; und das kleine goldene Herz hatte mich nicht vergessen. Ach was, vergessen! Ihr „Väterchen“ nannte sie mich, zur Erinnerung an die alten Zeiten. Und als ihr Stiefvater, der Arzt, dann gestorben war und die junge Waise diesen Eugen liebgewonnen hatte — und doch zweifeln mußte, ob's der Rechte sei — da fuhr sie herüber und kam auch zu mir und schüttete — da hinten am Untersberg war's — schüttete ihr armes Herz gegen mich aus. Meinen väterlichen Rath sollte ich ihr geben; und nicht so, wie's

oft ist: „Rathe mir gut, aber rathe mir nicht ab!“ Nein, sie wollte rechtschaffnen Wahrheit, Belehrung, und vor Beschämung und Herzweh fürchtete sie sich nicht. Aber — was konnt' es helfen? Ich hörte ja nur so die Glocken läuten, ich kannt' ihn ja nicht. Nur nach ihren Worten und seinem Bild hatt' ich das Gefühl: das ist nicht der Rechte! Und das arme Mädel — sie glaubte mir — glaubte mir auch nicht. Warum sie dann hinging und doch seine Frau ward? Die sogenannten Sinne haben das nicht gemacht, die hat Charakter, ich kenn' sie; aber ihr Stolz kam ins Spiel, sie hielt es für ihre Ehre, dieses schwankte Bäumchen an ihr Herz zu binden, bis es grade und fest in den Himmel wüchse. Wie diese jungen Dinger sind; so gescheidt und so dumm . . . Dem war nicht zu helfen. Und ihre Ehre, ihr Stolz, wie sind die geschleift worden, bis sie sich von ihm losrissen, über und über voll Staub und Blut. Erst in Grödig sah ich sie dann wieder — ich ahnt's nicht — Sie wissen ja — und da oben auf der „Friedwigsruhe“ drückt' ich mein unglückliches Kind, die ärmste Frau auf der Welt, wieder an die Brust! — —

So, nun wissen Sie's, sagte Saltner nach einer kleinen Stille, mit veränderter, absichtlich trockener Stimme. Er richtete sich auf — denn er hatte etwas gebückt gestanden — und kam in scheinbarer Ruhe ans Fenster; ein Tropfen lief ihm aber in den Furchen der rechten Wange entlang. Als er sah, daß Wittekind diesen Tropfen bemerkte, zuckte er mit der Wange und warf den Kopf auf die Seite; nun ja! sagte er unwirsch, da sitzt was, ich weiß es; dieses alte Augenwasser will mir nicht austrocknen, ich mag alt werden wie ich will. Ihr Norddeutschen spöttelt ja wohl gern über

solche Tropfen; habt euch mächtig in der Gewalt, und seid stolz darauf.

Ich nicht, entgegnete Wittekind.

Sie nicht? — Aber wie sehn Sie jetzt marmorn ruhig aus; und der Teufel mag wissen, was dabei doch in Ihnen vorgeht. . . Ich hab' oft gestaunt über euch Nordische, und den Kopf geschüttelt. Ich bin doch auch ein Germane — bilde mir ein, ich stamm' von den alten Gothen ab — aber so zu Eisen und Eis kann ich mich nicht machen. Ist wohl auch nicht nöthig. . . Also, daß wir noch einmal von der jungen Frau reden: was können wir thun, um sie wieder aus dem „Wald“ zu holen, in den so ein junges Blut nicht gehört? Und Sie, Nordgermane, wollen Sie mir helfen?

Wittekind, statt zu antworten, deutete aus dem Fenster auf die Straße hinaus, wo soeben ein Paar erschienen war, dem seine Augen nachgingen. Frau Marie war mit Berthold aus der Thür getreten, und in ein Gespräch mit ihm vertieft, vielmehr seiner jugendlichen Beredsamkeit zuhörend, ging sie die Straße entlang, die nun ganz im Abendschatten lag. Sie nickte ihm mehrmals freundlich lächelnd zu. Ihr Gang ward zuweilen so hastig, wie Saltner ihn beschrieben hatte; dann bemerkte sie aber, daß Berthold zurückblieb, hielt an und mäßigte selber ihren Schritt. Nach einiger Zeit kehrten sie um — die Beiden hatten vom Fenster aus ihnen nachgesehen — und Marie begann nun auch mit einiger Lebhaftigkeit zu sprechen, und wieder zu lächeln, während der Jüngling ihr zunichte.

Ich glaube, der jungen Frau können auch Andre helfen, sagte Wittekind jetzt, mit etwas gezwungenem Lächeln.

Gut, desto besser, entgegnete der Alte. Doppelt, sagt man ja, reißt nicht!

Die Spaziergänger kamen bis an das Haus zurück und sahen hinauf. Sie blieben nun stehn; Marie nickte sanft, ihr ernstes Gesicht war Wittekind noch nie so reizend erschienen. Berthold, dessen Wangen rosig leuchteten, rief seinem Vater zu: Ich bin angenommen! Die gnädige Frau hat mir schon erlaubt, daß ich ihr vorlesen darf. Noch diesen Abend fangen wir an!

Ja, er will so gut sein, sagte Marie, mit einem freundlich ergebenen Ausdruck, wie wer sich hat bereben lassen, eine neue Arznei zu nehmen. Ich denke, Sie wünschen es auch!

Gewiß wünsch' ich es, gab Wittekind zurück. Er verstand nicht, wie ihm geschah: die Freude seines Berthold machte ihn selber froh, und doch legte sich ihm ein dumpfer Druck auf die Brust. Mariens Augen warfen noch einen Blick hinauf, dann trat sie in's Haus, und Berthold ging ihr nach.





III.

So begann denn schon am ersten Abend, was der Alte begehrt und gehofft hatte: Berthold's wohl lautende Stimme ließ sich in seinem Salon — oder seiner „Halle“, wie er ihn nannte — vernehmen, und die junge Frau hörte geduldig und aufmerkend zu. Diesmal nahm die ganze Gesellschaft Theil, um den Tisch versammelt; mehrere Lampen brannten, nach dem Nachtmahl fuhr man hier fort, goldigen Wein zu trinken. Auf Saltner's Wunsch las Berthold aus Goethe's Gedichten vor, und der Alte schlug selber dieses und jenes auf, das, ohne belehren zu wollen, die Lust am Leben und den Werth des Daseins betont und die Schwingen anregt. Wittkeind, die Absicht verspürend, mußte lächeln, obwohl diese Bemühungen des „Seelenarztes“ ihn rührten; Marie saß ruhig da, als bemerkte sie davon nichts. Ihre Augen hingen, wenn sie nicht schloß, an Berthold, der sich mit jugendlicher Lust seinem Amte hingab. Ein schwärmerisches Feuer brannte bald auf seinen Wangen; er vermied es nicht ganz, sich zu überstürzen, aber er las freier, sicherer, kunstverständiger als damals auf der „Gemse“, und auch das singende Pathos wußte er etwas besser zu be-

kämpfen. Der schlichte Adel, die himmlische Natürlichkeit dieser Gedichte war wie ein kräftiger Strom zwischen festen Ufern, auf dem sein Gefühl nicht verirren konnte, sondern leicht getragen dahinschwamm; und so trug er auch die Zuhörer in süßem Zwang mit sich fort. Saltner's Brauen — sonst saß er still — kamen kaum zur Ruhe; Marie nahm sich wie die vermeinte Statue im „Wintermärchen“ aus, die sich beim Klang der Musik nach und nach belebt; und auch Witterkind, von dem ein beengender Seelendruck nicht mehr weichen wollte, schwamm diesen Strom mit hinab, als ginge es in die jungen Tage zurück, wo Goethe's Liederbuch ihm eine Welt war und all dieser Wohlklang von Lust und Leid ihn wie ein himmlisches Vorspiel zum Drama des kommenden Lebens berauschte.

Als er dann aber allein in seinem Zimmer stand — Alles hatte sich zur Ruhe begeben — und die schöne, milde Nacht ihm in die offenen Fenster hereinwehte, fiel ihm die ganze Beklemmung dieses Tages wieder auf die Brust. Ja, ja, sie hat schweres Blut, dachte er, — denn seine Gedanken konnten von Marie nicht lassen; hat's von dem Vater geerbt, dem Unglücklichen: den „brütenden Stolz“ — oder wie sagte der Alte? — — Nun ja, und wenn auch — was thut das? Ach, wenn sie nur wollte — mit all ihrem „schweren Blut“, das du nur so nennst, weil sie zu edel ist, ihr selbstgewähltes Schicksal leicht zu nehmen, — mit alledem nähmst du sie so gern, so gern, und wärst wie gesegnet. Leugne dir's doch nicht! Den ganzen Winter hast du auf den Sommer gehofft, und sie dann wiederzusehn; und es giebt für dich — ja, ja, ja, so ist es — es giebt für dich nur diese eine Frau. Ach, sie immer um dich zu haben, diese seelenvollen Augen, diese edle Stimme

. . . Aber sie „achtet dich hoch“ — wie er sagt — wohl gar mit ein wenig „Verehrung“ — und will weiter nichts von dir. Als sie gute Nacht sagte — sie gab mir die Hand, o ja; die so warm und weich war; aber flach und still lag sie auf meiner Hand. Dann kam Berthold; dem dankte ein warmer Blick, daß er ihr wohlgethan, und sie drückte seine Hand so herzlich, daß ich's sehen mußte; ja, sie schüttelte sie . . .

Er trat ans Fenster und sah in die Nacht hinaus. Wunderbar todt war die Welt. Der Mond, etwas mehr als halb, streute wieder diesen kalten Schein des Lebens aus, von dem sie damals auf der „Hedwigsruhe“ sprachen — — wie lange war das nun her. Dieses matte, dämmernde Halbleben fröstelte, widerte ihn an. Der Untersberg lag ihm gegenüber wie ein Haufen Nichts, wie der Schatten einer Leiche. Alles blutlos, leer; das rechte Bild der Entsagung, des lebendig Todtseins. So sah es nun aus in der jungen Frau; so sollte er sie lassen, weiter nichts begehren. Laßt mich da in Frieden! hörte er sie wieder sagen. Stört mich nicht mehr auf!

Er dachte endlich die Fenster zu schließen und beugte sich hinaus; schreckhaft fuhr er aber zusammen, als er plötzlich und unerwartet im Nebenfenster einen zweiten Kopf sah, der sich gleichfalls hinausstreckte. Der Mond spielte nur auf dessen Haaren, das Gesicht war im Schatten. Es war Berthold, den er schon schlafend glaubte. Der Jüngling lag mit den Armen auf seinem Fensterbrett, und schaute oder träumte so versonnen, daß er das Erscheinen des Vaters nicht bemerkte. Wittekind betrachtete ihn still.

Wie rührend jung er noch ist! dachte er. Aber doch

ein so eigener, tiefer Ernst um die weichen Wangen. —
Wovon er nun träumen mag?

Die jungen Lippen bewegten sich. Marie! Marie!
flüsterten sie seufzend.

Wittekind fuhr zurück. Wie wenn ihm ein kühler
Wind durch die Haare ginge, lief ein schauerndes Frösteln
in seinen Nacken hinab. Er stand wieder im Zimmer und
horchte. Doch er hörte nichts mehr. Nebenan und überall
war es still.

Nun ja! flüsterte er endlich lautlos vor sich hin und
versuchte zu lächeln. Er trat aber nicht wieder ans Fenster,
und er schloß sie nicht. Die Nacht ist mild, dachte er,
entkleidete sich und streckte sich auf dem Bett unter seine
Decke. So lag er noch lange mit offenen Augen da; erst
gegen Morgen entschlief er. — —

Das Pfingstfest brach an; diese schönsten Feiertage ver-
lebten die Freunde gemeinsam, auch Marie mit ihnen; nur
daß sie bei ihren Morgen- und Abendwanderungen die Ziele
mieden, wohin die Menge strebte, und einsamere Wege
suchten, an denen in dieser reichen Landschaft auch kein
Mangel war. Saltner kannte sie alle; er führte seine Gäste
um den Gaisberg herum gegen die Ischler Straße, auch an
der Salzach aufwärts, auch über das „Moos“, das er im
Geist zum „Salzburger See“ umgeschaffen hatte. In seinem
Feuerifer, wie der alte Faust, zeigte er ihnen rechts und
links und gegen den Untersberg zu die Grenzen dieser ge-
träumten Wasserfläche, die mit Villen bevölkerten Ufer, auch
den zierlichen Dampfer, auf dem er sie an diesen Gestaden
entlang führte. In den Mittagsstunden zog sich der alte
Einsiedler dann in sein Zimmer zurück; und auch Wittekind
flüchtete in seinen Frieden hinauf. Durch die offenen Fenster

hörte er aber seines Berthold Stimme, der unten in der „Halle“ wieder zu den Büchern griff, und dem die junge Frau Stunden lang ein offenbar williges Ohr schenkte. kamen sie am Abend zum zweiten Mal nach Haus, so er-muthigte ihn schon ihr zuckendes Lächeln, mit diesem Liebesdienst fortzufahren; Berthold erröthete vor Freude, und nach wenigen Augenblicken saß er ihr gegenüber und las. Der Alte ging ab und zu, auf den schweigsamen Teppichen; Wittekind setzte sich lieber in ein Nebenzimmer, wo er zuhören oder in seine Gedanken versinken konnte, wie eben seine beladene Seele es begehrte. Und sie? dachte er. Hört sie jedes Wort? Ist sie wirklich ganz Ohr? Oder sitzt sie in ihrem „Wald“ und horcht nur so hin, wie wenn die Vögel in den Bäumen singen? — Oder ist sie mehr Aug’ als Ohr? Schon auf der „Hedwigsruhe“ sagte sie von ihm: beinahe hätt’ ich gesagt, wie holdselig . . . Findet sie nun, er ist es?

Zuweilen erschien auch Kathi irgendwo in der Thür; öffnete sie leise ein wenig, lauschte eine Weile, wenn man sie nicht wahrnahm, und schlich dann geräuschlos in ihren Winkel zurück. Das Mädchen war am ersten Abend unsichtbar geblieben, hatte dann am Morgen Vater und Sohn scheu und verlegen begrüßt, auf ihre freundlichen Worte ihnen einmal zugelächelt und sich dann plötzlich, flüchtig wie ein Reh, wieder davongemacht. So blieb sie während der Feiertage: nur wenn sie der „Dienst“ zu den Gästen führte, ließ sie sich sehn, und verschwand sogleich, wenn ihre Pflicht erfüllt war. Am dritten Morgen aber, als Berthold sein Zimmer noch nicht verlassen hatte, trat sie nach schüchternem Klopfen bei ihm ein, mit hochrothem Gesicht. Sie schien geweint zu haben, aber nicht vor Kummer: denn sie sah ihn

tiefgerührt und mit so kindlich warmer Herzlichkeit an, daß ihm fast wieder so sonderbar zu Muth wurde wie vor einem Jahr auf der „Gemse“. Nachdem sie ihn von der Thür aus begrüßt und eine Weile in hilfloser Bewegung ihre Füße hin und her gewiegt hatte, trat sie muthiger auf ihn zu. Ich hab' die halbe Nacht ja nicht schlafen können, sagte ihre tiefklingende, weiche Stimme.

Und warum nicht, Kathi?

Das wissen Sie ja doch, gab sie ihm zur Antwort; es kam beinahe wie ein Vorwurf heraus.

Ich weiß gar nichts; wahrhaftig, erwiderte Berthold lächelnd.

Aber der Herr von Saltner hat mir's ja gestern Abend gesagt . . . An mich schlechte Person haben Sie gedacht — sich was abgespart . . . Mein Gott, ich versteh' das nicht!

Wozu auch Alles verstehn, Kathi? Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, und nicht so viel nachdenken, daß man den Schlaf verliert. Ich will Ihnen nur sagen, Kathi: weil ich Sie nicht für eine „schlechte Person“ halte, sondern für eine recht gute, die — — die einmal zu gut war, so hab' ich mir — — hab' ich für Sie — —

Die Unsicherheit kam nun über ihn. Er ging um seine Worte herum, als hätte jedes einen Stachel, der ihr weh thun könnte. Nun, Herr Saltner hat's Ihnen ja gesagt, stieß er endlich heraus.

Ja, seufzte sie. Und daß auch Ihr Vater — und daß auch Herr von Saltner — — Wie komm' ich dazu! Alle so gut zu mir — —

Sie schluchzte auf einmal laut auf, wie ein Kind, und die augenröthenden Thränen begannen nun wieder ungehindert zu fließen.

Na, da haben wir's! sagte Berthold, der, je länger sie weinte, sich desto mehr wie ihr Onkel, wie ihr Vater fühlte. Kathi! Wer weint denn um Geld. Geld ist ja doch das Wenigste, was Einer dem Andern anthun kann — wenn er's grade hat. Wir haben es, und Sie nicht. Also geben wir Ihnen so viel, als Sie brauchen, um — Nun, Sie wissen schon. Ich wünsch' Ihnen einen guten Mann, Kathi, und ein gutes Glück!

Wir wollen's hoffen, sagte sie mit erstickter Stimme. Und ich dank' Ihnen für Ihre Gütheit. Geben Sie mir doch die Hand!

Was wollen Sie damit? fragte er, da sie sich niederbückte, während sie danach haschte.

Sie antwortete nicht, sondern versuchte stumm seine Hand zu küssen. Er zog sie aber weg und versteckte beide Hände hinter seinem Rücken. Lassen Sie das, sagte er mit milder Strenge; das gehört sich nicht. Das mögen die Hunde thun. Menschen küssen sich —

Auf den Mund, wollte er sagen; er ward aber roth und brach ab. Alle seine Vatergefühle zusammennehmend sah er ihr in die nahen, treuherzigen, nassen Augen und murmelte endlich, beinahe flüsternd: Ich werde Sie auf die Stirn küssen, Kathi. — Das Mädchen erwiderte nichts und hielt ihm die sanftgebräunte Stirn unverlegen hin.

Er näherte sich ihr. In diesem Augenblick überkam ihn ein sonderbares, tolles Gefühl: als sei er Eugen Dorfan, dem diese Kathi so willig sich zum Kusse darbierte. . . . Alles, was sie auf der „Gemse“ erlebt hatten, stand ihm vor der Seele. Es ward ihm unhold zu Muth. Er zog sein Gesicht zurück.

Seine Herzensgüte trieb es jedoch wieder hin. Er be-

rührte ihre Stirn mit seinen Lippen, wie ein Fisch den Röder berührt, vor dem er sich scheut. Ich — — ich danke Ihnen, murmelte er dann.

Für was? sagte sie leise.

Sie ging dann schweigend, rückwärts, zur Thür. Mit halb gesenktem Kopf flüsterte sie, noch einmal aufseufzend: Vergelt's Ihnen Gott! — Ich werd' für Sie beten. — — Ich hab's ihm auch heilig gelobt — — und ich werd's auch halten.

Was haben Sie ihm gelobt?

So lange sie noch im Zimmer stand, gab sie keine Antwort. Erst als sie von draußen die Thür halb geschlossen hatte und nur die Hälfte ihrer zierlichen Gestalt noch sichtbar war, hauchte sie durch die Spalte hinein:

Brav sein!

Dann machte sie die Thür mit Einer Bewegung, aber lautlos, zu.





IV.

Schon am Pfingstmontag hatte ein frischer Nordost die sommerwarme Luft wieder abgekühlt; am Dienstag drang er auch in die erwärmten Mauern und Wände ein und füllte die Zimmer mit frostigen Gefühlen, die man, wie die Winterkleider, schon abgelegt zu haben vermeint hatte. Saltner allein machte ein vergnügtes Gesicht, als sei dieser Rückfall in den Nachwinter auf seine Bestellung gekommen: er liebte die gemischten Tage, an denen die Sonne vom blauen Himmel heiter herunterbrennt, im Kamin aber das Feuer lodert, diese traulichste von allen Flammen, in die er so gerne hineinträumte. Er schleppte sogar am Morgen selber Buchenscheite herbei; denn in seinem Hause durfte nur das edle Buchenholz brennen, dies war die einzige Verschwendung, deren er sich rühmte. Man sah ihn auch an diesem Tag stundenlang am Kamin, in die Flamme guckend. Er wollte den Rückfall genießen, er traute dem Wetter nicht, das sich in den Sonnenschein fest einzusommern drohte, denn nicht das Kleinste Wölkchen stieg am Himmel auf, und das aus allen Zweigen brechende Grün war nicht mehr zu halten.

Frau Marie blieb am Nachmittag zu Haus und auf ihrem Zimmer; Wittekind schrieb, der Alte saß sinnend am

Ramin; zuletzt ging Berthold, da er keinen Menschen hatte, allein vor die Thür und in die Stadt hinein. Er kam an die alte Brücke und auf denselben Weg, auf dem er damals Kathi gesucht und endlich im Wasser gefunden hatte. Jetzt war aber das Ufer nicht einsam wie an jenem Morgen, großes und kleines Volk schlenderte an der Salzach hin und schien diesen sonnig frischen Abend als dritten Feiertag zu genießen. Sich selber überlassen und die Leute betrachtend, erinnerte sich Berthold seiner alten Bekannten aus dem Volk, der „Weltverbesserer“, an die er in diesen Tagen kaum einmal gedacht hatte, denn die großen Augen der Frau von Tarnow ließen ihm keine Zeit dazu. Auch war er noch nicht in die Stadt gekommen, weder mit den Andern, noch allein. Er blickte ohne Reugier umher, mehr als einmal glaubte er die untersekte, stämmige Gestalt Afinger's zu sehn, wollte auf ihn zu, strebte wieder zurück; — verwundert bemerkte er, wie zwiespältig seine Empfindungen waren, und wie wenig wir eigentlich wissen, wie über diesen und jenen Menschen unsre innerste Stimme spricht. Möcht' ich Afinger wiedersehn? dachte er. Weiß ich das wirklich nicht? Oder haben nur seine Kameraden mir auch ihn verleidet? ginge ich denen lieber aus dem Weg, und darum auch ihm? — Uebrigens täuschte er sich, denn Jeder, den er von Weitem für Afinger hielt, war ihm unbekannt. Er kehrte endlich wieder um, denn es zog ihn nach Haus. Ein so wunderbares, neues Leben war in ihn gekommen: ganze Tage in der Gesellschaft dieser Frau zu sein, deren Schicksal für ihn so geheimnißvoll und romantisch war, ihrem edlen Gesicht gegenüber sich in Poesie zu berauschen, seine laute Stimme zu hören, ihre verschlossene Seele damit aufzuschließen. Der David dieses weiblichen Saul zu sein, wie er mit Stolz bei

sich dachte; denn sie hört mir zu, sie lächelt, ihre Wangen beleben sich, ihre Augen leuchten . . . Was für Augen. Sterne! Und sie leuchten mich an — leuchten durch mich hindurch — als flögen sie hinter mir weiter zu den andern Sternen. Und mich durchschauert's . . . Aber ich lese weiter. Ich fasse mich wie ein Mann. Obwohl sie — — obgleich mein Herz — — Kurz, ich liebe sie! ich bete sie an! murmelte er in die Luft.

Was reden Sie da vor sich hin? hörte er jetzt eine Stimme sagen, und eine Hand legte sich ihm auf den Arm. Dabei gehn Sie so rasch, daß ich Sie kaum einholen kann. Kennen Sie mich nicht mehr?

Berthold sah Riedau vor sich, als er sich gegen die Stimme gewendet hatte. Er erkannte ihn im ersten Augenblick nicht, weil das an sich so scharf gezeichnete Gesicht unnatürlich geröthet und durch ein unruhiges, übertriebenes Lächeln entstellt war. Sobald jedoch dieses Lächeln schlichter wurde, war ihm bewußt, wen er vor sich hatte. Herr Riedau, sagte er kurz. Guten Tag. Sind Sie wieder hier?

Jrgendwo muß der Mensch ja sein, erwiderte der Andre, wieder mit dieser aufgeregten Lustigkeit, für die es an einem Anlaß fehlte. Ich hab' Sie gleich erkannt, obgleich Sie sich jetzt ein Bärtchen stehen lassen . . . Riedau fuhr durch seinen eigenen dichten, schwarzen Bart und lachte. Machen Sie nur nicht so große Augen, fuhr er dann mit etwas unsicherer, aber doch geläufiger Zunge fort; wundern Sie sich nicht. Ich hab' halt viel getrunken. Die Feiertage; und überhaupt . . . Was kann der Mensch Besseres thun, als trinken; wenn's ein edler Stoff ist. Aber zu viel hab' ich darum nicht. Die Zunge ist etwas komisch, aber der Kopf ist frei. Ich weiß, was ich sage — und auch was

ich will! — Er lachte wieder auf; dann betrachtete er aber den Jüngling mit seinen forschenden, unruhig wandernden Augen, während er sein gewohnheitsmäßiges, stilles Lächeln annahm. Ja, und ich werd' Ihnen das heute noch beweisen! setzte er, ein Auge eindruckend, hinzu.

Berthold beachtete diese Behauptung nicht; er fragte, von Niedau's Zustand und Benehmen nicht eben erbaut: Sind Sie mit Ihrem Diplomaten, oder was er war, wieder auf der Reise?

Nein, entgegnete Niedau und zeigte seine Zähne. Der hat eine Reise gemacht, die ich noch nicht mitmachen wollte. Er ist für immer abgereist, verstehen Sie. Abgeschrammt, wie man sagt!

Ah!

Ja, die Canaille ist todt. Ich wollte dann bei einem Baron in Dienst treten; aber das — zerbrach sich. Da hab' ich mich an einen hohen Herrn geschmiegt, der sich für gelehrt hielt und einen Sekretär brauchte. Wieder Paria! Das bekam ich doch endlich satt. Ich spritzte eines Tages meine Feder aus, sagte: gute Nacht, Herrendienst! und wurde ein freier Mann. Freiheit über Alles! Freiheit, die ich meine — —

Er stellte sich vor Berthold hin, sodaß dieser nicht weitergehen konnte, faßte seinen Rockärmel und schloß die Augen halb zu, wie er es vor Zeiten von Waldburg gelernt hatte. Mit Ihnen kann man ja reden, fuhr er leiser fort — sie waren übrigens an einen menschenleeren Platz in der Nähe des Wassers gekommen — und Sie verstehen mich. Das Volk! Alles durch das Volk! Weg mit unsern Tyrannen. Befreiung der Gesellschaft. Dafür leb' ich jetzt. Hab' ich Recht, oder nicht?

Er blickte, während er sprach, Berthold wieder so spürend an, daß über den arglosen Jüngling doch ein unbehaglich mißtrauisches Gefühl kam. Und wovon leben Sie, wenn ich fragen darf? sagte er unwillkürlich.

Niedau beantwortete diese Frage nicht, er lächelte ihm nur geheimnißvoll zu. Kurz, vor Ihnen kann ich mich aussprechen, entgegnete er dann. Es muß etwas geschehn, und es wird geschehn . . . Oder denken Sie nicht mehr so frei wie damals?

Ich denke ebenso wie damals, erwiderte Berthold trocken. Aber Sie — Sie wollten ja nur „oben bleiben“, wie Sie mir damals sagten; so oder so!

Hab' ich das gesagt? — Niedau lachte. — Ja, das sieht mir gleich! Ich hatte mir das angewöhnt — es ist eigentlich dumm — so allerlei verruchtes, blödes Zeug in den Tag hinein zu reden, den verfluchten Kerl zu spielen, wenn mir's grade Spaß machte. Die mich wirklich kennen, dacht' ich, die wissen ja doch, wer ich bin!

Und was thun Sie jetzt? Spielen Sie auch jetzt wieder nur den Freiheitsmann, den Volksmann, oder ist der echt?

Ah! wie fein Sie sind! antwortete Niedau, indem er vor Bewunderung die Brauen anzog und mit seinem Schwarzkopf nickte. Und Sie haben eigentlich Recht. Man soll keinem Menschen trauen, der sich überhaupt den Spaß macht, Komödie zu spielen. Darum hab' ich diese Maskenscherze jetzt auch aufgegeben, die schaden Einem nur; hab' mich auf den eigentlichen Kern in mir zurückgezogen, der ver-teufelt ernst ist — und lebe wirklich nur noch für meine Ideale. Hab' ich darin Recht oder nicht?

Gewiß haben Sie Recht, entgegnete Berthold, noch etwas ungewiß und mit einem schrägen Blick.

Sie sollen mich kennen lernen, wie ich wirklich bin; das heißt, wenn Sie wollen. Mein ganzes Herz schlägt jetzt für die Enterbten, für die Unterdrückten . . . Seit wann sind Sie hier? Haben Sie Afinger schon gesehen?

Nein, noch nicht. Ich bin erst wenige Tage hier. — Indem Berthold dies sagte, betrachtete er den Andern verwundert: so sehr hatte dessen ganze Erscheinung sich mittlerweile ernüchtert; sogar die Röthe im Gesicht war schon halb verschwunden.

Afinger ist mein Mann! Der hat sich entwickelt. Den müssen Sie wiedersehn! Ich lebe jetzt hier, weil dieser Magnet mich fesselt; und in unserm kleinen Kreise, sag' ich Ihnen, rühren sich Gedanken, Ideen. Mit der Zeit auch Thaten. . . . Wir tagen aber nicht mehr zwischen unsern vier Wänden, sondern, wie die Irländer Curley's, im Freien, im Busch!

Warum thun Sie das?

Warum? Weil die Polizei ein altes Weib ist, das Alles wissen will; weil dieses alte Weib uns nachspürt, in die Schlüssellocher kriecht, an den Wänden horcht, in die Thüren einbricht. Ja, so sind die Zeiten! — Der Stierkopf, der Mehner, hat's verlangt, daß wir auswandern — und ich hab' ihm zugestimmt. Sonst hätt' er mich wohl gar selber für 'nen Spizel gehalten — —

Niedau lachte wieder; aber mäßiger, trockener als zuvor. Er nahm Bertholds Hand. Herr Wittekind! sagte er plötzlich, mit dem breiten, herzlichen Ton, den er gleichfalls in der Schule seines todtten Meisters gelernt hatte. Alle, die es gut meinen, müssen jetzt zusammenhalten. Als ich

Sie sah, dacht' ich gleich: Bravo! Unser Sanct Georg ist wieder da! Denn so heißen Sie noch immer bei uns. Wir hoffen noch immer auf Sie. Afinger voran. Kommen Sie morgen Abend, wo wir wieder tagen, zu uns hinaus in den Busch?

Berthold schwieg verwirrt; er sah an dem Andern und an sich hinunter. Dies alles überraschte, überrumpelte ihn; er hatte hier wie im Märchen gelebt, nicht in Sanct Georgs-Gedanken, er war auch nicht mehr der Träumer von damals, wie ihm heute dächte. Was zog ihn noch hin? War es mehr als Neugier? Was stieß ihn ab? War es wirklich die Vernunft? — Und dieser Niedau, was war er?

Sie antworten mir nicht, sagte Niedau, nachdem er eine Weile gewartet hatte. Das soll wohl heißen: da man euch nachstellt, thu' ich nicht mehr mit; ich fürchte mich vor der Polizei!

Herr! fuhr Berthold auf. Wie können Sie sich erdreisten . . . Ich fürchte mich nie. Ich kenne keine Furcht!

Dann entschuldigen Sie gütigst; beleidigen wollt' ich Sie nicht. Ich dachte ganz naiv: er will nicht, aus Furcht. Denn wenn Sie sagen: „ich denke noch ebenso wie damals“, aber Anstand nehmen, sich unter uns zu zeigen — nun, dann sieht's doch so aus — —

Ich werde also kommen! unterbrach Berthold ihn stolz und kurz. Seine Augen bligten. Er fuhr mit der Hand durch seinen jungen Bart. Nur damit Sie sehen, daß es „nicht so aussieht“ . . . Wann find' ich euch denn? und wo?

Wir „tagen“, wenn es Nacht wird, entgegnete Niedau, der nun seinen geschmeidigen Rücken wieder freundlich krümmte. Seien Sie nur wieder gut; ich werde einen Mann wie Sie doch nicht kränken wollen. Wo? Strom-

auf, an der Salzach. Kennen Sie den Weg am Fluß hinauf, der später seitwärts nach Hellbrunn führt, und auch nach Anif?

O ja; schon von früher; und auch dieser Tage sind wir da gewandert.

Desto besser, verehrter Herr! — Da, wo dieser Weg — — Ich wußte ja recht gut: an Schneid' fehlt's Ihnen nicht —

Schon gut, unterbrach ihn Berthold. Also wo?

Da, wo dieser Fußweg den Fluß verläßt, gehn Sie zum Wasser hin; dann am Ufer fort, unter dem höher liegenden Wald, der Sie verdeckt — bis einige Büsche kommen. Da finden Sie die „Gruppe“ beisammen, wenn es Nacht ist. Bleibt das Wetter klar, so haben Sie Mondschein, können's nicht verfehlen.

Ich verfehl' es auch ohne Mondschein nicht, wenn ich hinkommen will. Und, wie gesagt, ich will. Also auf Wiedersehn morgen an der Salzach!

Berthold, noch immer erregt vor beleidigtem Stolz, winkte mit der Hand zum Abschied und ging nach links, seiner Straße zu.

Fast verblüfft durch diese rasche Trennung öffnete Niedau die biden Lippen, ohne etwas zu sagen. Bald aber sagte er sich, und in seinen Augen funkelte eine heimliche Freude auf. Ich danke Ihnen! rief er dem rasch davongehenden Jüngling nach. Indem er dann wie Waldburg zu schmunzeln suchte, setzte er hinzu: *Vogue la galère!*

Berthold kam an sein Haus. So eilig, wie er es erreicht hatte, so zögernd trat er nun ein. War es nicht eine Thorheit, eine Uebereilung, dieses Stillsichsein anzunehmen? Was wollte dieser Niedau von ihm? Was wollte er, Bert-

hold Wittekind, von diesen wilden Gewaltmenschen? Warum zog ihn sein Schicksal wieder so sonderbar in diese Gesellschaft, zu der er doch in seinem innersten Herzen nicht gehörte? — Sein Schicksal? Ist es nicht mein Stolz, dachte er, meine Eitelkeit, daß ich mir von diesen wulstigen Regentlippen nicht wollte sagen lassen: er fürchtet sich vor der Polizei!? — — Hingehn muß ich nun. Gescheidt war's wohl nicht. — Ach was! Gescheidt! Was sollte mir geschehn? Und dieser Obenaufschwimmer sollte etwa zu Aßinger und Wegner sagen können: Der hat sich gefürchtet?

Er sammelte sich noch eine Weile, kühlte mit Wasser, das er im Vorzimmer in seine Hände goß, sein erhitztes Gesicht, dann trat er in den Salon. Marie und die beiden Männer gingen eben ins Speisezimmer; man aß, man plauderte lebhaft über Dies und Das, endlich beschloß man, wieder eine schöne Stunde mit einem Dichter zu verleben, Berthold als Vorleser. Aber laßt uns heute nichts von Turgenjew hören! rief Wittekind mit einer Art von Unwillen aus; nein, etwas Erfreuliches, Markiges, Urmännliches! Mein Junge hat sich ganz in diesen Russen vernarrt; in allen Taschen trägt er ihn mit herum, er lebt jetzt förmlich mit diesen slawischen, elegischen, zartbesaiteten, geistreich kraftlosen Menschen. Ja, ja, ich gebe es zu, das ist ein Poet, er kennt das menschliche Herz, er hat die feinen beobachtenden Augen einer Frau, er versteht zu schildern — Manche sagen, wie kaum ein Zweiter — ich bin ein Laie und verstehe das nicht. Aber man fliegt nicht auf! Man kommt nicht auf den Berg! Die Luft ist so dick, das Leben wird eine Last. Heut etwas Shakespeare, bitt' ich! und vom Allerbesten!

Saltner nickte lächelnd; Marie sah stumm auf Bert-

hold, und dieser, dem noch etwas unsicher und beengt zu Muth war, vermied es lieber, für seinen Dichter zu streiten. Sie gingen in die „Halle“ zurück, wo im Kamin noch das heilige Feuer brannte; man setzte sich in dessen Nähe, nur Berthold ging zur Lampe an den Lesetisch. Der Vater schlug ihm „König Lear“ auf, den dritten Akt. Seine Augen strahlten. Berthold sah es, ermannte sich, nahm alle seine jungen Kräfte zusammen und las. Sein Gefühl, seine innere Flamme wuchs. Zuweilen, wenn er aufblickte, glaubte er am Kamin, in phantastischer Röthe beleuchtet, den weißbärtigen Lear zu sehn; so gewaltig und mystisch erschien ihm der Alte, der ins Feuer starrte. Mariens ernst verklärtes, sinnendes Gesicht konnte ihm Cordelia vorstellen. Die ungeheuren Gewitter dieses dritten Aufzugs, in der Natur und im Geschöpf, rauschten in ihrer unerreichbar erhabenen Gewalt vorüber, bis zur „siebenten Scene“, der gräulichen in Gloster's Schloß: hier klappte Berthold still das Buch zu, stand auf und ging auch, leise, zum Kamin. Alle schwiegen eine geraume Zeit. Es knisterte nur in dem schwälenenden und lodernden Buchenholz — wie wenn hier die Flamme der Dichtung eingesunken fortbrennte — und ein leises Säusen wehte aus den züngelnden Gluthen.

Wittekind stand auf, ging über den Teppich und löschte die Lampe aus; jetzt leuchtete nur das goldbrothe Feuer, von unten herauf; in allen Winkeln dämmerten die Schatten. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, nahm er endlich das Wort: Vor diesem Shakespeare steht man doch immer aufs Neue wie vor einem Räthsel. Die „Vererbungs-Theorie“ — was heißt das? Kann denn irgend ein Mensch wirklich glauben, ein so unaussprechliches Genie wie Shakespeare sei durch Vererbung entstanden, seine braven Eltern und

Großeltern hätten ihn aus ihren verschiedenen guten Eigenschaften glücklich zusammengebracht?

Es wird wohl auch nicht so sein, erwiderte der Alte bedächtig.

Nun, aber wie wär' es dann? Vom Himmel ist er doch auch nicht gefallen.

Saltner blickte auf und lächelte. Vom Himmel gefallen . . . Nein, so wörtlich wohl nicht. Aber doch vielleicht — in irgend einer Weise.

Ich verstehe Sie nicht. Wie meinen Sie das? Irgend ein besonderer Hauch der Schöpferkraft —?

Der Alte lächelte wieder. Ein besonderer? Daß der Meister von Zeit zu Zeit einmal in seine Schöpfung hineinbliese, um das Geniefeuer anzufachen? Das glaub' ich nun eben nicht. Aber der William Shakespeare aus Stratford am Avon muß ja nicht Anfang und Ende gewesen sein. Er konnte ja auch eine Fortsetzung sein; nicht seiner „braven Eltern“, mein' ich — was er gewiß zum Theil, gewiß nicht im Ganzen war — sondern eines Unbekannten, der vor ihm gelebt hatte, Gott mag wissen, wo; der auch schon ein Großes war, nur in anderer Weise; der auch eine Fortsetzung war, und zwar von andern ungezählten Fortsetzungen — alle verschieden, alle im Raum verstreut, Gott mag wissen, wo — aber doch alle Eines, wie sich etwa ergeben wird, wenn die Zeiten da sind.

Wittekind starrte, wie die Andern, den Alten an, der ruhig, sachlich und doch mit einer gewissen feierlichen Bedächtigkeit gesprochen hatte. Sein verschlossenes Gesicht hatte sich gleichsam geöffnet, wie wenn hinter seiner Stirn das große Buch aufgeschlagen wäre, das sonst sieben Siegel be-

bedenken. Sie sprechen von der Seelenwanderung? fragte Wittekind.

Saltner zögerte eine Weile; dann antwortete er: Ja, man nennt es so. — Ich rede nicht gern davon. Die Einen spötteln darüber, die Andern tändeln damit. Hab' schon manches Jahr zu keiner lebenden Seele ein Wort davon gesprochen. Nur weil wir hier grade so am Feuer sitzen — und weil dieser Shakespeare, dieser wunderbare — — Aber nein, das allein ist's nicht. Ich denke schon lange: mit Ihnen möcht' ich davon sprechen. Und auch mit Marie . . . Und dieser Jüngling da mit den Schwärmer-Augen — für den wär's wohl auch!

Berthold erröthete. In verlegener Freude sagte er: Ich hab' erst diesen Morgen etwas darüber gelesen; in der Zeitschrift da. — Er deutete auf den großen, runden Tisch, auf dem allerlei Hefte und Bücher lagen. — Da wird in einer dramatischen Dichtung —

Ich weiß, fiel Saltner ein. Ich hab's auch gelesen. Der Herr meint es gut mit der Sache, scheint mir; er läßt aber seine Leute im alten Palmyra leben, und die sogenannte Seelenwanderung kommt nur als eine phantastische Veranstaltung für einen besonderen Fall vor: weiter soll sie nichts. Ich mein' aber, sie ist wirklich, und sie ist für Alle. Und das meint auch Ciner, vor dem ich ein Knabe bin, den wir alle verehren — und den doch gar Wenige recht zu kennen scheinen: denn ich sehe, fast Niemand weiß, daß er daran geglaubt hat.

Von wem reden Sie? fragte Wittekind.

Von Gotthold Ephraim Lessing. Den nennen Sie doch wohl nicht einen Phantasten; wie? Den wirft doch wohl Niemand zu den trüben, hirndumpfen Schwärmern,

die aus den Blasen in ihrem Kopf eine zweite Welt machen? Ich denke, das war ein Mann, hell und lauter wie das Sonnenlicht; ein Kopf, in dessen durchsichtig klarem Geist man sich gesund haben kann. Und wie dachte Der über dieses „Märchen“? Seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ — haben Sie die gelesen?

Es ist lange her, sagte Wittekind, die Achseln zuckend.

Ich will sie Ihnen holen, erwiderte der Alte; ging in ein Nebenzimmer, wo seine Bücher in mehreren mächtigen Gestellen fast bis an die Decke standen, und kam mit einem stark zerlesenen Buch in altem Einband zurück. Darauf rückte er unmittelbar an's Feuer, schlug eine Seite auf, ohne viel zu suchen, und überflog sie bei diesem flackernden Licht mit seinen gesegneten Augen, die noch immer ohne Brille lasen, ob große oder kleine Schrift. Sehen Sie, da kommt es, sagte er, auf die Buchseite deutend. Am Ende dieser kleinen Abhandlung, in der so manches Gold ist, kommt das Goldenste; nachdem er von der Erziehung gesprochen, die nach seinem Dafürhalten in der Geschichte der Menschheit wahrzunehmen und sie zur Vollendung zu führen offenbar bestimmt ist. Denn, sagt er eine Seite vorher — der Alte blätterte um —: „die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.“ Und wenn es langsam, für unser Auge unendlich langsam geht, das beirrt ihn nicht; denn — nun kommt es, sehn Sie —: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun!

— Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert? — Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben . . . Warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als ein Mal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? . . . Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschildt bin? Bringe ich auf ein Mal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jezt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? — Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Saltner hatte ohne Kunst, aber mit einem eigen ergreifenden ruhigen Nachdruck gelesen; er schloß jezt das Buch und ließ es auf seinen Knien liegen. Das steht alles im Bessing? fragte Marie verwundert.

O ja; Wort für Wort.

Und ist wirklich von ihm?

Gewiß. — Man hat einmal versucht, ihm diese ganze Schrift abzustreiten und sie einem andern Verfasser anzuhängen; aber man ist damit in den Sumpf gefallen. — Uebrigens, wenn das kein echter Lessing ist, dann bin ich die Rathi!

Und Sie glauben, so ist es? Jeder von uns war schon, und wird wieder sein? Jede Menschenseele fängt auf der untersten Stufe an und soll die höchste erreichen? Jede?

Ja, meine liebe Marie; das ist meine Meinung. Unser Dasein hat einen Sinn, die Welt hat einen Zweck; daran zweifel' ich nicht. Und diese verspottete Seelenwanderung — ist sie nicht das Ei des Kolumbus? Sagen Sie doch selbst! Alles Begonnene kommt so auch zum Ende; verloren geht nichts, denn jede einmal entstandene Seelenform muß sich fortentwickeln, sie muß, — ob auch noch so zäh und langsam und thierhaft, sie muß, denn in einem andern Kleid, in andrer Luft kommt sie immer wieder; und die Zeit ist da! man darf sie ja nur nehmen! — All unser Leiden aber, alles Elend, was thut das? Geht es nicht vorüber? Erfüllt es nicht seinen Zweck? Arbeitet es nicht an uns, damit wir weiterkommen? Und wenn es zu hart, zu grausam, gar unerträglich wird, wenn es mich in dieser meiner Gestalt etwa zu Boden brückt — komm' ich nicht in einer andern wieder auf? Und da find' ich vielleicht eine so leichte Luft, wie die andre schwer war. Eines Tages aber, denk' ich, lichtet sich der Schleier, unsres Geistes Augen, in dieser langen Schule endlich klar geworden, sehen den hellen Tag, sehen den ganzen Weg zurück, den wir gekommen sind, und mit diesem Räthsel der Welt mit diesem, sag' ich; denn wer weiß, wie viele dann noch kommen — mit dem sind sie fertig!

„Mir schwindelt,“ sagte Marie, vor sich nieder blickend. „Ach, so lange zu leben! Wünschen Sie sich das?“

„Ich habe nicht zu wünschen, Kind,“ erwiderte der Alte, mit tiefstem Ernst im Gesicht. „Wenn es so ist, hab’ ich so zu sein.“

„Aber wie denn „zu sein“?“ fragte Wittekind. „Denken Sie, der „Schöpfer“ habe uns geschaffen und nun ausgesetzt wie Forellen- oder Karpfenbrut, die gezüchtet wird, die man von einem Teich in den andern bringt, bis sie ausgereift ist? Entwickeln wir uns selbst? abgelöst vom Schöpfer? Sagten Sie nicht neulich: wir für uns sind nichts, Gott lebt in uns allen?“

„Freilich; wie denn anders? Sie können sagen: wir alle sind nur Athemzüge Gottes . . . Aber er will doch etwas mit uns; jeder Hauch, der von ihm ausgeht, ist ein neues Leben — das sich selber fühlt, das sich selber lebt. Und nur im Werden lebt es. Und so werden wir, den’ ich, in immer neuen Gestalten; bis wir unsre Thierheit besiegt, bis wir das grobe Erdenkleid abgeschüttelt haben, bis wir in einem geistigen Aether leben können, den wir jetzt nur ahnen. Hab’ ich das erträumt? O nein. Lange vor dem Ulrich Saltner — und lange vor dem Lessing — haben das weise Männer gedacht, die vermuthlich „im Walde“ lebten: denn so lange Einem die Welt so recht um die Ohren lärmt, hört man wohl diese zarten Geisterstimmen nicht. Bei den Buddhisten giebt es eine Geheimlehre — für die Denker, nicht für das Volk — die sagt das alles, und so rein und lauter, Lessing kann’s nicht besser. Viele Ringe von Geisterwelten, so zu sagen, kreisen um den Urgeist, um Gott; in dem fernsten Ring — immer so zu sagen — ringen die derben Geister, solche wie wir Erdenmenschen,

durch unzählige Leben hindurch, in Freud' und Leid, nach der Läuterung, die sie endlich weiter und dem Göttlichen näher führt. Was denken Sie wohl, Marie? Wer von uns kann sagen, ob William Shakespeare von Stratford nicht schon eine Form war, die auf dieser Erde nicht wiederzukommen brauchte? die in einer Geistigkeit, einer Klarheit lebt — freilich weit, weit von Gott, aber doch weit vor uns?

Verzeihn Sie, lieber Vater, antwortete die junge Frau, die ihn fast beängstigt ansah, — mir graut noch vor alledem. Aber — und wär's auch so — mit dem Shakespeare, mein' ich — was soll aus den Lebten werden? aus den Gottentotten, aus den Menschenfressern?

Und aus den Gemeinen, den Schlechten, den Ungeheuern? setzte Wittelkind hinzu.

Aus den Menschenfressern? entgegnete der Alte. Das waren Shakespeare's Ahnen auch, glauben Sie mir; und doch kam endlich Shakespeare. „Was habe ich zu ver säumen?“ sagt Lessing; „ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ — Was aber die „Schlechten“, die „Ungeheuer“ betrifft, fuhr Saltner fort, indem er sich zu Wittelkind wandte, — sagen Sie's doch nur gleich: Sie dachten an Waldburg. Sehn Sie wohl, Sie nickten! — Waldburg . . . Warum sollten wir nicht offen über ihn reden; diese Form ist ja todt. Sie haben ihn gut gekannt, ich nicht; Sie sagten dieser Tage einmal, etwas Teufliches sei in ihm gewesen . . . Nun ja. Was bedeutet das? Daß er verführen und verderben konnte, weil er große, glänzende Gaben hatte; und daß diese großen Gaben einem Willen als Knechte dienten, der noch weiter nichts wollte, als nehmen und genießen. Ein richtiger, roher, zutappernder Kinderwille; also doch eigentlich auch nur ein „Menschenfresser“, aus dem mit der langen

Zeit ein Shakespeare, ein Spinoza, ein Lessing werden kann — nur müssen ihm erst die „großen Gaben“ abgenommen werden, mit denen er so viel Unheil stiften konnte. Das ist nun geschehn; er ist todt. Vielleicht kam in diesen Waldenburg — den erzeugten, vererbten, mein' ich, den, so zu sagen, „bürgerlichen Menschen“ — eine wandernde Seele von schon leidlich entwickelter, nicht gemeiner Art, die aber in diesem Käfig einen noch ungezügigten, thierischen Willen vorfand, der ihr zu mächtig war, vor dem sie kriechen mußte, bei dem sie ihre Zeit verlor — — Aber was für Zeit? „Ist nicht die Ewigkeit mein?“ Vielleicht war es auch umgekehrt: eine noch rohe, unerzogene, kraftstrotzende Seele kam in einen trefflich begabten „bürgerlichen Menschen“ . . . Ich phantasire nur so; ich sag's halt so hin. Wo's die Geburt verfehlt, wird der Tod schon kommen. Verspielt ist da nichts, verloren geht nichts. Auf tausend und abertausend Umwegen — die wir Menschen so nennen — geht es doch zum Ziel. Wie sagt Lessing? „Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gradeste ist.“ Laßt ihr Gott nur machen!

Verzeihen Sie noch einmal, lieber Vater, sagte Marie mit halber Stimme, wenn ich eine Frage thue — die vielleicht — — aber sagen muß ich's. Sie sprachen von so einer „Seele“, die in einen erschaffenen Menschen kommt . . . Wie kann sie das? Ich faß' es nicht. Der Mensch ist da, er hat Vater und Mutter, er hat von ihnen geerbt und von Ahnen und Urahnern — er ist sich selber genug . . . Wo wäre da Platz für die fremde Seele? Durch was für eine Thür tritt sie ein? Was ist sie? Wie kann sie ihr Wesen, ihr Leben mit diesem andern mischen?

Der Alte hob den gesenkten Kopf und bewegte sich,

sodaß ihm das Buch von den Knien glitt; er heftete dann seine tiefblickenden, feststehenden Seher-Augen auf das junge Gesicht. Das kann ich Ihnen nicht sagen, meine liebe Marie, antwortete er ruhig. Das ist Sein Geheimniß; von unserm Verstand ist das nicht zu fassen. Ich bescheide mich auch, such' es nicht zu fassen. Wir sind hier, um zu leben, und ein wenig zu ahnen; nicht um zu wissen . . . Ich will euch ja nicht überreden; glaubt, was ihr wollt. Eben das thu' ich auch. Kinder, ich bin alt; und Andre für meinen Glauben zu werben war ich nie geschaffen. Ich hab' nur einmal sagen wollen, eh ich euch davongehę, wie der Saltner gedacht hat; und das ist geschęhn!

Er stand auf. Während dieses Gesprächs hatte seine Stimme mehr und mehr ihren mundartlichen Klang, seine Rede ihre gemüthliche Lässigkeit verloren; er hatte mit einer Klarheit und Feinheit gesprochen, die an ihm überraschte. Auf die Uhr blickend, die auf dem Kamin stand, wiegte er verwundert den Kopf; hm! sagte er, ich hatte gedacht, es müsse später sein. Will nun aber doch gehn; möchte nicht mehr sprechen . . . Nur noch ein Wort, liebes Kind. Sie finden so viele Räthsel in dieser mystischen Seelenwanderung; Sie haben auch Recht — und könnten noch manche dazu finden. Aber wo finden Sie keine? Die Welt ist ja voll davon, wie die Luft von Staub. Wie kommt so eine wandernde Seele, fragen Sie, in einen erschaffenen Menschen . . . Wie kommt in Ihre Hand ein Gefühl? in Ihr Gehirn ein Gedanke? Leben in die „Atome“? Das alles werden Menschen nicht wissen, eh sie nicht in eine reinere Geister-sphäre treten. Wird das geschęhn? Ich glaub' es. Und seit ich es glaube, hab' ich darauf hin gelebt. Sehn Sie, mein Leben war nicht groß, hat nicht viel geschaffen;

aber ein bißchen Arbeit, denk' ich, hab' ich doch gemacht für den Saltner, der kommen wird; für seine neue Gestalt, für seine Fortsetzung, mein' ich. Ich hab' mich bemüht, meine Fehler zu büßen, meine Schwächen zu unterdrücken, meine Kräfte zu stärken; kurz, die liebe Seele unverzagt und unentwegt bergan zu führen, so gut ich's vermochte, daß sie dann, wenn die Stunde kommt, von einem höheren Stand, in etwas reinerer Luft von neuem ausfliegen mag. „Reif sein ist Alles“, sagt derselbe Shakespeare in demselben König Lear. So möcht' ich Denen, die ich liebe, nur sagen: glaubt es oder nicht, aber denkt, es sei möglich, und lebt so, als wär's gewiß! Lebt, euch reif zu machen! Sodasß ihr euch sagen könnt in der letzten Stunde: meine arme Seele — was ihr geschehen wird, ich weiß es nicht; soll sie weiterleben, so hab' ich das Meine gethan, ihr den Weg zu bereiten. Ich hab' nicht verzagt, wenn mich das Leben bedrängte, ich hab' mein Gewehr nicht in den Graben geworfen, wenn es in den Kampf ging, bin nicht müde worden: meine Seele war mir werth genug, daß ich für ihr Heil, ihr Wachsen, ihre Läuterung kämpfte. Nun mag ihr geschehn, was da will; ich hab' tapfer gelebt!

Er hatte die Augen, während er dies sagte, nicht auf Marie gerichtet; jetzt aber sah er sie an, mit einem liebevoll lächelnden Blick. Sie verstand auch wohl, daß er vor Allem für sie gesprochen hatte. Gerührt schaute sie zu ihm auf, und dann bewegt, beklommen vor sich hin. Gute Nacht, Marie! sagte der Alte sanft und gab ihr die Hand. Sie nahm sie, und während sie irgendwas daran zu betrachten schien, zog sie sie ein wenig empor, neigte sich und küßte sie. Gute Nacht! sagte sie dann leise.

Er nickte Allen zu und ging.





V.

Der Tag nach diesem Gespräch verstrich nachdenklich still; Jeder schien mit den Gedanken beschäftigt, die ein so geheimnißreicher, beinahe unerschöpflicher Stoff in ihm in Bewegung setzte, und Jeder schien sie am liebsten für sich allein zu durchdenken. Der Alte selbst blieb fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer, mit alten Papieren beschäftigt, aus denen er allerlei Erinnerungen ausgraben mochte. In Verthold war ein Phantasiren erwacht, wie er es seit den Knabenjahren nicht mehr gekannt hatte; sein junger Kopf spielte mehr mit dem Märchenhaften, das in der Theorie der Seelenwanderung gleichsam auf Schritt und Tritt aufzuweisen scheint, als daß er sich in ihre letzten Folgerungen zu vertiefen gesucht hätte. Zuletzt führten ihn diese Phantasien wieder zu seinem gegenwärtigen Lieblingsdichter, zu Turgenjew zurück, von dem er eine sonderbare Erzählung „Visionen“ gelesen hatte, worin zwar die Seele — eines Mannes — nur in nächtlichen Stunden abenteuerlich „wandert“ und wieder in ihre Hülle zurückkehrt, aber ein räthselhafter Spuk, der Geist eines Weibes, der sich „Ellis“ nennt, wie eine beunruhigte, liebessuchende, zuletzt vom grauenhaften

Gespensst des Todes geängstigte und verfolgte Seele jenen Mann umgaukelt, umherführt, fast um Sinn und Vernunft bringt, endlich scheinbar zu Fleisch und Bein wird und dann verschwindet. Dem Mann aber, der über sie grübelt, kommt es vor, als sei sie „ein weibliches Wesen, das er vor Zeiten gekannt“; zuweilen ist ihm, als sollte ihm gleich, im nächsten Augenblick einfallen, wo er sie schon gesehen; jetzt — und jetzt — aber es kommt nicht — und Alles zerfliehet wieder wie ein Traum. Ob auch Turgenjew, dachte Berthold, dabei die Seelenwanderung im Sinne hatte? Deutlich wird es nicht. Das Ganze versteh' ich nicht . . . Endlich verlor er die Ruhe, er lief mit dem Buch hinab, und da er Frau Marie in der „Halle“ fand, fragte er sie mit dem leichten Erröthen, das ihn so oft in ihrer Gegenwart befiel, ob er ihr eine Geschichte vorlesen dürfe, die sehr wunderbar sei und über die er gerne mit ihr sprechen möchte.

Es war Nachmittag geworden und die schattigen Stunden kamen; auch Wittekind erschien jetzt, mit Hut und Stod, und richtete etwas befangen an Marie die Frage, ob ihr ein Spaziergang mit ihm und Berthold erwünscht sei. Ich danke Ihnen, antwortete sie ohne Zögern; der Morgen im Garten und das Umhergehen dort ist mir für heute genug. Ich will lieber anhören, was Ihr Sohn mir vorlesen möchte; er ist sehr brav, er „bildet“ mich! setzte sie lächelnd hinzu. Wittekind erschien dieses Lächeln so leicht, so froh, wie er es in diesen Tagen noch nicht an ihr gesehen hatte. Er suchte sich darüber zu freuen; statt dessen kam eine Art von Trübsinn über ihn, dessen er sich schämte und den zu verschmeuchen ihm doch nicht gelingen wollte. So geh' ich allein, sagte er, sich äußerlich fassend und über die Weiden hinblickend. Meine Glieder verlangen noch nach Bewegung und

Luft! — Er hörte einen Nebenklang in seiner Stimme, der die innere Bewegung zu verrathen drohte, und eilte, hinauszu kommen. Also auf Wiedersehn! rief er nur noch zurück, machte eine winkende Geberde mit der Hand, deren Heiterkeit in ihrer zuckenden Unruhe unterging, und schritt aus der Thür.

Berthold glaubte zu fühlen, daß irgend eine Verstimmung seinen Vater drückte; er ahnte nicht, was es sein möge, aber es legte sich ihm selber auf die Brust. Nachdenkend trat er ans Fenster, und sah dem Davongehenden nach. Die noch so schlanke, jugendlich kraftvolle Gestalt ging der Salzach zu, über die Karolinenbrücke, dann aber nicht zur Stadt, sondern nach links, stromaufwärts, neben dem Ufer hin. Es war derselbe Weg, den Berthold heute, wenn es dunkel ward, noch zu gehen hatte. Dieses Stellbischein mit Riedau und seinen Genossen war ihm über all den neuen Gedanken fast entfallen. Auf einmal kam es ihm nun in den Sinn, sodaß er fast erschraf; als rührte sich zugleich eine böse Ahnung in ihm, ein Vorwurf gegen sich selbst — ein Mißgefühl — irgendwas. Er drückte die Stirn an eine Fensterscheibe, wie um dieses Gefühl zu verdrängen, und vergaß, sonderbar genug, wo er sich befand.

Nun? Sie wollten ja vorlesen! sagte Marie endlich. Berthold fuhr erschrocken herum. Er bat um Entschuldigung, setzte sich, und begann zu lesen. Es waren eben die „Visionen“, mit denen er gekommen war. Marie, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Augen fast immer auf den erregten Vorleser gerichtet, hörte aufmerksam zu.

Die Erzählung war lang; länger, als er gedacht hatte. Er erstaunte selbst, während er sie vortrug, wie sehr sie sich dehnte, und wie wenig ihre phantastische Verworrenheit sich

entwirrte. Zuletzt las er nur noch mit Mühe und ohne Feuer, ohne Begeisterung. Als er das Ende erreicht hatte, holte er tief Athem und wischte sich über die Stirn.

Marie blieb noch eine Weile still. Ihr Vater hat Recht, sagte sie dann plötzlich, ohne aufzublicken.

Wie meinen Sie das? fragte er betroffen.

Sie antwortete nicht sogleich, sondern deutete auf das Buch und sagte in anderem Ton: Diese Geschichte gefällt mir nicht, muß ich Ihnen sagen! Sie ist wieder geistvoll, merkwürdig, — gewiß, wie Alles von Turgenjew; aber was ich nicht verstehn kann, das bringt mich in eine gewisse Wuth — verzeihen Sie — in eine Art von Empörung, mein' ich; und diese „Visionen“ kann ich nicht verstehn. Wie wunderbar verschwommen — wie slawisch. Finden Sie nicht auch?

Ich find' es jetzt beinahe auch, antwortete er verlegen.

Wer ist Ellis? Was will sie?

Er zuckte die Achseln und erwiderte: Ich weiß es nicht. — Ich dachte nur . . . Er sprach nicht zu Ende. Nach einem gedrückten Schweigen ermannete er sich, zu fragen: Erlauben Sie — warum sagten Sie denn vorhin: Ihr Vater hat Recht?

Marie lächelte. Ihre Augen leuchteten liebenswürdig mild. — Muß ich Ihnen das sagen? — Es wird sich so „belehrend“ ausnehmen, als wär' ich Herr Saltner.

Bitte, sagen Sie's! dennoch!

Ach, ich wollte nur — — Lieber Herr Wittekind, warum vergraben Sie sich so sehr in diesen russischen Poeten? Ich bewundere ihn ja wie Sie; er ist nicht nur ein bezaubernder Menschenschilderer, auch ein feiner, ein edler Mensch. Ja, man muß ihn lieb haben! Aber die Welt, die er schildert,

ist so unerfreulich; man sehnt sich nach frischen, gesunden, kernigen Menschen — nach Männern . . . Sie lächelte. — Ich denke, Sie verstehn mich nicht falsch. Uebrigens, was ich da sage, gilt nicht dem Turgenjewe, nur Ihnen. Lieben Sie denn die Dichter nicht, die so recht gewaltige Männer sind? Shakspeare? Schiller? Goethe?

Gewiß — natürlich — ich liebe sie, stammelte Berthold, der seine heißen Wangen fühlte, ihre Röthe zu sehen meinte. Wie sollte ich denn nicht? — Aber eben jetzt lebe ich besonders in —

Eben jetzt — verzeihen Sie — sollten Sie das nicht thun! — Sie faltete die Hände und sah ihn bittend an, sodaß er ihr durchaus nicht widerstehen konnte: Verzeihen Sie! wiederholte sie. Was thu' ich da? Ich halte Ihnen auch eine „Vorlesung“ — ich Ihnen. Aber es will nun einmal heraus. Eben jetzt sollten Sie das nicht thun! In Ihren Jahren — — Alles, was kräftig, was groß, mannhaft, meinetwegen auch toll ist, das sollte Ihnen jetzt vor Allem — — Ich thu' Ihnen aber nicht gut. Sie sind furchtbar ernst geworden. Sie denken wohl: was will dieses Frauenzimmer? — — Grollen Sie mir nicht. Es kam nur so, weil ich Ihren Vater — — weil Sie — — weil ich Ihnen herzlich gut bin. Seien Sie so großmüthig, so „männlich“, daß Sie mir verzeihn!

Im nächsten Augenblick erschrak sie sehr, denn Berthold, von einer jugendlichen Berrücktheit fortgerissen, warf sich vor ihr auf ein Knie und griff nach ihrer Hand, um sie an die Lippen zu drücken. Ich Ihnen verzeihn! stammelte er. Wie könnte ich Ihnen zürnen! — Nein, ich danke Ihnen. Eine Frau — für die ich nur Verehrung — —

Er hatte eine Hand auf sein Herz gelegt, wie um aus-

zudrücken, daß da kein Groll zu finden, daß nur andre, ganz andre Gefühle da anzutreffen seien. Das Wort für diese Gefühle, schien es, schwebte ihm auf den Lippen. Sie legte ihm aber ihre Hand, die sie ihm entzogen hatte, auf den Mund und stand auf. Schon gut, schon gut! sagte sie rasch. Also Sie grollen mir nicht . . . Aber stehn Sie auf. Ich glaub' Ihnen auch so, daß Sie mir nicht grollen. Schmutz oder Kniefall braucht es dazu nicht!

Sie war erröthet, sie suchte aber zu lächeln. Berthold erhob sich langsam; unklar, ob er in unwürdiger Weise lächerlich geworden, oder ob er im Recht gewesen sei, vor so einer Frau zu knien. Eh er noch ein Wort der Erwiderung fand, schlug hinter ihm auf dem Kamin die Uhr. Er sah auch, daß die Nacht hereinbrach. Ich muß fort! dachte er bestürzt. Niedau hat mein Wort!

Sind Sie böse? fragte er.

O nein! antwortete sie harmlos offenherzig; mit einer ihr ent schlüpfenden Heiterkeit, die zu sagen schien: mich freut wenigstens, daß du doch auch so toll sein kannst! — Nur bei einem zweiten Mal, fuhr sie fort, würd' ich böse werden; und dann so, daß es aus wäre. Aber ein zweites Mal werden Sie's ja nicht thun. — Warum nehmen Sie Ihren Hut?

Ich muß noch fort, entgegnete er, in die Luft blickend. Ich hab' Jemand versprochen — — Zum Nachtmahl komm' ich wohl etwas spät zurück.

Sie wissen ja, in diesem Haus herrscht Freiheit, erwiderte sie.

Ja freilich . . . Er sah auf seine Füße; dann wandte er sich, um zu gehn; es zog ihn aber noch einmal herum, und mit einem treuherzigen, reinen Feuer sahen seine hellen

Augen sie an. Verzeihen Sie nur noch ein Wort, sagte er mit einer Anstrengung, die ihm das Blut in die Wangen trieb. Alles, was groß und mannhaft ist, sagten Sie . . . Ich fühle sehr gut, was Sie meinen. Sie haben mir einen Messerstich in die Brust gegeben . . . Aber darauf kommt es nicht an; von Ihrer Hand — — Das ist es auch nicht, was ich sagen will. Ich wollte Ihnen nur versichern — — —

Stolz oder Scham machte ihn wieder stumm. Marie, die eine Hand auf die andre gelegt hatte, wartete eine Weile.

Sprechen Sie doch, sagte sie dann herzlich.

Ja — das will ich auch thun. „Mannhaft“ . . . Ich glaube gern — das heißt, nicht gern — es fehlt mir noch Manches zu einem rechten Mann; glauben Sie mir, ich fühle das selbst. Ich fühlte es auch gestern Abend, als dieser herrliche Mann — den ich nach meinem Vater am meisten verehere — der Herr Saltner — als er von der großen Aufgabe unsres Lebens sprach: „unverzagt“ — „unentwegt“ — daß man kämpfen soll und nicht müde werden — und „ich habe tapfer gelebt!“ — O, ich fühl' es oft, ich lebe noch nicht, wie ich soll; man muß mich verachten . . . Schütteln Sie nicht den Kopf. Man muß mich verachten. Streiten Sie mir das nicht ab. Aber nur für jetzt; — ich werde doch noch ein Mann! Und wenn die Stunde kommt, werd' ich es beweisen; werde unverzagt — —

Aber nur nicht prahlen! unterbrach er sich plötzlich und zerdrückte seinen weichen Hut. Ich meinte nur — — Also das wollte ich nur sagen. Und so leben Sie wohl!

Er kam mit gutem Glück aus der Thür, obwohl ihm seine Glieder kaum gehorchen wollten, und blickte nicht mehr zurück. Draußen sog er begierig die frische Luft in sich ein,

und begann sogleich mit großen Schritten zu gehn. Es belebte ihn das Gefühl, daß er sich ausgesprochen, die Worte gefunden hatte; daß er sich nicht unwürdig benommen, daß nun die schöne Frau doch wohl denken mußte: ja, er wird noch ein Mann! — Die abendliche Kühle, die von der Salzach und von den Bergen kam, erfrischte ihn bis ins Herz; ihm schienen Schwingen zu wachsen, am Körper und an der Seele; ein Thatendurst überfiel ihn, ein anschwellendes Verlangen nach etwas Unerhörtem, das noch kein Mensch erlebt hatte, das nur Berthold Witteskind erleben konnte. Etwas Gewaltiges, bei dem Weiberseelen schauern; aber ein Jüngling, den die Ehre treibt — den Niemand mehr belächeln oder verachten soll — der tritt diesem ungeheuren Schicksal, oder was es sein mag, unverzagt, unentwegt entgegen und bietet ihm die nackte Brust. Ja, Marie! Marie! dachte er, du sollst mich noch achten, meinen Muth bewundern! Vater, du sollst noch sagen, er ist doch ein Mann! Und dieser weißbärtige Moses soll mir noch freundlich zunicken: du hast tapfer gelebt!

Ueber solchen Gedanken vergaß er ganz, was ihn auf diesen nächtlichen Spaziergang hinausgetrieben hatte; er ging immer weiter, wie von seinen Flügeln getragen, in die völlige Nacht hinein. Der noch wachsende, fast gefüllte Mond stand hoch, hier und da schimmerten große Sterne, die kleinen erschienen nicht; zuweilen, wenn der Wald sich öffnete, in dem er dahinging, stiegen rechts in den nachtblauen Himmel bleiche Silberwellen auf, die fernen Schneegebirge, die das walbige, schwärzliche Bergland überragten. Berthold hatte sie schon mehr als einmal gedankenlos angestaunt und seine Wanderung fortgesetzt; als er endlich wie aus einem Rausch erwachte, blieb er betroffen stehn. Wo bin ich denn? dachte

er. Ich will ja an die Salzach . . . Der Fluß hatte ihn verlassen, oder er den Fluß; der Pfad war durch den Wald mehr landein gegangen, die Stelle, wo Berthold ihn verlassen und am Ufer fort stromauf gehn sollte, lag offenbar schon hinter ihm. Wie weit, ahnte er nicht. Er wußte nur, zur Linken strömte der Fluß; und gar entfernt konnte er nicht sein. Wenn ich quer durch den Wald zur Salzach gehe, dachte er, so ist wohl nicht viel versäumt; ich gehe dann von da stromab, statt stromauf, und komme so von rückwärts an den bestimmten Platz. Vielleicht hab' ich ihn bald!

Er verließ den Weg, den der Mond erhellte, und trat in den dunkleren Wald. Hier mußte er langsam gehn; denn der weiche, mit Nadeln und Moos bedeckte Boden war uneben, und die eingestreuten Lichter des Mondes, mit den schwärzlichen Schattenflecken wechselnd, verwirrten das Auge mehr, als sie es leiteten. Vorsichtig, beinahe geräuschlos wand er sich zwischen den Bäumen durch, die halb enger, bald weiter standen und zwischen denen allerlei Gebüsch emporwucherte. Auf einmal sah er den Fluß, auf dessen bleichgrauem, ölig fließendem Wasser hier und da ein blaßgoldenes Mondflämmchen huschte. Er war ganz nahe am Ufer, das ihm bisher das Unterholz verdeckt hatte. Nun wend' ich mich links, dachte er, und gehe mit dem Strom! — Da hörte er eine leise Stimme, so nahe, daß er erschraf. Hinter dem nächsten Busch, über der tiefer fließenden Salzach, schien sie zu sprechen; nicht flüsternd, aber tonlos, in tiefem Haß. Jetzt erkannte er sie auch schon: es war Meßner's Stimme.

Länger wart' ich nicht! brummte dieser harte „Wacht-

meisterbaß“, bei aller Gedämpftheit vernehmlich. Kommen wir zur Sache!

Riedau kommt noch, flüsterte eine andere Stimme. Es mußte die des Afinger sein.

Geh' mir mit dem Rohrengesicht! brummte Wegner wieder. Dem trau' ich nicht! Dem trau' ich nicht! Ich sag' dir's zum letzten Mal! Laß mir den aus dem Spiel!

Was ist das? dachte Berthold überrascht, verblüfft, und der Fuß, den er schon bewegen wollte, blieb stehn. Die sagen das, was ich selber dachte? — Was sagt denn Afinger? — Er stand und horchte, ohne sich zu regen.

Du bist verrückt, flüsterte Afinger's etwas erregte Stimme.

Ich bin durchaus nicht verrückt, entgegnete der Andre. Frag' Grabowski: dem hat Einer erzählt, daß Riedau neulich Abends spät vom Polizeidirektor herausgekommen ist. Was hat er da zu thun? — Wovon lebt er jetzt? Von seinen „Ersparnissen“? Unsinn! Die sind längst verbraucht und vertrunken. Was sollen wir mit diesem Mullahen und seinen Schafalsaugen? Wozu hast du uns den gebracht? Weil er dir immer nach dem Munde spricht; weil er sein wulstiges Maul nicht aufthut, ohne dich zu bewundern. Hab' ich Recht, Grabowski?

Hast Recht, sagte eine dritte Stimme, etwas lauter. Er ist ein B—B—Berräther!

„Ein Berräther“, flüsterte Afinger, dem Stotterer nachäffend. Ihr gönnt ihm seine guten Kleider und mir seine gute Meinung nicht. Darum gehört er zur Polizei!

Zum Teufel, so streitet doch nicht! murmelte eine vierte Stimme, die Berthold nicht kannte. So kommen wir nicht vom Fleck. Darum bin ich nicht nach Salzburg

gezogen, um zu hören, wie ihr euch selber verteilt, **stai** den Andern zu Kleid' zu gehn. Wollen wir die **aller** höchste Herrschaft nun anfassn oder nicht?

Berthold rauschte es auf einmal in den Ohren. **Was** heißt das? dachte er. Er konnte sich nicht rühren.

Ku, das sag' ich ja! rief Mekner aus; er fuhr **aber**, auf ein leises Zischen der Andern, wieder tonlos fort. **Gehn** wir doch nicht länger um den Brei herum; mir ekelt schon vor uns selbst. Die Bomben sind lange da, Alles ist besprochen, Alles ist abgemacht; — wer zögert denn noch immer? Dieser Afinger! — Warum? Weil's ein „braver Herr“ ist? Das geht doch uns nichts an. Die gekrönten Häupter müssen alle herunter, sonst kann uns in dieser Welt nicht geholfen werden. Mit dem fangen wir an, weil er der Nächste ist. Hab' ich Recht, Grabowski?

Die B—Bomben sind dazu da, murmelte Grabowski.

Gut, sagte Afinger. Gut. Also loosen wir, wer sie werfen soll; — sonst behauptet ihr am Ende noch, ich halt' es auch mit den Bütteln. Wird der Betreffende gefaßt, so suchen die Andern ihm durch Alibi-Zeugen zu helfen; hat er Familie, so wird für die gesorgt. Sind wir einig?

Ja, murmelten die andern Stimmen.

Machen wir die Loose; — hernach wird geschworen.
— Was ist da für ein Geräusch?

Wo? flüsterte Mekner.

Da oben. Habt ihr nichts gehört? — Es knackt was. Ein Zweig. — Ist das Niedau? — Niedau, machen Sie keine Späße; die passen uns hier nicht. Kommen Sie herunter! — — Nein, das ist nicht Niedau. Steht auf!

Die jungen Männer erhoben sich, fast alle bleich im Gesicht, und sahen in das Buschwerk und den Wald hinein.

Sie erblickten Berthold; er war in einer Art von Betäubung gegen einen Baum gesunken, seine Augen irrten, und ein leichtes Beben ging über seine Lippen. Zu sprechen versuchte er nicht.

Das ist ja dieser Wittekind, stieß Afinger hervor, überaus betroffen. Wie kommt der hierher? Was heißt das?

Berthold kam zu sich, er fühlte sich an den Armen und an der Brust ergriffen; seine Augen erkannten nun Alles, das milchige Gesicht Grabowski's mit dem blonden Bärtchen, Mezner's breiten Kopf und wulstige Stirn, die mageren, harten, vergeistigten Züge Afinger's, die der Mond umspielte. Der Vierte hatte ihn an den Baum gedrückt und faßte seine Schulter. Sie umstanden ihn alle; Mezner öffnete ein Messer, das nun fest im Griff stand. Flußabwärts tauchte noch ein Fünfter auf, eine kurze, schwarzhaarige Gestalt, die nicht ganz herantrat; eine kleine, metallene Pfeife blinkte in dessen Hand.

Sprechen Sie leise, murmelte Afinger, hart vor Berthold's Gesicht. Und sagen Sie die Wahrheit. Sonst liegen Sie gleich auf der Erde, so und so viel Zoll Eisen in der Brust. Wie kommen Sie hierher?

Durch Niedau, antwortete er langsam; noch mit dem Grauen kämpfend, das all' diese Reden in ihm hervorgerufen, das diese blassen, verwilderten Gesichter noch vermehrten. Er — er hat mich — —

Hierher geschickt? Niedau?

Berthold nickte.

Mezner schien lachen zu wollen, seine Zähne blinkten. Da hast du's! sagte er, zu Afinger gewandt. Der Spizel schickt Den hierher, er soll uns —

Still! unterbrach ihn Afinger kurz. Laß mich! —

— Warum hat Niedau Sie hierher geschickt? Was sollen Sie hier?

Ich weiß es nicht, murmelte Berthold.

Was? Sie wissen es nicht?

Nein. Was er will, das — das weiß ich nicht. Die Herren „tagen“ hier, hat er mir gesagt; sie berathen hier . . . Hätt' ich gewußt, was sie hier berathen — lieber wär' ich gestorben, als hierhergekommen!

Sie sind auch noch nicht lebendig wieder fort, erwiderte Mehner grimmig. Denken Sie nicht, daß wir lange sackeln, wenn sich da Jemand in den Schatten stellt und zuhört. Wir tragen unsere Haut zu Markt; da ist die der Andern doppelt wohlfeil — das sehen Sie wohl ein. Was hat Ihnen Niedau gesagt?

Was ich Ihnen sagte —

Hund, du lügst!

Afinger legte seine Hand auf Mehner's Arm, der das Messer so hob, daß es im Mondlicht blinkte. Sei still! sagte er ungeduldig. Laß mich nur machen; ich kenne diesen Herrn. Der lügt nicht, das weiß ich. Das seh' ich ihm auch an. So Einer läßt sich nicht auf's Hören schicken; und dann — Hören — was heißt das! Niedau weiß ja ohne Den, was los ist. Ihr phantastirt in den Tag hinein. Dieser junge Mensch ist hergekommen, weil er sich's anders gedacht hat; weil er — was wir vorhaben — —

Hier stockte Afinger selbst. Seine Lippen blieben offen, seine Augen schärften sich und warfen einen gefährlichen Blick seitwärts auf den Jüngling. Berthold erfaßte diesen Blick, der zu sagen schien: Nun weißt du aber zu viel; dir ist nicht zu helfen!

Machen wir ein Ende! sagte der Vierte rauh, Der,

den Berthold nicht kannte. Was soll mit dem Menschen geschehn?

Mekner stieß die Luft zwischen den Zähnen durch. Den hat uns dieser Höllensohn, der Niedau, in die Suppe gebrocht; nun müssen wir ihn mit aufessen. Er kann ja nicht wieder fort. Sonst sind wir verloren!

Berthold sah auf das Dolchmesser und in Mekner's schwarzhärtiges Gesicht; plötzlich war ihm, als ringe sich ein schon lange eingesperrter Schrei aus seiner Kehle herauf und wolle in die Luft, als müsse er sonst ersticken. Hilfe! Hilfe! rufen, dachte er . . . Aber ruß ich um Hilfe, so hab' ich ja sofort das Messer in der Brust . . . Er starrte wieder auf alle diese Gesichter, wie auf Wahnbilder eines beginnenden Traums, wenn man eben einschläft. Kann das wirklich sein? fuhr ihm durch den Kopf. Ja, ja, ja, es ist. Da ist es ja schon, dieses Furchtbare, dieses „Gewaltige“ — von dem er vor einer halben Stunde phantasirt, in dem er sich berauscht hatte. Eine Stimme ohne Ton schien zu sagen: Sterben . . . Berthold Wittekind soll sterben . . . Er fühlte etwas Rasses, Kaltes auf seiner Stirn; mechanisch wollte er die Hand heben, um es wegzuwischen, aber seine beiden Arme waren festgehalten. Jemand schüttelte ihn; vielleicht war es auch das Grauen; er wußte, er begriff es nicht.

Run, was sagen Sie dazu? fragte Afinger, scheinbar kalt und ruhig.

Wozu? fragte Berthold zurück.

Daß Sie zu viel gehört haben und nun — nicht wieder fort können. Was sagen denn Sie dazu?

Ich? Nichts, antwortete Berthold; mit einer Ruhe, die ihn selber in Erstaunen setzte.

Da will ich Ihnen noch etwas sagen, fing Afinger wieder an; und ihr, redet mir nicht hinein; ihr kennt ihn alle nicht so, wie ich. Was wir uns vorgenommen haben, das gefällt Ihnen nicht —

Berthold schüttelte heftig den Kopf; das Schütteln ergriff seinen ganzen Körper und rieselte an ihm bis zu den Fersen hinab.

Au ja — ich seh's Ihnen an! — Aber Sie haben Ehre im Leibe, daran zweifel' ich nicht. Schwören Sie uns — bei Allem, was Ihnen heilig ist — daß Sie schweigen wollen; nie ein Wort, verstehn Sie, über das, was Sie hier gehört haben — und was kommen wird. Schwören Sie das genau und ausführlich. Dann laß' ich Sie gehn.

Mekner knurrte unwillig; Afinger blickte ihn aber scharf und überlegen an. Zugleich zog er ein Dolchmesser hervor, dem des Andern ähnlich, und öffnete es. Grabowski that dasselbe.

Ich soll schweigen, fragte Berthold, was Sie dann auch thun? Und Sie werden es thun?

Fragen Sie nicht lange; machen Sie geschwind, wir haben keine Zeit, zu warten.

Sie wollen es thun, und ich soll still sein, als wüßte ich von nichts? Ich soll es geschehen lassen, ohne mich zu rühren? — Dann thu' ich's ja mit. Dann bin ich ja —

Ein Ungeheuer wie ihr, wollte er sagen; er hielt es aber zurück. Seine Lippen bebten. Vater! Vater! dachte er plötzlich. Es ist um mich geschehn!

Nach' ein Ende! murmelte Mekner, indem er Afinger's Arm faßte. Sonst beim Teufel thu' ich's!

Ich werd's schon machen, sei ruhig, antwortete Afinger und riß seinen Arm los. Er wandte sich dann wieder zu

Berthold; das Blut stieg ihm in die Augen und in das fahle Gesicht. Nun ist's aus, sagte er. Nun hören Sie mein letztes Wort. Es geht um unser Leben; danach handeln wir also; danach richten Sie sich. Wollen Sie so schwören, Wort für Wort, wie ich es verlange, oder wollen Sie's nicht?

Ich kann mich also retten, dachte Berthold. Ich kann's! — Die Angst der Creatur lief ihm durch die Glieder. Schnell wie der Wetterschlag erhob sich aber in ihm ein anderes, wunderbares Gefühl; ein wildes Schwellen seiner Lebenskraft, ein aufbäumender Stolz, eine flammenheiße Empfindung von sich selbst: der bin ich — und der bleib' ich! „Und wenn die Stunde kommt“, hörte er sich sagen, „werd' ich es beweisen“ . . . Nein! rief er aus, und wiederholte es lauter. Das schwör' ich euch nicht!

Dann fahr' ab, du Hund! sagte Mekner mit verhaltener Stimme und hob seinen Dolch. Afinger aber, der Gesicht gegen Gesicht vor Berthold stand, kam ihm zuvor; ohne zu sprechen, stieß er dem Jüngling sein Messer tief in die Brust. Berthold fühlte den stechenden Schmerz; er sah nun auch Mekner's Klinge in der Luft, von der Seite her gegen sein Gesicht gerichtet; unwillkürlich warf er den Kopf zurück. Der Dolch traf ihn nur seitwärts von der Schläfe. Er empfand noch die Wärme des hervorquellenden und hinabfließenden Bluts; dann taumelte er, seine Augen schlossen sich, und er fiel zur Erde.

Hat er genug? hörte er noch sagen. Jrgend Jemand schien es durch einen Laut zu bejahen. Einen Augenblick danach ertönte ein schwacher Pfiff; er schien von der Warnungspfeife jenes Fünften da unten am Fluß zu kommen. Sogleich entfernten sich hastige, leise, zuweilen knackende

Schritte; nach allen Seiten, wie es Berthold dächte. Nicht lange, so war Alles still.

Hat er genug? wiederholte er sinnlos flüsternd vor sich hin. Sein halb erloschenes Bewußtsein flackerte heller auf; er dachte an seinen Vater, an Marie — und auch an die sich schärfenden Schmerzen oben und in der Brust. Könnt' ich zu Hause sterben, dachte er, und richtete sich auf. Zu seinem Erstaunen regten sich die gleichsam träumenden Kräfte; der Schmerz schien sie zu stacheln, statt sie wegzuzehren. Nach einer Weile stand er, sah den Mond, die Sterne, sah wie ein Lebender aufrecht in die nächtliche, schlafende Welt hinein. Die Andern waren alle wie ein Spuk verschwunden. Dort hinunter lag Salzburg: er wußt' es, er kannte seinen Weg. Langsam, zuweilen leise erschwankend ging er am Ufer hin, so wie er hatte kommen wollen: es stand Alles klar vor seinem Hirn, das zu brennen schien.

Nur ward es kühler darin, je weiter ihn seine taumelnden Schritte führten; zuletzt verbreitete sich vom Scheitel her ein frierendes Gefühl, in dem auch sein Wissen von sich und der Welt ohne Schmerz verging. Er hatte den gebahnten Fußweg, den der Mond beglänzte, noch nicht ganz erreicht, als er, Alles vergessend, nur noch einmal den Vaternamen seufzend, neben einem der letzten Bäume ins Moos sank.





VI.

Witterkind war an diesem Abend in unfrohen Gedanken bis Anif gegangen, und darüber hinaus; nicht auf der Fahrstraße, die über Hellbrunn führt, sondern auf dem Fußweg, der in der Nähe der Salzach bleibt. Er ging rasch, sah nicht viel um sich her, und ging ebenso rasch zurück; erst als ihn die Nacht ganz umfassen hatte, begann sich gleichsam das Rad in seiner Seele schwerer, zögernder zu wälzen und verlangsamte auch seinen Schritt. Gewohnt, nach Klarheit zu ringen und jede Halbheit zu fliehen, kämpfte er mit dem Entschluß, das gastliche Haus am Kapuzinerberg schon jetzt zu verlassen; denn wohin sollte es führen, wenn er länger blieb? Marie zu gewinnen mußte er verzweifeln; er konnte nur an diese Frau so viel von sich verlieren, daß ihm zu wenig zum Leben blieb. Ihr Herz wollte ihn nicht, bedurfte seiner nicht. Neigte es sich noch irgend einem anderen Herzen zu, oder konnte seine Erstarrung noch einmal in Neigung schmelzen, so würde das dem Sohn, nicht dem Vater gelten. . . . Er fühlte das, und suchte es ohne Reid zu fühlen; wie konnte er seinem Kind, seinem geliebten Einzigen, irgendwas mißgönnen? Aber bleiben? Wozu? In nutzloser Dual mit anschauen, wie die Erwiderung, die

seinem Gefühl versagt ward, etwa einem Andern zufiel, der noch so ganz werdende Blüthe war, der an ein ernstes Band für's Leben nicht denken konnte? Es war für Alle gut, wenn dies endete . . . Und doch war „Scheiden und Meiden“ so schwer. Die Augen zu Boden gesenkt, die Brauen hinabgezogen, ging er desto unlustiger, gedämpfter, je näher er Salzburg kam, je mehr er den Magnet dieses Orts und den Schmerz der Entscheidung fühlte.

Gedankenlos wich er endlich vom Wege ab und trat nach rechts auf die Bäume zu, da ein unklarer Eindruck ihn beschäftigte. Er sah bewußter auf und betrachtete die am Boden liegende Gestalt, die seine Augen auf sich gezogen hatte. Der Mond drang zwischen den Zweigen eines Baumes durch, der weiter rückwärts hoch aufragte, und zeigte ihm nun ein Gespenst, an dessen Leibhaftigkeit selbst sein männlicher Geist zu glauben für unmöglich hielt: es lag da Jemand wie sein Sohn, regungslos, leichenfahl, die Haare flehend von Blut, das Gesicht roth überflossen, aus der Brust siderten die Tropfen auf die Erde hin. Berthold, sein Sohn, den er vor ein paar Stunden in jenem Hause verlassen, der ihm in seiner blühenden Schönheit nachgelächelt hatte; der hier am Wald in der Nacht, allein, sterbend oder todt . . . Er stand zuerst, starrte und rührte sich nicht. Ein Mann, der von seiner Insel aufs Meer hinausgefahren ist und zurückkommt und sie versunken und verschwunden findet, könnte nicht versteinert hinschauen und das Unbegreifliche vergeblicher zu fassen suchen. Und hätte ein Blitz vom reinen Himmel herab vor seinen Augen Berthold niedergeschlagen, es hätte ihn nicht furchtbarer betroffen. Allmächtiger! rief er endlich, mit so veränderter Stimme, daß er selber sie nicht erkannt hätte. Ist das wirklich mein Kind!

Das sickernde Blut gab ihm die Besinnung wieder. Berthold — er rief ihn bei seinem Namen an — rührte sich nicht; Wittekind kniete aber neben ihm ins Moos, und während er noch das Entsetzen wie eine kalte Faust in seinem Nacken fühlte, suchte er die Wunden, betastete sie, riß die Tücher aus seiner und aus Bertholds Tasche, zerriß sein geöffnetes Hemd und eilte an Kopf und Brust die Wunden zu verbinden, so gut, wie es eben ging. Eine Wonne war ihm, das leise Seufzen des Beunruhigten, seinen matten Athem zu hören, der sein Leben kundgab; den Herzschlag zu fühlen, der mit seiner gestauten Kraft doch immer noch Tropfen aus dem blutenden Spalt hervortrieb. Berthold! rief er wieder, als hoffte er dann die Augen sich öffnen zu sehen und ein neues Leben in der armen, erschöpften Gestalt zu wecken. Die blassen Lider hoben sich aber nur zur Hälfte, wie die Blätter einer Knospe, die von der sinkenden Sonne gestreift werden, und fielen wieder zu. Wittekind nahm sein Herz und seine Kraft zusammen, hob den Jüngling mit beiden Armen, lehnte ihn gegen seine linke Schulter und trug ihn auf dem Wege fort.

Wie segnete er seine Stärke, die er so gern geübt, gestählt hatte, und die in dieser nie gekannten Noth zu wachsen schien; es kam eine Art von Raserei über ihn, er schritt so gewaltig aus, daß er zuweilen in ein Taumeln gerieth, er warf die immer schwerere Last höher über die Schulter, um länger auszuhalten, und murmelte ermutigende Worte vor sich hin, die ihn, als kämen sie von außen, in seinem Innersten aufzustacheln schienen. Endlich stöhnte er doch vor Grimm und Schmerz: die Muskeln, die schon lange bebten, widerstanden nicht mehr. Die Arme erlahmten und die Kniee wankten. Er sah in der Ferne wohl die ersten Häuser,

sie zu erreichen hoffte er nicht mehr. Nirgend's ein Mensch oder eine Stimme. Noch einmal versuchte er, verborgene Kräfte aufzurütteln, und wankte noch eine Strecke weiter; dann sah er ein, er müsse zusammenbrechen. Erschrocken ließ er ihn, der noch immer ohne Bewußtsein war, langsam niedergleiten, warf sich neben ihm hin, und fühlte, während er zu den kalten Sternen aufsah, das Zittern seiner Glieder, das wüthende Hämmern seines überreizten Herzens und die bittere Noth in seinen ruhelos fliegenden Gedanken.

Als ihm ein wenig Ruhe und Stärke wiederkam, stand er auf und begann zu rufen. Seine Stimme war geschwächt und rauh, als hätte er sie durch Mißbrauch erschöpft. Hätt' ich jetzt Saltners „Trompetenstimme“, dachte er; könnt' ich wie der Donner losbrechen, daß alle Fenster in Salzburg zitterten und beben! — Er rief allmählich kräftiger, durchdringender; aber lange umsonst. Endlich kam ein Mensch gelaufen, ein halberwachsener Bursch, der, an der Salzach umherlungernd, die heisere Stimme gehört hatte. Wittekind schickte ihn mit großer Belohnung und größerer Versprechung nach der Stadt zurück: mit dem ersten Wagen, den er finde, solle er hierher eilen. Der Bursche lief, und war bald verschwunden. Endlose Zeit verging; unterdessen kniete Wittekind im Gras, Berthold auf seinem Schooß, den Kopf an seiner Brust; küßte die blutigen Wangen und die reinen Lippen, und horchte immer wieder auf das leise Leben, das in dem unbewußten Körper athmete und pochte. Die Nacht war kühl, und so unbeschützt, in seinem leichten Rock, lag der Jüngling da. Wittekind zog den eigenen aus und deckte ihn damit zu. Ihn schauerte und fror; ach! dachte er, könnt' ich ihn nur durch irgend ein Opfer retten! — Und

immer starrte er wieder dieses Räthsel an, fragte vor sich hin: Wer hat das gethan? Was ist ihm geschehn?

Ein Wagen rollte endlich durch die Stille heran; der Burck sprang heraus, sie hoben Berthold hinein und fuhren zu Saltner's Haus. Die Thür stand noch offen; der Alte und Marie, irgend eines Unglücks gewärtig, da Vater und Sohn nicht heimkamen, eilten ihnen entgegen. Sie sahen nun, daß ihre Ahnung nicht gelogen hatte. Marie ward blaß wie der Tod; Saltner stand erschüttert, sagte sich aber mit erstaunlicher Kraft. Die beiden Männer trugen Berthold in sein Zimmer hinauf und legten ihn auf's Bett. Er seufzte und stöhnte zuweilen, stärker als zuvor; dann versank er wieder in die starre Ruhe. Sie öffneten seine Kleider; nun erschien aber auch schon Marie, noch blaß, doch still und gesammelt, mit Allem, was ihre Hausapotheke hergab. Es fehlte nichts, das vonnöthen war; sie breitete Alles aus, mit zuweilen zitternden Händen, aber überlegt, ohne Hast, wie eine barmherzige Schwester, die ihren Dienst verrichtet. Bald hatte sie den ersten Nothverband gelöst und legte einen andern, kunstgerechten an; nachdem sie die Wunden gewaschen, gereinigt und dieses edle, marmorbleiche Gesicht von aller Entstellung befreit hatte.

Wittkind wollte ihr wehren und es selber thun; sie sah ihn aber groß an: Haben Sie vergessen, sagte sie mit einem leise bebenden Lächeln, daß ich der „Leibarzt“ war? — Lassen Sie mich nur. Die Männer können so Vieles, um das ich sie beneide; das da können wir besser! — Wittkind schwieg, dankte ihr durch einen Blick, und sah nun in dumpfer Erstarrung zu. Nach einer Weile kam Kathi, mit Gistücken in einer Schale; Marie hatte sie ausgeschiedt. Kathi's Thränen flossen. Sie blieb aber ganz still; die

„barmherzige Schwester“ hatte ihr's befohlen. Endlich erschien auch der Arzt, dem man den Wagen geschickt hatte; ein schon ergrauter, rüstiger Mann, mit Saltner befreundet und vom Winter her mit Marie und ihren ärztlichen Einsichten bekannt, wie er sie denn auch sofort mit seiner vertraulich trockenen Herzlichkeit begrüßte. Jetzt erwachte wieder Wittekind's tiefe Seelenangst. Er trat an das von der Wand abgerückte Bett, dem Doktor gegenüber, ließ die Augen nicht von ihm und suchte von jeder seiner Mienen das Urtheil abzulesen: Leben oder Tod!

Was haben Sie mir zu sagen? fragte er, sich fassend, als der Arzt seine lange Prüfung beendet hatte. Schonen Sie mich nicht; ich will Alles wissen!

Wir müssen's abwarten, erwiderte der Doktor bedächtig. Da unten, das ist nicht so schlimm; er hat Glück gehabt, die edlen Theile sind nicht betroffen, kann ich Ihnen sagen. Viel Blut ist verloren — das ersetzt sich wieder. Auch die Hirnschale ist gut davongekommen; aber der Riß ist lang, und daß sich die Hirnhaut entzündet, das kann uns leicht geschehen. Was sich dagegen thun läßt, daran wird's ja nicht fehlen. Auf diese junge Frau können Sie sich verlassen; sie hat mir auch schon zugeflüstert, ich soll keine Pflegerin schicken, sie will Alles selbst thun. Das Beste ist, wir thun ihr einstweilen den Willen; das Weitere findet sich. — Sie versteht's. Also guten Muth!

Wittekind nickte stumm. Der Arzt wandte sich zu Marie und ordnete mit gedämpfter Stimme an, was zunächst zu thun sei; dann grüßte er und ging. Marie ging ihm nach. Saltner blieb noch eine Weile; Kathi war schon fort. Endlich bat Wittekind den Alten, dessen langes, ernstes Gesicht weich auf den Jüngling hinuntersah, er möge nun

schlafen gehen und ihm die Nachtwache bei seinem Sohn überlassen. Gallner sträubte sich; Wittekind drängte ihn fort. An der Thür wandte sich der Alte und umarmte ihn so heftig, daß er fast einen Schmerzenslaut ausgestoßen hätte; dann schritt er aus der Thür.

Der Vater war wieder allein; plötzlich verließ ihn die Fassung, er warf sich neben dem Bett auf die Kniee hin. Berthold! mein Sohn! mein Sohn! schluchzte er. Darfst mich nicht verlassen! Alles auf Erden — du nicht! Was haben sie dir gethan — welches Ungeheuer — — diese holde Blüthe, dieses schuldlose Herz! — Bringt sie mir her, ich will sie zerreißen, ich will sie vernichten. Ich will ihr Blut vergießen, wie sie dein's vergossen. Mit diesen Händen will ich sie — — Berthold! Mein letztes Kind! Stirbst du, so geh' ich mit. Laßt mir meinen Berthold! Laßt ihn mir nicht sterben! Laßt ihn mir nicht sterben!

Er fühlte eine leichte Hand auf seinem Haar und wandte langsam den Kopf. Marie war auf ihren leisen Füßen wieder eingetreten; sie hatte ein bequemeres Gewand angelegt und Kissen gebracht, auf denen sie Berthold's Kopf besser betten wollte. Ihre weiche, beruhigende Stimme sagte gedämpft, doch mit Festigkeit: Er wird Ihnen nicht sterben. Seien Sie getrost. Armer — und doch noch glücklicher Vater. Ihr Sohn lebt; und liebt Sie; und er wird auch leben. O verzagen Sie nicht!

Wie Musik, dachte er, ihrer Stimme lauschend. Er hatte ihre Hand gefaßt, hielt sie fest, legte sie auf seine glühende Stirn und auf seine Wangen. Noch einmal mußte er aufschluchzen; dann athmete er wieder, wenn auch schwer, doch still. Marie bewegte sich nicht, sie neigte sich nur ein wenig, um ihm die Hand zu lassen. So blieben sie eine

geraume Zeit, sie stehend, er auf den Knien, an das Bett gelehnt.

Erst Berthold's unerwartete Stimme trennte sie; er begann zu sprechen. Es erwachten in ihm offenbar Fieberphantasien; seine Arme bewegten sich, sein bisher so starres Gesicht gerieth in ausdrucksvolle Erregung. Das Eis, das auf seinem Kopf lag, konnte die Gluth in dem träumenden Gehirn nicht löschen; die Bilder darin jagten einander, wie sich in einer seichten Brandung die Wellen überstürzen. Von Zeit zu Zeit hörten ihn Wittekind und Marie ihre Namen nennen; dann flog seine Phantasie wieder in unverständlichem Murmeln davon, oder stieß mit Festigkeit und Leidenschaft Namen aus, die sie beide nicht kannten. Auch das Gespräch von gestern tauchte in seinen Gedanken auf: er fühlte sich als wandernde Seele, die durchs Weltall irrte, die auf dem Mond erschien, die sich dann in irgend eine verhaßte Gestalt versezt sah, von der sie sich mit Messer und Dolch zu befreien suchte. Zuweilen ward er ruhiger, ward still; dann athmete der Vater auf und tauschte mit der „barmherzigen Schwester“ einen Blick der Erleichterung. Bald begannen aber wieder die gehegten Träume, die gemurmelten Phantasien. So verging die Nacht.

Umsonst versuchte Wittekind, Marie zu bewegen, daß sie schlafen gehe; mit ihrem ernstest Lächeln schüttelte sie den Kopf. Wozu reden Sie, sagte sie; der Doctor, wissen Sie ja, hat mich angestellt. Sie aber sollten schlafen. Ich bedarf Ihrer Hilfe nicht.

Ich? Ich bin der Vater, antwortete er. Aber Sie — — Ihre zarte Gesundheit —

Ich bin viel zu gesund, antwortete sie leise. Und in

all diesem Jammer macht es mich so glücklich, daß ich etwas zu thun habe, daß ich helfen kann.

Helfen — aber nicht die Nächte verwachen —

Sie fiel ihm ins Wort, auf Berthold blickend: Ist er nicht Ihr Sohn?





VII.

Es kam, was der Arzt wohl gefürchtet hatte: während die Brustwunde ohne Mühe heilte, breitete sich auf der heftig angegriffenen Hirnhaut eine Entzündung aus, die, mit unablässiger Aufmerksamkeit Tag und Nacht bekämpft, endlich verging, aber eine neue Sorge zurückließ, wie bei jeder dieser Entzündungen zu geschehen pflegt. Nach der unmittelbaren Gefahr des Lebens, die geschwinder abzog, als man hatte hoffen dürfen, kam nun die äußerste Prüfung der Geduld, da das Gehirn des Kranken vor jeglicher Anstrengung oder Reizung zu behüten war, damit der Genesungsprozeß sich vollziehen könne. Bis in den Sommer hinein blieb Berthold verurtheilt, still das Bett zu hüten, nichts als seine Tapete zu sehn, kein Buch in die Hand zu nehmen, und sich nur an den regenkalten Lüften zu erquicken, die her in diesem feuchten Land doppelt feuchte Juni in die offenen Fenster hereinwehte. Sein kostbarster Trost war, außer des Vaters geliebttem Angesicht, die wohlthuende, klangvoll streichelnde Stimme der Frau Marie, die ihn zu pflegen fortfuhr und

ihm nun „Gutes mit Bösem“ vergalt, wie sie scherzend sagte, da sie sich zu seiner Vorleserin ernennen ließ: einfach, ohne Kunst — aber nicht ohne Natur — gab sie ihm täglich „einige Löffel Medicin“ aus den Büchern ein, die er nicht lesen durfte. Zuweilen hörte er sie auch, wenn sie unten sang und eine wärmere Luft durch alle Fenster strich. Ihre Musik, ihre liebevolle Sorge, ihre schwebende Gestalt erfüllte das ganze Haus. Sie schien nur für Berthold zu leben und lebte doch für Alle. Es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, die Keinem entgehen konnte: ihre Gesundheit und Schönheit war bei diesen unendlichen Mühen erstaunlicher Weise geblieben, statt sich aufzureiben, und über ihr Gemüth war eine herzhaftere Freudigkeit gekommen, wie sie selbst Saltner kaum an ihr gekannt hatte. Auch an den schlimmsten Tagen war ihr das Vertrauen niemals ganz entfallen; sie sah es nun belohnt, eine verklärende Dankbarkeit lag oft stundenlang auf ihrem Gesicht. Sie blickte wohl auch Berthold so zufrieden und glücklich an, als sei er ihr geschenkt; und stieg etwa in den Andern noch eine Sorge auf, ob man auf dieses Geschenk schon bauen dürfe, so fing sie an, sanft zu schelten, oder richtete einen großen, stumm vorwerfenden Blick auf den Zweifelnden; oder sie ging auch ans Klavier, um mit ihrem tiefen Alt ein kernhaftes Volkslied von Hoffnung und Gottvertrauen zu singen.

Man konnte denn auch nicht froher über sie sein, als es der Alte war; er ereiferte sich sogar gegen Wittekind, als dieser nur einmal den Kopf schüttelte, daß sie ihren Samaritaneifer übertreibe: Das soll sie auch! rief er aus, dazu ist sie da! und darum ist sie mir nun vollends an das Herz gewachsen! — Sehen Sie denn nicht, zum Teufel, wie sie glücklich ist? Sie haben mir einmal die blutige Beleidigung

angethan — nicht lange nachdem Sie mir den Jungen aus dem Wald gebracht hatten; wissen Sie noch — mich, Ihren Freund, zu beklagen, daß mir so ein Unglück ins Haus geregnet sei; da sagte ich Ihnen schon: und wär's nur um die Marie, um die allein müßt' ich Gott für dies „Unglück“ danken! — Sie hatte wieder einen Beruf. Und das braucht der Mensch. Darum ist sie nun glücklich. Lassen Sie sie gehn, reden Sie nicht hinein!

Wittkeind lächelte und schwieg. Er schwieg jetzt zu Allem. In jener ersten Nacht an Berthold's Bett hatte er sich gelobt, nichts mehr zu wollen, als daß sein Kind genesen, nie zu verrathen, daß er für Marie noch fühlte. „Sie ist nun glücklich“, dachte er. Ja, durch Berthold; für ihn . . . Aber er lächelte, ohne Bitterkeit.

Bei dieser Gelegenheit, fuhr der Alte fort, kann ich Ihnen sagen: es ist dabei geblieben, von diesen Kerlen ist nur einer erwischt, der, den Ihr Berthold nicht kennt; von den andern ist bis heute jede Spur verloren — wunderbar genug. Ich hab' den Polizeidirektor heute wieder gesprochen; er war zugeknöpft wie ein großer Mann; das gab er aber doch von sich, daß dieser Riedau, den sie auch verhaftet hatten, wieder entlassen sei: sie hätten nichts gegen ihn beweisen können. Wissen Sie, was ich glaube? Von Anfang an ist mir aufgefallen, daß die Polizei von der Sache schon zu wissen schien, eh Berthold ein Wort darüber reden konnte. Wie war das möglich, wenn kein Angeber da war? Alles dazu genommen, was Ihr Sohn uns erzählt hat — dieser Riedau, sag' ich Ihnen, arbeitet für die Polizei! Er schickte den Berthold nur hin, um einen Zeugen zu haben, das ist meine Meinung. Dann mischte sich der Zufall hinein, wie das seine Art ist, Berthold hörte Alles,

eh sie ihn bemerkten — sie fielen über ihn her, um ihn los zu werden —

O diese Mörder! diese Kannibalen! rief Wittekind aufstammend aus. Wo ich sie antreffe, erwürg' ich sie!

Oho! rief der Alte.

Wittekind sah ihn an. Mißfällt Ihnen das? fragte er. Sind Sie andrer Meinung?

Das sollten Sie wohl vom Saltner nicht denken, erwiderte der Alte. Alle Teufel, Sie haben ja Recht. Ich dachte nur in dem Augenblick: überlaß das mir; das ist meine Sache! Meine alte, angeborene Kampfwuth zuckte mir in den Fingern. Darum sagt' ich: Oho!

Wittekind drückte ihm die Hand und wendete sich ab.

Nun, Sie haben wenigstens Ihren Berthold noch, fing der Alte wieder an, und werden ihn auch behalten. Der Doktor zweifelt nicht mehr: Alles wird aufgezogen; die gute Natur Ihres Jungen — so zart er auch aussieht — hat sich mächtig bewährt! — Ueber den Niedau aber wollt' ich Ihnen noch sagen: Baron Tilburg war in Salzburg, mit seiner chronisch leidenden Frau; ich hab' ihn heute gesehen. Der Baron zweifelt nicht, daß damals bei Waldburg's Tod dieser selbe Niedau ein schändliches Spiel gespielt und dem Grafen Lana Papiere zugeschoben hat, die durchaus nicht für ihn bestimmt waren; ein junger Onkel von Kellner, der dabei als Budel gedient hat, und den der Tilburg ausfragte, ist mit allerlei Verdächtigem herausgekommen.

Und so ein Kerl, sagte Wittekind mit Ekel, geht frei und fröhlich herum? — Ist das Ihre zweckmäßige und gerechte Welt?

Erlauben Sie! Von einer „gerechten“ Welt hab' ich

nie gesprochen; und was die Zweckmäßigkeit betrifft — nun, so ist vielleicht eine wunderbare Oekonomie darin, daß solche Schufte wie Niedau von der Weltordnung benützt werden, um der Gesellschaft, dem Staat allerlei gute Dienste zu leisten, zu denen Sie oder ich nicht zu brauchen wären. Ich glaube und sage auch da: verloren geht nichts! — Wer weiß, wozu dieser Lumpenhund einstweilen noch aufgespart wird . . . Die Tischglocke läutet. Gehen wir zum Essen! — —

Der ganze Juni war über Berthold's langsamer Besserung verstrichen; am Nachmittag des ersten Juli lag er auf seinem Sopha, mit dem er das Bett nun endlich hatte vertauschen dürfen, horchte auf den Regen, der zuweilen laut an die Fenster kloppte, und freute sich auf den Augenblick, wo die Thür aufgehn und die getreueste Pflegerin hereintreten würde. Er hatte den Arm aufgestützt und den Kopf an die Hand gelehnt; auf seinen Wangen bildete sich schon der leichte Schimmer einer ersten Röthe, die Lider beschwerte noch eine schwächende Mattigkeit. Das Bärtchen über seinen schönen Lippen war während der Krankheit wie unvereschämtes Unkraut fortgewachsen; er nahm einen Taschenspiegel von dem Tische, das neben dem Sopha stand, und weidete sich mit ernsthaftem Gesicht an diesem gedeihlichen Fortschritt. Warum sollte ich dann nicht lieben dürfen? dachte er Ernsthaft lieben — bis zum Wahnsinn — oder bis zum Heirathen? Shakespeare war achtzehn Jahre alt — zwei Jahre jünger als ich — da nahm er ein Weib, acht Jahre älter als er. Man sagt zwar: es war ein thörichter Streich . . . Ich weiß es nicht. Wie sollt' ich wieder leben ohne diese holde, himmlische Marie? Ich zittere vor Freude, wenn ich an sie denke. Wenn ich ihre Stimme höre, wird mir

so wohl, so gut; und dann läuft es auf einmal so schaurig süß über mich hin . . . Ach, und ihre Augen, ihre Sternenaugen. Bin ich wieder gesund, was wird dann aus mir? Dann ist meine Seligkeit aus; dann fort — und mein Leben, meine Seele laß' ich hier. Ja, ja, Marie! Meine ganze Seele!

Eine seiner Phantasien aus der Fieberzeit fiel ihm bei diesem Gedanken ein; die einzige, die er nicht vergessen, die er später im träumerischen Wachen fortgesponnen hatte. Ihm war in seinem wilden, märchenschaffenden Hirn — in den ersten Tagen — als sei die Frau, die er zuweilen an seinem Bette stehen oder sitzen sah, jene „Ellis“ aus Turgenjew's Visionen; aber nicht ein unbestimmtes Gespenst ohne Zweck und Sinn, sondern ein werdendes Leben, vom Schöpfer dazu bestimmt, ihm seine vom Leben scheidende Seele langsam auszusaugen, ihn dann fortzusetzen: so spukte in seinem glühenden Kopf Saltner's Theorie. Marie und Ellis wuchsen ihm zusammen; er sagte zuweilen Ellis, wenn er die Andere rufen wollte; aus Beiden ward ihm ein drittes, unheimliches Wesen, das zuerst nur ein Hauch, nur ein Schatten war, aber an sein Lager immer wiederkehrend von seinem Leben sich nährte, bis sie ein Körper ward, Fleisch und Blut gewann, sich rundete, sich füllte: endlich wird er sterben, und dann hat sie sein ganzes Leben, dann schreitet sie aus der Thür, als die neue Gestalt seiner wandernden Seele, als sein neues Ich! — So vollendete das allmählich erwachende Bewußtsein den ersten, verworrenen Traum. Sein Geist hielt ihn fest, es ward ein rundes Märchen daraus, deutlicher und sinnvoller als jene Ellis-Visionen; und immer blieb darin eine geheime, schmerzlich süße Beziehung auf die Frau, die so oft an seinem

Lager saß, in die er verliebt war, an die er, wie er meinte, seine Seele verloren hatte . . .

Er hielt es endlich nicht mehr aus, diese Phantasien nur so im Kopf zu wälzen und zu kneten; die natürliche Sehnsucht kam ihm, ihnen eine Form zu geben, an die er sie dann los ward. Auf seinem Tischchen lag unter allerlei andern Dingen ein Taschenbuch mit einer Photographie seines Vaters. Er nahm den Bleistift und ein Blatt daraus, um — zum ersten Mal dem Verbot ungehorsam — sein Märchen niederzuschreiben. Mit einer kühnen Erfindung schrieb er „Mariellis“ als Titel hin. Dann begann er mit einer mondscheinfahlen Nacht, in welcher der Held dieser „Bisionen“ im Bette liegt, erwacht, und ein bleiches, nebelstreifiges, formlos menschenähnliches Gebilde neben sich sitzen sieht — —

Die Thür ging auf, und die schöne Frau, auf die er sich gestreut hatte, stand wie ein Schreckbild vor ihm. Was thun Sie da? fragte sie, mit ihrem holden, strengen Gesicht.

Er machte keinen Versuch, seine Unthat zu verbergen; seine Ehrlichkeit hielt die schon zuckenden Finger fest. O, Sie sind ein Sünder! sagte sie; das hätte ich nicht gedacht! Wie können Sie das thun? — Sie war herangetreten, nahm ihm das Blatt fort, und gab ihm einen leichten Schlag auf die Hand.

Berthold erröthete vor geheimer Freude; diese vertraulich strafende Berührung lief warm über ihn hin. Er konnte sich nicht enthalten, seine Hand zu küssen und die junge Frau dankbar anzulächeln.

Wenn Sie solche Thorheiten machen, sagte sie. komme ich nicht wieder. Was schreiben Sie denn da? „Mariellis“? Was heißt das?

Das ist ein Märchen, das ich im Fieber ausgegohren habe; als leidlich vernünftiger Mensch hab' ich's dann fertig gebraut. Und nun wollt' ich es endlich —

Niederschreiben?

Ja.

Das sollen Sie aber noch nicht. Artige Kinder thun nichts Verbotenes. — Ist es wirklich „vernünftig“?

Er glaubte zu verstehn, wie sie das meinte, und nickte. Es ist so vernünftig, wie ein Märchen sein kann. Zu lesen für Jedermann!

Und Sie wollen es aus dem Kopfe los werden?

Ja; es rumort da schon so lange. Ich lechze —

Dann diktiren Sie es mir, sagte sie kurz und setzte sich an den Tisch. Grübeln Sie aber nicht, um es schön zu machen, sondern sprechen Sie frisch drauf los!

Beste Frau Marie! Auch das wollen Sie für mich thun? — Sie sind ein Engel des —

Himmels, ergänzte sie ruhig. Glauben Sie nicht, daß das noch Niemand vor Ihnen gesagt hat; es kommt schon im Dante vor. Sagen Sie jetzt nichts, als was zur Sache gehört; fangen Sie ruhig an!

Sie las ihm noch die ersten Sätze vor, die er selber geschrieben hatte; dann fuhr sie darunter fort, mit geschwinden Fingern. Er nahm seinen Verstand zusammen und diktirte ohne Zögern, um sie nicht warten zu lassen; und doch mußte er kaum, wie er sich fassen sollte. Da lag er als „Poet“ — er, Berthold Witterkind, der Student, der Jurist — und eine Frau mit dem schönsten Haar und den tiefsten Augen schrieb nieder, was er ihr vorsagte. Ich liebe sie unaussprechlich! dachte er; ich liebe sie grenzenlos! — Dann diktirte er weiter. Das Märchen von der Lebensausaugenden

Mariellis, noch etwas unklar geformt, wie ihr Mondschein-
Rebel, noch etwas überschwänglich im Ausdruck, flog auf
das Papier, geschwinder als er dachte. Zuweilen blickte
Marie, durch die Erfindung oder einen Gedanken betroffen,
von ihrem Papier flüchtig auf und zu dem Phantasten
hinüber; nahm dann aber still ein neues Blättchen, wenn
eines zu Ende war, und kritzelte mit dem stumpf werdenden
Stift geduldig fort.

Wittekind öffnete die Thür zu seinem angrenzenden
Zimmer und wollte herein; als er aber sah, was hier vor
sich ging, zeigte er nur noch ein verwundertes Gesicht,
machte eine Bewegung mit der Hand und zog sich leise
zurück. Die junge Frau schrieb weiter, bis das Märchen
aus war. Sie legte die Blätter zusammen. Was für ein
sonderbarer Mensch Sie sind, sagte sie, auf seine Stirn
blickend, auf die sich im Eifer des „Schaffens“ eine blonde
Strähne gelegt hatte. Was in Ihrem Kopf alles vorgeht!
Sie lassen sich beinahe todt schlagen und phantasiren dann
Märchen im Andersen'schen Styl. Aber es ist zugleich etwas
Schauerliches darin; — wirklich schauerlich . . . Es schien
sie nachträglich zu überlaufen; auch leuchtete etwas wie Re-
spekt und Bewunderung in ihren Augen auf.

Sie trat dann an Wittekind's Thür und klopfte. Witte-
kind selber kam. Sie haben jetzt Ihren Sohn allein, sagte
sie und lächelte; da können Sie auch lesen, was sich „sein
Krankenlager erzählt“. Der Verfasser ist dann brav und
geht zu Bett! Der Doktor will es so. Es wird Abend.
Ich komme noch und sage gute Nacht!

Die hohe Gestalt ging in ihrem leichten, fast geräusch-
los schwebenden Schritt hinaus. Wittekind sah ihr nach,
den Rücken gegen Berthold gewendet; so gesaßt und still,

wie er in diesem Zimmer sich all' die Tage, all' die Wochen gezeigt hatte. Vor sich nieder blickend kam er endlich an den Tisch, auf dem jene Blätter lagen; sah zu Berthold auf, lächelte ihn liebevoll an, und nahm das Märchen in die Hand. Darf ich? fragte er.

Aber, Vater! erwiderte Berthold. Es ist ja kein Geheimniß. Sie kennt es ja auch.

Wittekind blickte wieder auf, er schwieg aber. Er begann zu lesen. Bei der Ueberschrift „Mariellis“ schien er schon zu stutzen. Langsam las er weiter. Berthold, dem plötzlich der Athem eng ward, ließ die Augen nicht von seines Vaters Gesicht; sein junges Autoren-Herz begann stark zu schlagen. Was er wohl zu dieser Phantasterei sagen wird? dachte er. Ob's ein Unsinn ist?

Wittekind sagte nichts. Als er am Ende des ersten Blattes war, hielt er inne; er schien in tiefes Nachdenken zu versinken und starrte schräg in die Ecke. Berthold verwunderte sich beklommen: warum liest er nicht? Er glaubte auf des Vaters erblassendem Gesicht ein kummervolles Herabsinken der Züge, einen traurigen Ernst zu sehn, den er in diesen schweren Wochen nie wahrgenommen hatte. Immer hatte er im Stillen die Selbstbeherrschung, die freundliche Ruhe bewundert, die auf diesem edlen Gesicht wie ein festes Gepräge lag. Was geschah ihm denn jetzt? Was las er denn da heraus? — Berthold lag, den Kopf in der Hand, und rührte sich nicht. Nach einer langen Stille — oder erschien sie nur dem Verfasser so lang — trat Wittekind an das Fenster, das zweite Blatt in der Hand, strich sich über die Augen und blickte dann zurück.

Es wird dunkel, sagte er sanft, und die Schrift ist nicht sehr deutlich; mit dem Bleistift hastig hingeschrieben.

Auch sind meine Augen müde; du weißt, mit dem Nachschlafen bin ich noch nicht fertig. Und mir wird keine Stunde davon geschenkt; darin ist meine Natur unverschämt genau — besteht auf ihrem „Schein“, wie Shylock. Vorhin bin ich bei hellem Tage im Lehnstuhl eingeschlafen. Laß mich die Blätter mitnehmen und in meinem Zimmer nachher bei der Lampe lesen. Ich komme dann wieder und sag' dir, wie dein Märchen mir gefällt. Jetzt solltest du aber nicht mehr phantasiren, sondern zu Bette gehn, dem „Gefetz“ gehorsam!

Das will ich auch, sagte Berthold. Lies es, wann du willst!

Nein, noch heute, noch in dieser Stunde, erwiderte Witterkind lächelnd. Die Schriftsteller, hab' ich immer gelesen, sind ungeduldige Leute! Und haben neugierige Väter — natürlich —

Er raffte die Blätter zusammen, nickte ihm zu und ging in sein Zimmer. Die Thür ward geschlossen. Berthold horchte eine Weile; er hörte den Vater langsam auf und ab gehn. Darauf ward es still. Zögernd stand er vom Sopha auf, entkleidete sich und legte sich in das frische, angenehm kühle Bett. Irgendwas drückt ihn! dachte er, wieder nach Witterkind's Thür horchend. Wie gern nähm' ich es ihm ab, wenn ich könnte; — aber zu was bin ich gut! Ich liege nur so da, vegetire wie eine Pflanze, die man an einen Stock gebunden hat, weil sie sich beinahe zu Tode gekrochen hatte; man muß schon zufrieden sein, wenn sie wieder aufwächst. Ah was! Es wird auch besser werden; meine Zeit wird kommen!

Tiefe Dunkelheit brach herein, Marie erschien wieder, lüftete noch, zündete sein Nachtlicht an, plauderte eine Weile;

auf sein herzliches Bitten sang sie ihm noch leise ein Lied, das er besonders lieb gewonnen hatte, das ihm immer ein wunderbares Gefühl von Freude und Lebenslust zurückließ. Dann schloß sie die Fenster, gab ihm ihre volle, warme Hand zur Guten Nacht — dieselbe, die ihn vorhin so beglückend gestraft hatte — und verließ das im Hell-dunkel träumende Gemach. Er war glücklich, verliebt; auch jugendlich hoffnungsvoll, er wußte nicht warum. Flüsternd, summend wiederholte er sich die Melodie, die Worte. Nach und nach entschlummerten seine Gedanken; er ward selig müde; nur ein Gefühl hielt ihn noch wach: Vater Wittekind war noch immer nicht gekommen. Warum kam er nicht? Wie war das möglich? Jeden Abend saß er an diesem Bett, seit der Krankheit; hielt noch Berthold's Hand, küßte seine Wangen. Und die Thür zwischen ihren Zimmern blieb offen. Jetzt war sie geschlossen. Was ist mit dem Vater? dachte er und hob seinen Kopf. Hat er es gelesen oder nicht? Ist er eingeschlafen?

Die Müdigkeit, die Ruhe verließ ihn, er stand endlich leise auf, um dieses Räthsel zu lösen, und öffnete, fast unhörbar, die Thür. Wittekind war noch nicht zu Bett gegangen; die Lampe brannte auf seinem Arbeitstisch, er selber saß im Lehnstuhl davor, den Kopf auf die Brust gesunken; seine schweren, aber gleichmäßigen Athemzüge waren zu vernehmen. Er schläft! dachte Berthold. Leise trat er näher, um sein abgewandtes Gesicht zu sehn. Er irrte nicht: die müden, etwas gerötheten Lider waren fest geschlossen; der Athem ging auch durch die Lippen, die ein wenig geöffnet waren, so wenig, daß es für das Auge kaum zu erkennen war. Auf dem Tisch lagen die Blätter des „Märchens“

auseinandergestreut, offenbar gelesen; auf eines war ein Tropfen Tinte gefallen, aber schon getrocknet.

Was steht denn da geschrieben? dachte Berthold. Verse? — Neben den kleineren Blättern lag ein größeres, es standen einige Zeilen darauf, von Witterkind's Hand. Berthold starrte betroffen hin; er las:

So hat sie mir das Leben ausgesogen;
Ich scheine rüstig, wand'le wie die Schatten.
Ach, hast so fest uns Beide angezogen,
Daß wir verloren Alles, was wir hatten.
Nimm's! — Gib nur ihm Dein Herz! nur ihm! Ich will

— — Hier brach es ab, mit dem Ende des Verses. Die letzten Worte „Ich will“ waren mit Mühe zu erkennen, denn irgend eine Feuchtigkeit war auf sie gefallen, die die Buchstaben aufgelöst oder in die Länge gezogen hatte. In der nächsten Zeile war die Feder noch angelegt worden, aber beim ersten Zug ins Papier gestoßen und zersprungen, so daß eine Menge kleiner Tröpfchen sich über das Blatt verspritzt hatte. Der Federstiel lag daneben.

Mein Gott! was ist das! flüsterte Berthold, dem sich die Worte bis an die Lippen drängten. Vater! Du! — Marie!

Er starrte noch einmal auf die Verse, er kam nicht über den ersten hinweg:

So hat sie mir das Leben ausgesogen . . .

Das Herz stand ihm still. Wie kann das sein! dachte er, im Gehirn betäubt. Er — so ruhig — so froh — so glücklich. Mein Gott, mein Gott, wie hat er uns betrogen. Ich dachte nur an mich. . . . Mein verliebtes Herz. . . . Vater! Vater!

Er sah wieder hin, er las:

Ach, hast so fest uns Beide angezogen — —

Seine Hand ging nach seiner Brust, nun fühlte er endlich drinnen den Schmerz, und ein mildes Pochen. Er begriff nun Alles. Ja, ja, ja, flüsterte er. So ist es. . . . Vater und Sohn. . . . Und um meiner willen, um meiner willen hat er es in sich begraben; — da steht es:

Nimm's! — Gieb nur ihm dein Herz — —

Nein, nein! sagte er auffahrend, mit fast vernehmbarer Stimme. Gleich darauf erschrak er, denn es war, als hätte Wittekind ihn gehört. Dieser begann sich zu regen; sein Gesicht verzog sich, sein Athem ward unruhig, gestört. Die Finger bewegten sich. — Wenn er jetzt erwachte!

Berthold ging rückwärts zur Thür, auf den nackten Füßen. Er selber hörte sich kaum, so geräuschlos ging er. Noch lag der Vater wie im Schlaf; nur zu träumen schien er; ein langer Seufzer ward aus seinem Athmen. Berthold kam in sein dunkleres Zimmer; er lehnte die Thür nur an, um nicht laut zu werden. Danu schlich er in sein Bett. Ihn fröstelte. Er hüllte sich eng in seine Decke, schloß die Augen und horchte.

Wittekind lag, er war nicht erwacht; der tiefe Schlaf, der ihn übermannt hatte, ruhte noch auf ihm. Aber Traumbilder hatten begonnen, sich in ihm zu regen; sinnlose, verrückte Träume, die in seinem überreizten Gehirn wie Funken hin und her fuhren und die Seufzer in seiner Kehle weckten. Er sah sich mit Marie auf der Gartenterrasse, wie bei jenem Wiedersehen; er sprach mit ihr von Waldburg und von Catilina. . . . Auf einmal ward sie jene Aurelia Dreßilla — jetzt im Traum fiel ihm der Name ein, dessen er sich damals nicht erinnert hatte — und sie sagte mit höhnischem Lächeln: Einen so großen Sohn, wie du hast, will ich nicht im Haus; der ist mir im Wege; darum werde ich nie dein

Weib! — Was für ein böses Lächeln, dachte Wittekind; jedoch im nächsten Augenblick war er Catilina, nahm einen Dolch in die Hand, der auf einer Bibel lag, und ging durch einen langen, endlosen Saal in das nächste Zimmer: denn dort schlief ja sein Sohn. Du mußt also sterben! dachte er, als er vor ihm stand, und hob seinen Dolch. Der Jüngling lag mit einem goldenen Schein um den Kopf unter der weißen Decke; er sah dem Eugen Dorfan, aber auch dem Berthold gleich. Dem Catilina-Wittekind sträubten sich die Haare; er seufzte; er fühlte, daß seine Haare naß an der Stirne klebten; aber er stieß zu. Und der Sohn schrie auf

Wittekind fuhr empor. Er war aufgewacht. Er rang nach Athem und starrte um sich her. Die Haare klebten wirklich naß an seiner Stirn, die der Schweiß bedeckte. Jetzt stand ihm der Traum, der ganze, entsetzliche, vor den Augen, und seine Haare stiegen von der schauernden Haut empor, wie er es nie gefühlt hatte. Die Hände auf den Armpolstern seines Stuhls, erhob er sich, lehnte sich an den Tisch. Da lagen die Blätter, die Verse. Ihm graute. Heiliger, gerechter Gott! dachte er, wer spielt so mit uns? So gräßliche Träume können sich in unser Hirn schleichen — wir erleben sie — wir, wir selbst — wir werden Scheusale im Schlaf, und vollbringen Greuel, die wir nicht denken könnten? — Gott, wer sind wir denn? — Ein Grauen schüttelte ihn, das in seufzendem Schmerz verging. Er sah auf die Thür, die zu Berthold führte. Dort lag dieser Sohn; — sein Sohn. War ihm etwas geschehn? Hatte dieser höllische Traum in fragenhafter Gestalt ihm verkündigen sollen — —

Ich bin noch von Sinnen! dachte er und schüttelte

den Kopf. Aber eine aufwallende, bitter-süße Sehnsucht zog ihn in das andere Zimmer hin. Er mußte ihn sehn, seinen Berthold; ihm in die lieben Augen blicken, ihm sagen . . . Die Kirchenuhren in Salzburg schlugen; er horchte. Es war schon spät. Berthold schlief gewiß. So wollte er ihn doch sehn, sich seines Schlafes freuen, den letzten Schatten dieser gräulichen Phantome von sich abschütteln. Er nahm die Lampe, ging leise zur Thür, die sich öffnete, als er sie berührte. Dann schlich er an das Bett; nicht als Catilina, ach, mit einem Herzen voll unerforschlicher, opferbringender Liebe, mit Thränen in den Augen, Lächeln auf den Lippen; er konnte sich nicht enthalten, zu flüstern: mein geliebter Berthold!

Der Jüngling lag mit geschlossenen Augen, regungslos ausgestreckt, und schien fest zu schlafen. Wittekind bedeckte die Lampe mit der Hand, damit ihr Schein ihn nicht störe, und trat an das Kopfende des Bettes, hinter seinen Sohn. Er neigte sich vor, das beschattete Gesicht zu sehn; ahnungslos, wie es in der zugedeckten Brust da unten klopfte, wie fern ihr der Schläummer war. Es zog ihn sehr, wenigstens seine Stirn zu küssen; doch er wagte es nicht, Berthold konnte davon erwachen. Ihm blieb nur der Anblick, und daß er mit lautloser Bewegung der Lippen flüstern konnte: Ich begehre ja nichts, mein Kind! Nichts, nichts, als dein Glück!

Plötzlich bewegte sich Berthold's Kopf, und seine Lider zuckten. Eine Thräne aus Wittekind's Auge war auf ihn gefallen; die Ueberraschung machte ihn unruhig, ohne daß er's wollte. Jetzt hielt er sich nicht länger, schlug die Augen auf und wandte sich so, daß er das Gesicht des Vaters sehen konnte.

Du! sagte dieser; hab' ich dich gewedt?

Lieber Vater! sagte Berthold stammelnd. Das ist gut

— daß du mich geweckt hast. Nun können wir einander doch noch Gute Nacht sagen . . .

Er sprach nicht weiter, er lächelte nur.

Ja, ja — es ist mir sonderbar ergangen, entgegnete Wittekind. So im Lehnstuhl sitzend war ich eingeschlafen.

Das bedeutet, daß du zu wenig schläfst. Geh nur gleich; sag' mir nur Gute Nacht!

Ja, ja, murmelte Wittekind.

Berthold's junges Herz vermochte sich nicht länger zu halten. Fehlt dir etwas, Vater? fragte er, doch mit äußerer Ruhe, nur die Stirn bewegend. Bist du nicht —?

Was sollte mir fehlen, Kind?

Du hast Thränen in den Augen. — Bist du nicht glücklich, Vater?

Das ist allerdings nicht erlaubt, erwiderte Wittekind lächelnd: Männer dürfen keine Thränen in den Augen haben. Besonders deutsche Männer — nicht wahr? — O ja, ich bin glücklich. Das sind ein Paar Freuden-Thränen: weil ich nun nicht mehr zweifle, du bleibst mir. Ich bin ganz glücklich, Kind!

Vater! stieß Berthold hervor; er hatte dessen Hand ergriffen und küßte sie.

Aber was ist denn mit dir? fragte Wittekind verwundert. Indem er die Lampe hob, sah er, daß es feucht in den jungen Augen schimmerte. Was hast du da? du?

Hier? sagte Berthold ruhig und legte sich eine Hand auf ein Lid. Laß das nur. Das thut nichts; — weniger als bei dir. Ich, ich bin glücklich. Und ich weiß, was ich muß, was ich will. Und ich werd' es thun!

Was willst du thun? fragte Wittekind.

Ich sag' dir's ein ander Mal, antwortete Berthold,

dem ein räthselhafter Ausdruck überschwänglicher Freude, dann ein geheimnißvolles Lächeln über Lippen und Augen ging. Jetzt, Vater, gute Nacht! Du mußt schlafen; ich auch!

Schlafen? dachte Wittekind.

Ich werde gewiß nicht schlafen, dachte Berthold. Aber es wird gut!

Ich liebe dich, Vater! rief er plötzlich aus.

Berthold! rief Wittekind, setzte die Lampe fort, und trat zu ihm. Sie hielten sich umschlungen, jeder in seinen Gedanken.

Der Regen schlug wieder laut an die Fenster; ein Windstoß warf ihn, nachdem er lange unhörbar herabgefallen war, gegen die klingenden Scheiben. Was für eine Nacht! sagte Wittekind endlich, um etwas Anderes als seine Gedanken zu sagen. Mach', daß du zu Schlaf kommst!

Meine schönste Nacht! hauchte Berthold vor sich hin.

Was sagst du, Kind?

Nichts, Vater. — Es regnet; ja. — Morgen scheint die Sonne!

Weißt du das gewiß?

Ich — ich sage nur so. — — Es giebt keinen solchen Vater mehr, wie du . . . Ich will aber dein Sohn werden, endlich; sollst noch Freude an mir — — sollst mich doch noch achten!

Kind, ich glaube, du träumst!

Ja — ich träume, Vater. Einen schönen Traum. Einen —

Er konnte nicht mehr; eine schluchzende Bewegung nahm ihm jetzt die Stimme. Er wandte sich ab, gegen die Wand; dann sagte er mit einer letzten Anstrengung: Also gute Nacht!

Wittekind nahm die Lampe. Ja, ja, gute Nacht! erwiderte er, vor sich nieder blickend, und ging in sein Zimmer.





VIII.

Am andern Morgen klopfte Marie an Berthold's Thür — Bittkeind war schon ausgegangen — und trat mit ihrem herzlich grüßenden Lächeln ein. Es schien wirklich die Sonne; nach einer windigen Regennacht war sie durchgebrochen und sog an dem Gewölk, das von den Bergen kam und von der Erde dampfte. Berthold saß aufrecht im Bett; er schien zu sinnen, es spielte etwas um seine Lippen, seine Augen glänzten. Marie gab ihm die Hand, dann trat sie wieder zurück und sah ihn verwundert an.

Was ist mit Ihnen geschehn? fragte sie. Sie haben doch nicht wieder —?

Was?

Das Gebot übertreten? geschrieben?

O nein, erwiderte er.

Was haben Sie denn? Sie sehen so aus wie ein Bild vom Apostel Johannes, das ich einmal sah: wie er sich ansetzt, sein Evangelium zu schreiben. Leider muß ich hinzusetzen, fuhr sie lächelnd fort, das Bild war nicht gut.

Er blickte nur auf, und schwieg.

Marie schüttelte den Kopf. Jetzt bemerk' ich aber, sagte sie, Ihre Augen sind heiß — und die Ränder so roth. Was heißt das? Haben Sie nicht geschlafen?

Geschlafen? erwiderte er.

Ja, geschlafen. Ihre erste Pflicht. Und dann — — Sündigen Sie schon wieder? Phantasiren Sie?

Phantasiren?

Ja. Was machen Sie? Sie antworten ja so wie die Bösewichter in den Trauerspielen. „Geschlafen“? „Phantasiren“? — Wollen Sie wohl artig sein? Woran denken Sie?

Beste Frau Marie! sagte er zögernd, indem er die leuchtenden, ernstesten, verklärten Augen auf sie heftete.

Nun, was?

Wollen Sie mir noch einmal — —

Er stotzte.

Ist es so schlimm, fragte sie, daß Sie's nicht sagen können?

Nein; es ist nicht schlimm. Wollen Sie mir noch einmal die Liebe thun — wie gestern — und auf die kleinen Blätter in dem Buch da schreiben, was ich Ihnen vorsage?

Wieder ein Märchen?

Ja. — Aber kurz; sehr kurz!

Sie machen mich böse, Berthold, sagte Marie, indem sie mit ihren Fingern wiederholt auf das Tischchen schlug. Schreiben will ich gern; aber Sie sollen Ihr Gehirn nicht aufregen, Sie sollen ihm Ruhe lassen, sollen sich langweilen, dumm sein — statt dessen „dichten“ Sie. Gestern schrieb ich es auf, damit Sie es nur los würden; Sie haben aber Blut geleckt, wie ich sehe. Was fällt Ihnen nur ein? Sie haben so lange leben können, ohne Märchen zu dichten; wie

kommen Sie auf einmal zu dem bösen Laster, ohne daß irgend Jemand Sie drum gebeten hat?

Es ist das letzte Mal, erwiderte er lächelnd; von ihren herzlichen Vorwürfen entzückt, während ihre Heiterkeit ihn im Stillen schmerzte. Wenn ich Ihnen mein Wort gebe, daß es das letzte Mal ist — und ich kann es geben — wollen Sie dann noch einmal gut sein und die Feder nehmen, damit ich es „los werße“?

Sie zuckte die Achseln; dann nahm sie Tintensfaß und Stahlfeder von seinem Schreibpult, das am Fenster stand, und setzte sich zu ihm an das Tischchen. Der Bleistift ist ein Krüppel, sagte sie. Die Blätter da reichen noch, wenn Sie's gnädig machen. Also fangen Sie an!

Berthold dankte ihr durch einen warmen, verschleierten Blick; seine Brust hob sich zu mehreren langen, leicht erzitternden Athemzügen, und er begann:

Prinzessin Sternauge.

Ist das die Ueberschrift? fragte sie.

Er nickte. — Sie schrieb es hin.

In einem Lande, das ihr nicht kennt, fuhr Berthold mit allmählich wachsender, festerer Stimme fort, galt der Sohn des Königs für den glücklichsten Menschen, glücklicher als der König selbst, weil er Prinzessin Sternauge zur Frau hatte; so ward die junge Prinzessin genannt, weil das Schönste an ihr die großen, himmlisch leuchtenden Augen waren, die die Dichter mit nichts zu vergleichen wußten als mit den himmlischen Sternen. Wie die Menschen sind, litt es ihn aber doch nicht lange bei seinem Glück; er zog auf eine Meerfahrt aus in die fernsten Länder, wo er den größten Ruhm und damit das größte Glück zu finden hoffte. Jahr und Tag verging, und er kam nicht wieder. Als der alte

König merkte, daß sein Sohn spurlos verschollen sei, da beschloß er, Sternauge sollte die Seinige werden, und wenn nicht aus freiem Willen, dann mit Gewalt; denn sie gefiel ihm mehr, als recht war. Die Prinzessin aber, vor der Sünde fliehend, entkam bei Nacht und Nebel aus dem Königs-
schloß, und floh in den Wald, und immer weiter, bis sie aus dem Lande war; sie hatte ihre fürstlichen Kleider abgelegt, ihre zarte Haut gefärbt, und nur den Sternenglanz ihrer Augen konnte sie nicht ablegen. So kam sie endlich zu einer einsamen Burg, in der ein edler, trefflicher Ritter wohnte; dessen junger Sohn war kampfesmund und lag schwer danieder. Da half Sternauge ihn pflegen —

Frau Marie hielt inne.

Warum schreiben Sie nicht weiter? fragte Berthold, so gleichmüthig wie er konnte.

Sie zog ihre Stirn zusammen. Wenn das Märchen etwa — thöricht wird, sagte sie nach einem kurzen Zögern, so mißbrauchen Sie meine Freundlichkeit.

Der arme Jüngling erblaßte. Thöricht wird es nicht, erwiderte er, auf seine Decke blickend. Glauben Sie mir das. Wie schlecht wär' ich dann!

So verzeihen Sie, sagte sie stockend. Sie hob die Feder, wie um den Gekränkten wieder gut zu machen. Ich dachte nur . . . Also wie sagten Sie? „Da half“ —

Da half Sternauge ihn pflegen, diktirte Berthold weiter; und Niemand in der Burg ahnte, daß sie eines Prinzen Frau, oder vielmehr seine Wittwe sei: denn eines Tages erfuhr sie hier, Prinz Schönhaar, ihr Gatte, sei im Meerkrieg gefallen. Sie trauerte still; es stand aber in den Sternen geschrieben, daß überall Vater und Sohn ihr

Herz an sie hängen sollten, und so geschah es auch hier mit dem Ritter und seinem Sohn —

Sie hielt wieder inne. Eine lebhaftere Röthe stieg in ihr Gesicht. Sie blickte forschend zu Berthold auf. Der bezwang sich aber, und ruhig mit der Hand über seine Decke streichend erwiderte er ihren Blick, als sänne er nur weiter. Sie fuhr fort, zu schreiben.

Und Sternauge merkte wohl, daß der Sohn sie lieb hatte, denn sein junges Herz, das leicht zu entzünden war und auch leicht zu heilen, flog wie ein tändelnder Schmetterling um sie her; aber der Vater verbarg seine heiße Liebe tief in seiner Brust, und sie merkte nichts. Eines Tages aber entdeckte der Sohn —

Berthold stockte selbst. Die Brust zog sich ihm mehr und mehr zusammen. Eine Art von Angst hatte ihn befallen.

Kun? fragte Marie, nachdem sie geschrieben hatte. Eines Tages aber entdeckte der Sohn —

Bin ich denn feig? dachte er, und drückte einen Daumen gegen seine Brust. Mit einem leisen Beben fuhr er fort: Entdeckte der Sohn, daß auch der Vater sie liebte; und als sie wieder an seinem Lager saß, da sagte er sich ein Herz, und überwand seine Liebe, und sah sie bittend an und sagte: Vergieb mir, wenn ich offen zu dir rede! Siehe, ich weiß, mein Vater hängt an dir —

Mariens Hand lag auf dem Blatt, mit der Feder, ohne sich zu regen. Berthold sah aber nicht mehr hin, ob sie schrieb oder nicht. Er that, als hörte er nicht, daß die Feder schwieg; die Augen auf seinen Arm geheftet sprach er immer weiter: Und er, der beste Mann, verdient auch die beste Frau! Aber er sagt es dir nicht, daß sein Herz dich liebt, um seines Sohnes willen; und er wird nichts sagen,

und du wirst wieder weiterziehn, und er wird in Kummer vergehn. Darum muß ich es dir sagen — der ich mein Glück und mein Leben lasse für meinen Vater . . .

Indem ihm die Stimme zu versagen anfang, sah er auch, daß Marie aufgestanden war, und verstummte plötzlich. Sie war bis in die Lippen blaß geworden, ihre Brust hob sich heftig, der Kopf bewegte sich mit. Berthold! stieß sie hervor, einen Arm gegen ihn wendend, als wolle sie ihn damit zum Schweigen bringen. Als sie nun sein stummes Gesicht und sein erschütterndes Lächeln sah, ging sie langsam zurück, schloß die Augen, blieb stehn und hielt eine Hand mit der andern.

Frau Marie! stammelte er. Hab' ich Ihnen weh gethan? Hab' ich Sie gekränkt?

Ah, was läge daran, murmelte sie. Ihre Augen blieben geschlossen. Aber es ist ja nicht wahr. Der Vater, von dem Sie reden —

Sie brach ab, und schüttelte nur den Kopf.

Sie meinen, der liebt Sie nicht? erwiderte Berthold, dem ihre elende Blässe Muth machte. Weil er's nicht sagt? Weil er's Ihnen nicht zeigt?

Sie sind ein Kind, murmelte sie. Weil — weil es längst vorbei ist. So, nun wissen Sie's.

Was ist längst vorbei? — Ich verstehe Sie nicht. Wenn mein Vater schon früher — — so ist nichts vorbei. Er zeigt's Ihnen nur nicht. Ich muß Ihnen Alles sagen, sonst vergeh' ich . . . Gestern Abend hatte er „Mariellis“ gelesen, er war eingeschlafen, auf seinem Tisch fand ich Verse, die er geschrieben hatte; — ich werde sie Ihnen sagen . . .

Er wußte sie genau; wie oft hatte er sie sich in dieser Nacht wiederholt. Marie hörte die Verse; ihre geöffneten

Augen starrten Berthold ungläubig an. Das hat er —? fragte sie.

O Frau Marie! erwiderte er, der mit dem Kopfe nickte; ich hab's nicht gewußt! Und da lag ich nun die ganze Nacht . . . Wie fang' ich's an, dacht' ich; es ist meine Pflicht! — Denn Sie kennen ihn nicht: er würde ja sterben, eh' er etwas sagte. Warum? Weil er mir nicht weh thun will; weil er denkt, daß ich — — Aber das ist nicht mehr. Glauben Sie mir. Das war überhaupt nur so — — Und vor Allem, wer bin ich denn? Eben wagten Sie selber mir noch zu sagen: „Sie sind ein Kind“ . . . Während er, mein Vater, der beste, weiseste Mensch ist — so schlicht und so edel — ein Charakter — ein herrlicher — — Aber Sie denken wohl, ich, sein Sohn, ich darf ihn nicht rühmen. Wozu auch? Entweder sind Sie ihm gut, oder Sie sind es nicht. Nur wie es in ihm aussieht, muß' ich Ihnen sagen, das war meine Pflicht; und in der schlaflosen Nacht ist mir endlich der Gedanke gekommen, Ihnen durch dieses Märchen — — Und nun wissen Sie's! Thun Sie nun, was Sie wollen — oder was Sie müssen!

Er sah sie erwartend an; die Bangigkeit, was sie sagen werde, mischte sich auf seinem glühenden Gesicht mit der Seligkeit, das Seine gethan, sich von der Last dieser Nacht erlöst zu haben. Ob ich sie wohl noch liebe? fuhr ihm durch den Kopf. Er sah aber nur eine blasser, stille Frau, deren Noth ihn rührte. Ein paar lange Thränen liefen ihr über die Wangen; er hätte gern sein Tuch genommen und sie ihr abgewischt. Dann freute ihn wieder, daß sie so weinen konnte. Sie stand wohl Minuten lang, ohne sich zu rühren.

Ja, sagte sie endlich und blickte ihn an, — Sie haben mir's bewiesen.

Was hab' ich bewiesen?

Was Sie mir damals sagten: ich werde doch noch ein Mann! — Gleich an jenem selben Abend haben Sie's gezeigt — da kostete es Sie beinahe das Leben — — und nun heute wieder. — Ich danke Ihnen, Berthold. Ich achte Sie sehr hoch. Geben Sie mir die Hand!

Er ward roth und blaß vor Glück; hätte sie ihm ihre Liebe erklärt, wer weiß, ob es ihn ganz so glücklich gemacht hätte. Er fühlte den Druck ihrer Hand; „ich achte Sie sehr hoch!“ wiederholte er sich in Gedanken und lächelte, ohne es zu wissen. Einen Augenblick durchfuhr es ihn, ihre Hand zu küssen; aber er verachtete diesen kindischen Gedanken, er drückte sie nur, wie sie die seine gedrückt hatte. Dann strahlten seine großen, seelenvollen Augen sie mit männlicher Fassung an.

Ich danke Ihnen auch, sagte er leise. Das vergess' ich nie. — Und — das Andre?

Lassen Sie mich jetzt gehn, flüsterte sie. Das Andre — wird wohl kommen. Sagen Sie nichts mehr. Zu Niemand. Warten Sie. Ich — kann nicht mehr. Liegen Sie still; haben Sie Geduld!





IX.

Berthold wartete mit viel Geduld, wie er glaubte; es „kam“ aber nichts, diesen ganzen Tag. Auch der folgende verging bis zum Abend, ohne daß irgend etwas sich ereignet hätte; der dritte Juli, der Jahrestag seiner ersten Begegnung mit Marie und Saltner, der Tag, an dem die verhängnißvolle Bekanntschaft mit Afinger begonnen, die ihn auf dieses Krankenlager geführt hatte. Seine Phantasie beschäftigte sich viel mit diesen Erinnerungen; aber seine Geduld schwand je mehr, je näher der Abend kam. Er hörte nur, der Namenstag des Alten solle wieder gefeiert werden; Kathi erschien einmal bei ihm, sehr geheimnißvoll, und verschwand ebenso. Frau Marie war wie sonst, als wäre nichts geschehn; gegen Abend verließ sie ihn, ohne zu sagen, wann sie wiedertomme. Sie theilte ihm nur mit, er müsse sich heute recht philosophisch fassen, da die „Feier“ im Garten vor sich gehen werde, den man von seinem Zimmer nicht sah, und da ihm der Arzt noch nicht erlaubt habe, in ein andres Zimmer zu gehn; wenigstens nicht zu so später Stunde. Er lächelte; ihm lag auf der Zunge, zu sagen: ich verzichte gern, und auf noch viel mehr, wenn

nur etwas Anderes „käme“! Aber er schwieg wie ein Mann, und sie ging.

Saltner und Wittekind wurden durch den kleinen Diener in den Garten gerufen; es dunkelte, am Fuß der ersten Terrasse waren aber lange Reihen von bunten Papierlaternen aufgehängt und die Lichter in ihnen angezündet, ein leichter Wind schaukelte sie. Näher dem Hause zu war eine große offene Laube mit Gewinden von Fichtenzweigen und Blumen und mit Fähnchen in allerlei Farben geschmückt; in diese wurden die Männer durch den kleinen Führer geleitet und eingeladen, auf bequemen Gartenstühlen Platz zu nehmen. Marie fehlte noch; die alte Haushälterin hüstelte, an die Laube gelehnt. Auf Saltner's Aufforderung setzte sie sich auch, bescheiden in zweiter Reihe. Auf der Terrasse vor ihnen war eine andere Laube ganz mit Brettern verschlagen und rechts und links durch einen Anbau vergrößert, an dem lange Tücher herunterhingen. Neben ihr hantirte ein dunkelhäutiger Mann geheimnißvoll mit allerlei Geräth, das in dem ungewissen Licht nicht zu erkennen war; er ging hin und her, stellte noch Dies und Das auf dem Rasen auf, und schien zuweilen durch einen Blick um Entschuldigung zu bitten, daß es noch nicht anfange.

Der Alte sah ihm lächelnd zu; endlich sagte er leise zu Wittekind: Diesen braven Mann kennen Sie ja wohl noch nicht. Das ist ein kleiner Bürger aus Salzburg, der nämlich, der es durchaus mit unsrer Kathi wagen will; und ich kann Ihnen nun sagen: heute sind sie einig geworden. In einigen Wochen ist Hochzeit. 's ist ein guter Mann! Kathi ist so nach und nach an ihn angewachsen, und ich denke, nun rankt sie da fröhlich weiter. Er hat sie verteufelt gern. Aus Freude und Dankbarkeit hilft er ihr heute den

ganzen Tag bei der Namensfeier; Alles, was Sie da sehen, hat er aufgebaut!

Da fällt mir ein, sagte Wittekind, ich hab' neulich zufällig im Kalender gesehen, daß der Heilige des dritten Juli der Eulogius ist; und Sie heißen doch Ulrich!

Ich heiße Ulrich und Eulogius, entgegnete Saltner. Hier zu Lande feiert man aber den Vorabend; so war's auch auf der „Gemse“.

Der Mann mit dem dunklen Bart, der Bräutigam, kam von der Terrasse herunter; Wittekind sah nun sein angenehmes, noch jugendliches Gesicht. Da er zu verstehen gab, daß er mit dem alten Herrn zu sprechen wünsche, stand dieser auf und ging mit ihm gegen das Haus zu. Es währte nicht lange, so kamen sie zurück. Während der Andre wieder zur Terrasse aufstieg, neigte Saltner sein erregtes Gesicht zu Wittekind und sagte leise: Wissen Sie, was der Mann mir eben sagt? Er hat's von einem Almbauern, der vom Untersberg und von Glanegg kommt. Die Mordkerle, die damals unsern Berthold — — na, kurz, die Drei, die entwischt und in der ganzen Welt nicht zu finden waren, die man hier, in der Schweiz, in Amerika gesucht hat, die sollen die ganze Zeit oben auf dem Untersberg gesteckt haben; auf der bairischen Seite: denn Sie wissen wohl, die Grenze geht quer über den Berg. Auf der Zehnfaser-Alp, beim Feuerbühl, da hätten sie als Holzknechte — oder Gott weiß, wie — Unterschlupf gefunden; das heißt, zwei auf der Alp, einer weiter unten. Da hat sie Niemand gesucht. Jetzt sei man ihnen endlich auf die Spur gekommen — durch einen Jäger, heißt es — und da sie das gewittert und sich fortgemacht haben, sollen sie umstellt werden, wie Hochwild, von

hüben und von drüben. Denn vom Untersberg, meint man, sind sie noch nicht fort!

Der Untersberg ist groß, versetzte Wittelkind, der in starker Bewegung gehorcht hatte.

Run, das will ich meinen! Aber wenn die „Grenzer“ von beiden Seiten, und —

Der Alte ward durch ein starkes Zischen unterbrochen, dem ein Feuerschein folgte: die erste Rakete stieg über ihnen von der Terrasse auf, Kathi's Verlobter hatte sie abgefeuert, zum Zeichen, daß das Fest seinen Anfang nehme. Sie rauschte hoch in die reine, bläulich dunkle Luft und löste sich knatternd in einzelne Funken auf, die im Fall erloschen. Zwei andere Raketen sausten hinterdrein; darauf ging der Feuerwerker ein Paar Schritte weiter und entzündete ein bengalisches Licht, das in mächtiger rother Flamme brannte. Aber wo bleibt Frau Marie? fragte Wittelkind erstaunt. Sie ist ja noch nicht hier?

Das versteh' ich so wenig, wie Sie, sagte der Alte und sah nach dem Haus zurück. Sie war auf ihr Zimmer gegangen —

Jetzt ließ sich eine Trompete hören, die mit einem gefährlichen Miston einsetzte, aber dann eine Fanfare tapfer zu Ende blies; gleich darauf öffnete sich der Vorhang, der den Anbau an der Laube auf der Terrasse bedeckte, und von dem rothen Licht beschienen kam ein närrischer Zug hervor, lauter Zwergengestalten, mit großen Masken, an denen graue Bärte hingen. Sie gingen einer hinter dem andern über die Terrasse, mit den Köpfen wackelnd und nickend; jeder trug eine Fackel, der Vorderste und Größte hatte ein Krönlein auf dem Kopfe. In langsamem Schritt kamen sie dann herab und an den Zuschauern vorbei, vor denen sie

mit feierlichem Ernst die Fackeln neigten. Einige der Kleinen Kapuzen lüfteten sich aber ein wenig, und man konnte für einen Augenblick blondhaarige Kinderköpfchen sehn, deren lustige Augen durch die Maskenlöcher blinzelten. Der Zug ging vorüber, jetzt von einem grünen Licht geisterhaft beleuchtet, das der Feuerwerker angezündet hatte. So wanderten sie mehrmals um die Laube herum; endlich blieben sie vor ihr stehn, die beiden größeren Zwerge, die vorangingen, traten vor und machten vor Saltner eine tiefe Verbeugung.

Die Trompete blies wieder; die Bretterwand vor der Laube auf der Terrasse ging wie eine Doppelthür auseinander, und man sah einen Greis in einem langen, rothen Gewand, eine Krone auf dem Kopf, an einem Tische sitzen. Sein langer grauer Bart war — so nahm es sich aus — durch den Tisch gewachsen. Er hatte die Augen geschlossen. Langes graues Haar hing um sein Gesicht, das noch sonderbar jung und fein war; Wittelkind stuzte und glaubte es zu erkennen. Jetzt fing aber der gekrönte Zwerg, indem er seine Fackel hob, zu sprechen an, und Wittelkind horchte auf. Es war eine verstellte, hinuntergedrückte, und doch leicht zu errathende Stimme. Das ist ja die Kathi! sagte Saltner lachend.

Der Zwerg blieb ernst und trug seine Verse vor; denn es war ein Gedicht, mit zum Theil gewagten Reimen, aber sonst nicht übel geformt. Etwas weniger pathetisch und ungeschickt als vor einem Jahr erzählte die Sprecherin, sie alle seien „Männlein“ aus dem Untersberg, die ihr Leben in der Gesellschaft des alten Kaisers zubrachten, der im „Wunderberg“ weiterträume; und eher könne der alte Herr nicht zur Ruhe kommen, als bis das Reich, das ihm aus der

Hand gefallen und nach und nach elend abgestorben sei, wieder zu neuem Leben erwache. Die Männlein hätten gern ihrem guten Freund, dem „Alten vom Berge“ — der zierliche Zwerg deutete auf Saltner — zu seinem Namensfest die frohe Kunde gebracht, daß es im Reich wieder gut stehe; noch sehe er jedoch den Kaiser da drinnen an seinem Tische träumen —

Man sah ihn aber nicht mehr. Der „Berg“ hatte sich wieder geschlossen, während das Männlein sprach; eine empor-sausende Rakete fiel ihm jetzt in die Rede, ein weißes Licht glühte auf, und die Bretterwand theilte sich von Neuem. Der Kaiser war verschwunden, sein Tisch desgleichen; wo er gegessen hatte, stand eine hohe, blondhaarige Frau, über ein langes rothes Gewand einen kurzen Panzer geworfen. Wittekind fuhr zusammen. Es war Marie. Er hatte nicht gedacht, daß sie so schön sein könne. Das Dunkel, vor dem sie stand, das phantastische Licht, das sie überglühte, die Höhe, aus der sie herabsah, das aufgelöst wallende Haar, auch wohl die Ueberraschung des Augenblicks, Alles gab der Erscheinung etwas Ueberirdisches, Verückendes. Das Licht machte sie bleich, aber die Wangen glühten. Eine Weile stand sie so da; dann bewegte sie etwas ungeschickt den rechten Arm und begann zu sprechen. Die ersten Töne kamen un-gelent hervor, die Stimme schien sogar zu zittern; nach und nach ward sie frei, und dieser Alt, dessen edler Wohlklang den ahnungslosen Wittekind in Gröbzig noch vor ihrem Anblick entzückt hatte, schwebte in seiner beseelten Schönheit in die Nacht hinaus.

Das ist natürlich die Germania! flüsterte der Alte.

Er hatte Recht. Die hohe Frau verkündete den Männlein in Versen, daß der verzauberte Wunderberg nun zur

Ruhe komme, daß der alte Kaiser seinen Frieden habe: denn sie, die wiedererstandene Germania, von einem neuen Kaiser beschirmt, glorreich unter den Völkern, habe ihm die Augen segnend zugebrückt. Nun habt ihr keinen Todten mehr zu hüten, fuhr die Rede, doch in Reimen, fort: nun könnt ihr euer ganzes Herz an den „Alten vom Berge“ hängen, euren liebsten Freund, der euch treu war wie Keiner, der euren Berg so oft umkreiste, gleich des Kaisers Raben; und dem die Stärke, die Heldenkraft nie vergehen möge, die ihn auf eure Gipfel und in eure Schluchten führt. Mög' er von da noch oft in die Lande schauen, die den Berg umgrenzen; einen Fuß auf österreichischem, den andern auf deutschem Grund, wie ein Bild des Bundes, den die Reiche, die Völker geschlossen haben, um Frieden und Freiheit zu wahren und die werdenden Gedanken des Menschengenusses zu schirmen!

So ungefähr war die vom Bers getragene Anrede, die den Männlein und dem Alten galt; die „Germania“ trat dann aus dem „Berg“ hervor und stieg von der Terrasse herab. Ehe sie Saltner noch erreichte, kam er ihr entgegen, einige der Männlein sanft bei Seite schiebend, und schloß sie in seine Arme, worüber die Zwerge zum Theil in ein lustiges Jauchzen ausbrachen. Kind! sagte er gerührt, doch heiter. Sie selbst feiern mit! Sie sind also auch die richtige Enastochter, die uns zum Besten haben, uns Komödie vorspielen kann. Sie als die Königin, die Göttin unter diesen Männlein!

Marie warf einen Blick auf Wittekind, der daneben stand. Sie schien zu erwarten, was er sagen werde. Ich war auch der alte Kaiser, erwiderte sie lächelnd, erröthete aber, weil er schwieg.

Und sie hat die Verse gemacht, sagte Kathi, die ihre

Maske abnahm und ihr liebes Gesicht aus der gekrönten Kapuze vorstreckte. Auch ihre Nachbarin enthüllte sich. Der Tausend! rief Saltner aus. Das ist die Wabi vom Mehlgeweg!

Zu dienen! antwortete das Mädchen und nickte ihm verlegen herzlich zu. Alle Masken flogen herunter, es erschien ein Haufe von Kinderköpfen, von denen Saltner die meisten kannte. Es waren Kinder aus der Vorstadt, die er zu beschenken pflegte, oder deren sich Marie in ihrer stillen Weise angenommen hatte. Einige zupften muthwillig die Bärte von den Masken und klebten sie sich an's Kinn, so gut sie noch halten wollten; es war lauter Baumbart, den sie im Wald von Tannen- und Fichtenästen gerupft hatten. Auf einen Wink der Rathi stellten sie sich aber im Kreise vor dem Alten auf, und während die unsichtbare Trompete wieder einfiel, brachten sie dem Gefeierten ein hellstimmiges, zweimal wiederholtes Hoch aus.

Saltner hielt sich scherzhaft die Ohren zu, als könne er die Gewalt dieser Stimmen nicht ertragen; dann trat er unter die Kinder und reichte jedem die Hand. Wittekind folgte ihm eine Weile mechanisch mit den Augen. Er vermied es, die Germania anzusehn, ohne deutlich zu fühlen, warum. Plötzlich litt es ihn hier nicht länger; die so lange bewahrte Ruhe verließ ihn, die Brust war ihm wie eingeschnürt, er erschraf vor sich selbst. Es legte sich ihm trüb vor die Augen; alle Fassung war hin; er mußte sich keine Rettung, als allein zu sein. Aus dieser Helle ging er auf das Dunkel zu; stieg dann im Garten aufwärts, bis der Schein der Fackeln ihn nicht mehr verfolgte, und blieb erst unter dem hochgewölbten Sonnenschirm stehn, unter dem er Marie zuerst wiedergesehen hatte.

Er mußte nicht, was er hier wollte; er setzte sich auf den Platz, auf dem er sie damals hatte träumen sehn. Salzburg lag jetzt dunkel in der bläulichen Nacht, der Strom war wie todt. So bleiern und grau wie das Wasser ruhte auch Alles in ihm. Er hörte die Kinderstimmen von unten, glaubte auch Marie zu hören; sein Herz zog sich zusammen, er suchte sich aufzurichten, hoffte auf den Tag, wo Berthold genesen sein und dieser Aufenthalt ein Ende nehmen werde. Es endet ja Alles einmal! dachte er. Gut und Schlimm vergeht!

Ich will zu Berthold, murmelte er endlich. Als er aufstehn wollte, hielt ein leiser Schreck ihn fest: eine warme und weiche Hand legte sich auf die seine, zog sich aber nach flüchtiger Berührung wieder zurück. Marie stand neben ihm. Sie war ohne Geräusch gekommen, oder in seiner tiefen Versunkenheit hatte er nichts gehört. Da er sich überrascht erhob, setzte sie sich nieder. War es Ihnen nicht recht, fragte sie, indem sie nicht auf ihn, sondern auf seinen Stuhl blickte, daß ich mitgespielt habe? Gingen Sie vorhin darum fort?

O nein, entgegnete er. Mit Widerstreben und Zögern entschloß er sich, seinen Platz wieder einzunehmen. Warum sollte es mir nicht recht sein?

Weil dieses — Trauerjahr noch nicht zu Ende ist. Es fehlt noch eine Woche, und mehr. Ich habe auch nicht gewollt! Dann aber dachte ich — gestern — meinem Vater Saltner zu Liebe sollt' ich es doch wohl thun; und ich wollte ihm und — und Ihnen zeigen, daß ich mich gebessert habe, daß ich nicht mehr so weltfcheu bin — daß ich wieder lebe!

Thun Sie das? antwortete er gepreßt. Das — freut mich.

Saben Sie es nicht gemerkt? fragte sie und sah ihn wie verwundert an.

Nicht gemerkt? — O doch. Gewiß. Sie sind seit einiger Zeit lebhafter, gesprächiger, heiterer geworden; Sie scherzen — Ihr Geist — — Kurz, es hat uns oft in Erstaunen gesetzt, wie Sie wieder aufblühen. Es — freut uns alle sehr. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, und von ganzem Herzen!

Er streifte sie mit einem Blick und ward sich nun erst bewußt, daß sie als Germania neben ihm saß, in dem rothen Gewand und dem Panzerkleid. Die Nacht war nicht so dunkel, daß er diesen nachgemachten Metallglanz und das lang herunterwallende, gelblich blonde Haar nicht gesehen hätte. Das ernste Gesicht schien zu lächeln, als er es so bestreundet anstarrte. Unten vom Hause her glühten die Fackeln herauf; bei ihrem Schein sah er eine lange Tafel, die im Garten gedeckt ward, offenbar für das junge Volk. Die grauen und braunen Kleider der Männlein huschten hin und her. Alles, was Wittekind sah, machte ihm ein sonderbares Schmerzgefühl; er drückte die Zähne auf einander und dachte: wär' ich nur fort!

Ich muß Ihnen sagen, wie es gekommen ist, fing Marie nach einer kurzen Stille wieder an. Mit dem merkwürdigen Abend begann es, an dem uns Saltner die „Seelenwanderung“ auseinandersetzte; — seinen Glauben konnt' ich nicht theilen, und kann es auch heut noch nicht, aber was er zum Schluß von der Aufgabe, von der Pflicht unsres Lebens sagte, das ging mir so tief zu Herzen. . . . Da beschloß ich schon — — In der andern Nacht aber kamen Sie heim mit Ihrem Sohn. Da fühlt' ich auf einmal: ich muß! Es ist an mich gekommen! Und ich fing wieder an zu leben, denn ich wußte, wozu. Was ich thue, dacht' ich, kann hier kein

Anderer thun, so wie ich es thue; und ich will nicht rasten, nie will ich mich schonen, nie will ich an mich denken: so kann ich vielleicht etwas sühnen von — nun, von meiner Schuld. — Ich glaube, fuhr sie leiser fort, ich hab' auch gesühnt! Und ich sitze nun anders neben Ihnen, als damals; ich habe so ein sonderbares, närrisches Gefühl, als könnt' ich Ihnen nun freier in die Augen sehn, als hätt' ich mir etwas zurückgenommen, das ich verloren hatte — das Bewußtsein nämlich — — etwas Selbstgefühl. Ich hab' Ihren Sohn Ihnen retten helfen; — hab' ich das nicht? Ach ja, es ist so, ich kann's ruhig sagen. Ich überhebe mich nicht. Und das macht mich — so himmlisch froh. Und ich kann wieder leben!

Ja, ja, murmelte er und stand auf.

Wo gehn Sie hin? fragte sie betroffen, da er über die Terrasse ging.

Verzeihen Sie, sagte er. Mit einem Ruck blieb er stehn und kam langsam, die innere Unruhe bezähmend, zurück. Mir war nur so, als müsse ich einmal auf und nieder gehn. — Es ist Alles so gut und schön — was Sie mir da sagen. — Warum sagen Sie es mir?

Warum ich es Ihnen sage? — Sie blickte in die Tiefe. Das lange, wellige Haar legte sich ihr auf die Wangen. — Weil ich bei Allem, was mir geschieht, an Sie denke. Weil ich auch das alles heute Abend gethan habe, um Ihnen zu zeigen — —

Sie schwieg.

Zögernd antwortete er: Ich verstehe nicht. Was Sie heute Abend gethan haben, war doch um Saltner's willen — für den Namenstag —

Rein, sagte sie und schüttelte den Kopf. — Sie füllte ihre Brust so mit Athem, daß der künstliche Panzer knisterte;

dann fuhr sie fort: Ich hab' es gethan, weil Sie mir nachsagen — —

Was?

Herr Wittekind! Ist es wahr, daß ich Ihnen „das Leben aussauge“? Daß Sie um meinetwillen „wandeln wie die Schatten“? Haben Sie das geschrieben?

Ich? fragte er, dem auf einmal eine heiße Welle über das Gesicht ging. Wo haben Sie das gesehen?

Berthold hat's gesehen. Er hat mir's gesagt — weil Sie es nicht sagen. Seien Sie nicht böse auf ihn. Ich bin ihm nicht böse. Er ist himmlisch gut. Er — liebt Sie viel, viel mehr als mich, glauben Sie mir das; und er will, daß Sie glücklich werden; — und Sie sollen ja auch, mein Gott — wenn es so ist, wenn Sie's wollen. Sagen Sie doch ein Wort. Ach, lassen Sie mich nicht mehr reden; ich weiß nicht, was ich sage. — — Wie können so viel Menschen sich so mißverstehn! Gott, wie war das möglich!

Sie stand auf; sie schwankte. Aber sie fühlte sich schon von Armen umschlungen, die sie aufrecht hielten. Ich begreife nicht, wollte Wittekind stammeln — und hatte doch Alles begriffen. Seine Lippen lagen auf den ihren, ehe er es mußte. Marie! flüsterte er, Marie! und küßte sie von Neuem. Sie ließ es geschehen, mit geschlossenen Augen, mit verwundert selig lächelndem Gesicht. Marie! stammelte er. Ja, das Leben — gieb es mir wieder — hast es mir genommen. . . . Seine Küsse unterbrachen immer seine Worte. Du bist's wirklich! — Dein Kuß! — Ich starb ja ohne dich! — Wie du lächelst! — Marie!

Sie hatte ihn fest umschlungen, ihm alle seine Küsse stumm zurückgegeben; ihr Kopf lag nun, wie in seliger Mattigkeit des Glücks, zufrieden an seiner Brust. Und du

hast mich wirklich lieb? mich? fragte er, sie und den blonden Mantel ihrer Haare an sich drückend.

Können Sie noch fragen? gab sie ihm mit süßen Lächeln zurück; einen Strahl des Glücks in den Augen, der zu ihm hinaufflog. Nein — kannst du noch fragen? — Ich will dir's sagen, ein für alle Mal: ich bin dir schon lange gut; aber nie, nie hätt' ich dir's gesagt — ich achtete dich zu hoch, konnte mich nicht achten — — Nun kann ich's wieder. Belüg' ich mich nicht? Sag' mir: kann ich's wieder? — Wie gut nickst du mir zu . . . Ach, und doch dachst' ich diese ganze Zeit: er sieht's nicht, er fühlt es nicht, er ist kalt und still geworden, er hat mich vergessen. Bis dein Berthold kam — um dessen willen du — — O du thörichte Mann! O wie seid ihr blind — ja, auch ihr — ihr Klugen, ihr Großen, ihr Alles ergrübelnden Männer!

Sag': ihr verliebten Männer! antwortete Wittekind und verschloß ihr den Mund.

Nach einer Weile nahm er ihren umwallten Kopf zwischen seine Hände: Und du willst nun wirklich, fragte er, als fasse er es nicht, meine Hausfrau sein? willst auf dem Land mit mir leben? eine Gutsherrnfrau? mit Sommer und Winter, Sonnenschein und Regen?

Ja, das alles will ich, sagte sie, seine Hände fassend; und ich will noch mehr: will auch auf der See mit dir leben, auf deiner „Möwe“ segeln, von der du uns erzählt hast, deine Wasserfrau sein. Und ich will deines Sohnes beste Freundin werden . . .

Sie las auf seinem Gesicht, das mit einer raschen Wendung in die Ferne sah; dann setzte sie mit einem klugen und guten, ernstesten Lächeln hinzu: Ich seh', was du denkst; und ich denk' es auch. Du willst zu Berthold. Der ist noch

allein. Willst ihm danken; ihm sagen . . . Komm; wir gehn zusammen. Du führst mich. Mein Liebster führt mich. — In ein neues Leben . . . Wittekind! Karl! Ich kann's nicht begreifen!

Denkst du, ich kann es? sagte er, sie an sich drückend, als begriff er's dann besser. Sie stiegen die Terrassen hinab. Die zum Theil noch brennenden Fackeln beleuchteten von unten ihren Weg. Wittekind kam wie im Traum bis zur letzten Treppe; hier ließ Marie ihn los. Ich werd' es meinem lieben Vater Saltner sagen, flüsterte sie. Er nickte, und ging ins Haus.

Erst als er in Berthold's Zimmer stand, löste sich der Traum. Berthold saß aufrecht im Bett, eine sammtene Zoppe über die Schultern gehängt, den Kopf vorgebeugt, wie in banger oder ungeduldiger Erwartung. Es waren allerlei Worte durch Wittekind's Kopf gerauscht, die er seinem Sohn hatte sagen wollen; da er ihn aber nun vor Augen hatte, kam kein einziges über seine Lippen. Er ging zu ihm, legte die Arme um Berthold's Nacken und drückte ihn an die Brust.

Ihr seid einig? flüsterte Berthold, dem die Arme doch zitterten.

Wittekind nickte stumm, und küßte ihn.

Um mich hab' nur keine Sorge, sagte Berthold lauter, nachdem er dem Vater den Kuß zurückgegeben hatte. Mir thut dies alles sehr gut! Erstens bin ich schon viel gesünder, seit ich gestern — das los geworden bin, was mir auf dem Herzen lag; und wie schnell, Vater, o wie schnell werd' ich nun genesen! Dann aber, was die Gefühle betrifft — die laß nur; die gehn von selbst. Sind schon fast vergangen. Ich bin ja auch nicht der Knabe mehr, wie vor einem Jahr noch; bin härter geworden. Und bin

ich nicht dein Sohn? Hab' ich nicht von dir gelernt? Lieb' ich dich nicht über Alles auf der Welt? — Sag' mir nur, du bist mit mir zufrieden . . . Oder bist du's nicht?

Wittekind streichelte ihm das Haar, die Stirn, die Wangen, vor Bewegung stumm; bis er Berthold erröthen sah. Verzeih, sagte er nun; mir war wie in alten Zeiten, wo ich dich, mein Kind, mein Glück, so liebte . . . Jetzt bist du ja ein Jüngling, ein Mann. — Ob ich zufrieden bin? Ich danke Gott und bin glücklich, dich zum Sohn zu haben; nicht weil du mein Blut bist, sondern weil du der Mensch bist, als den ich dich nun kenne!

Berthold schloß die Augen vor Freude. Dieses Wort, flüsterte er, soll mich nie verlassen . . . Ich muß dir noch etwas sagen: seit gestern bin ich auch darin mit mir einig — und ich weiß, dir ist's recht — daß ich zur Marine gehe! Zum Juristen taue ich nicht; dem Vaterland will ich aber dienen; und noch ist es ja nicht zu spät, sie nehmen mich noch an. Es war nur eine feige Schwäche damals, daß ich mich nicht entschloß: die strenge, soldatische Zucht, die gefiel mir nicht; und ich hatte so schöne, knabenhafte Träume, die Welt zu beglücken . . . Dafür hab' ich ein blutiges Lehrgeld gezahlt; das hat mir gut gethan. Und die strenge Zucht — die kann ich noch brauchen. O könnt' ich dir nur einst Ehre machen, Vater! dir und dem Vaterland! Daß dieses Wort wahr wird, das du mir eben gesagt hast; daß du's wiederholen mußt — du und sie, fuhr er leiser fort — die ich verehere, Vater — die dein Glück sein wird — und so auch das meine!

Kind! Kind! sagte Wittekind mit versagender Stimme, und wie einem Jüngling, der vor Ueberfülle des Glücks sich nicht fassen kann, flossen ihm die Thränen.





X.

Baltner sah erfüllt, was er heimlich gewünscht, aber kaum mehr gehofft hatte; seine Freude war um so tiefer, es lag diesen ganzen Abend ein strahlender, feierlicher, geheimnißvoller Glanz in seinen Augen, der selbst Wittelkind und Marie, die mit ihrem eigenen Glück so ganz beschäftigt waren, ergriff. Erst gegen Mitternacht zog er sich zurück; als dann Marie noch einmal an sein Zimmer kam, weil sie ihn für den kommenden Tag etwas zu fragen hatte, fand sie die Thür offen gelassen und sah zu ihrer Ueberraschung den Alten, den sie nie hatte beten sehn, am Fenster auf den Knieen, den rechten Arm auf das Gesims gelegt, die Hände darauf gefaltet; so sah er in die Nacht hinaus. Sie wäre gern still zurückgegangen, fürchtete ihn aber durch irgend ein Geräusch zu stören und blieb eine Weile stehn. Auf einmal erhob sich seine tiefe Stimme, und mit einem erschütternd heiligen Ernst fing er an, zu sprechen.

Ja, laß mich dir danken! sagte er, die Augen hinausgerichtet. Du ewige Macht — laß mich sagen: ewige Vorsehung, denn Alles, was wird, schwebt als seiend vor deinem Geist — hab Dank, daß du diesen Fluch von

mir genommen hast, eh ich weitergehe; daß mir das Schicksal Mariens nicht mehr auf der Seele liegt, daß ich mir sagen kann: sie wird glücklich sein! Ihr zerstörtes Leben fühlt' ich als meine Schuld, als ein Verhängniß, von ihrem Vater vererbt; und es beugte mich tief . . . Nun lässest du mich noch in Frieden fahren. Laß sie glücklich werden! So, wie es in deinem Sinn Glück ist, nicht nach der Menschen Sinn. Meinen Abend hast du über's Maß gesegnet. Nimm mich nun, wann du willst!

Er lag noch eine Weile so, dann erhob er sich; und nun sah er Marie. Sie war auf der Schwelle stehn geblieben, mit auch gefalteten Händen. Vergeben Sie mir, sagte sie mit ihrer weichsten Stimme. Ich hab' Alles gehört — weil ich fürchtete, Sie zu unterbrechen. Aber glauben Sie mir, lieber Vater, ich hab' Ihre Andacht nicht entweiht. Ich war in der Kirche.

Ich auch, antwortete er. Langsam ging er dann auf sie zu, die vom Leben zerpflückten Brauen niedergezogen, aber mit freundlichem Blick; in seinem erzbraunen Gesicht war eine leichte Röthe aufgestiegen. Er legte seine beiden Hände gegen ihre Schultern; Kind, sagte er schlicht, machen Sie ihn glücklich. Verlangen Sie nicht zu viel, vom Leben oder von ihm; stören Sie nie seinen Seelenfrieden: es ist auch der Ihre. Glauben Sie mir, es giebt nicht viel solche Männer; so ohne Falsch, ohne Eitelkeit, ohne Ehrbegierde, aber ganz von Ehre erfüllt; so auf das Rechte gerichtet. Sie werden noch „entschädigt“, Marie; das geschieht nicht Jedem. Und nun gehen Sie zu Bett; wenn Sie auch nicht schlafen. Das sind die schönsten Nächte, wo man nicht schläft vor Glück! — —

Am nächsten Morgen litt es den Alten nicht zu Hause;

er bat die Freunde, ihn an diesem Tag sich selber zu überlassen, wie er sie ihrem Glück überlasse, und wanderte, seiner alten Liebe treu, dem Untersberg zu. Es lockte ihn, einen ähnlichen Weg zu gehn, wie vor einem Jahr; er durchschritt das „Roos“, aus dem er seinen See hatte stechen wollen, und kam nach Glanegg; von da ging er auf dem Weg, den er damals mit Wittelkind durchmessen hatte, bis zum Beitzl-Steinbruch, und stieg hier an den Abhängen des Untersbergs empor. Der Tag war sonnig und warm, doch nicht heiß zu nennen; nur stieg der Alte etwas hastig, weil er die heimliche Sorge hatte, es könnte ihm diesmal langsamer von Statten gehn, da er wieder ein Jahr älter geworden sei, und nach der Art rüstiger Greise geberdete er sich wie die Jugend, der die Ungeduld keine Ruhe läßt. So kam er noch schneller hinauf, als vor einem Jahr; ermüdet war er nicht, aber der Schweiß rann ihm von den Schläfen. Tausend Erinnerungen aus dem langen Leben hatten ihn unterwegs durchflogen, und das neue Glück ging immer neben ihm her. Oben auf der Klingeralp rastete er lange, stärkte sich an einem gewaltigen „Jäger-Schmarren“, aus Milch und Mehl, dem „Marz der Männer“, gebaden. Als die Sonne dann ernstlich gegen Westen sank, brach er wieder auf und stieg auf einem andern steilen Pfade abwärts, um entweder in Glanegg zu übernachten, oder noch spät nach Salzburg zurückzugehn.

Zwischen Fels und Wald war er schon ein gutes Stück hinabgekommen und dem Weg auf einer starken Biegung nach rechts gefolgt, als ihn ein Anblick überraschte, der ihn aus weit entlegener Vergangenheit in die jüngste rief und durch eine plötzliche Ahnung seine Wangen färbte. Er sah seitwärts aus einer Art von Höhle drei junge Gefellen her-

vortreten; sie waren in abgetragene, grobe Lodenjoppen gekleidet und hatten derbe Nägelschuhe an den Füßen. Dennoch fuhr ihm sofort der Gedanke durch den Kopf: das sind keine Leute vom Berg, das sind die Drei, die man sucht, die von der Zehnkafer-Alp! — Sie kamen etwas müde oder auch scheu daher; nach Berthold's Schilderungen glaubte er die Gestalten und, als er ihnen näher kam, die Gesichter zu erkennen. Er ging ruhig auf sie zu, wie von einer magnetischen Kraft gezogen; was er von ihnen wollte, war ihm noch unbewußt; ein dunkles Gefühl murmelte ihm zu, sein Schicksalstag sei da. Doch diese seltsame, abergläubische Empfindung beirrte ihn nicht. Er verlor nicht die Gelassenheit, die feierliche Ruhe, die über seine Seele ausgebreitet lag. Erst als er die jungen Männer fast erreicht hatte und nun das hartlos knochige Gesicht dieses Pfinger, Mehner's untersehte, athletische Gestalt, die glänzenden Augen Grabowski's vor sich sah — er konnte nicht mehr zweifeln — da überkam ihn das erste leidenschaftliche Gefühl. Er hätte diese Menschen, die er haßte, weil er den Berthold liebte, gern über den nächsten Fels hinabgestürzt. Um sich wieder zu fassen, blieb er stehen; er wußte nun, was er wollte. Er war ein alter Mann und hatte dem Gesetz zu dienen. Entkommen aber sollten sie nicht. Mit seiner furchtlosen, rollenden Stimme rief er sie an.

Sind Sie der Pfinger? fragte er den Ersten. — Bleibt stehen!

Was für ein Pfinger? erwiderte der Angeredete mit einem trozigen Lächeln. Wer sind denn Sie, alter Herr?

Ihr kommt aus Baiern herüber, sagte Saltner, um es kurz zu machen. Ihr wollt versuchen, ob ihr hier noch in's Freie kommt. Ihr habt den Berthold Wittekind er-

stechen wollen, bei einem Haar wär' er hin gewesen; ihr wollt die Kaiser und Fürsten ermorden, ihr Bluthunde. Hier kommt ihr nicht mehr vorbei. Legt eure Messer auf die Erde und geht mit mir zur Kugelmühle hinunter!

Mit Ihnen allein? fragte Mezner und lachte auf.

Ja, mit mir allein.

Sie sind wohl toll, alter Herr! so toll, wie Sie lang sind. Mit Ihrem Bergstock da wollen Sie drei Leute wie wir —? Gehen Sie aus dem Weg. Wer wir sind und was wir wollen, das ist unsre Sache. Lassen Sie uns gehen, oder es wird nicht gut!

Junger Mensch, erwiderte der Alte, reden Sie nicht zu viel. Sie kennen mich nicht. Einem Mörder wie du geh' ich nicht aus dem Weg. Grin' mir nicht in's Gesicht! Wollt Ihr thun, was ich sagte, oder soll ich rufen?

Rufen Sie nur, sagte Afinger; Grabowski rührte sich nicht. Hier hört Sie kein Mensch. Und eh Einer kommt, der Sie etwa doch gehört hat, sind Sie lange hin; denn wir stoßen zu! Reizen Sie uns nicht!

Wir haben dieses Hundeleben satt, stieß Mezner zwischen den Zähnen hervor. Geheht wie die Hirsche. Gehen Sie, alter Herr; uns sind Sie nicht stark genug. Mit diesem Arm da schlag' ich Sie zu Boden, so lang wie Sie sind. Gehen Sie still hinunter!

In Saltner stieg der Grimm; seine grauen Augen füllten sich mit Blut. Dieser Dube, dieser Fleischartnecht wagte ihm zu drohen . . . Das Zornfeuer, die alte, auf-flammende Kampfbegier zog ihm die Faust zusammen. Werft eure Messer fort, wiederholte er; sonst „wird es nicht gut“, wie der Bursch da sagte. Euch Drei fürcht' ich nicht. Ich hätt' mein Leben gern für etwas Großes gegeben; aber

solche Mordgesellen wie ihr aus der Welt zu schaffen, auch dafür ist mir das bißel Meß nicht zu gut. Werft eure Messer fort!

Faßt an! rief Wegner aus, ohne etwas zu erwidern, und riß sein Dolchmesser aus der Tasche. Sie standen auf einem Abhang, der sich langsam senkte; hier und da ragte eine Fichte oder Kiefer auf, herabgebröckeltes Felsgeröll lag auf dem Boden verstreut. Afinger, einen wilden Fluch ausstößend, griff nach einem Stein, den er sich zunächst sah, und schleuderte ihn gegen die mächtige Gestalt, die mit dem Messer anzugreifen er sich scheuen mochte. Der Stein ging nicht fehl, er traf Saltner an der rechten Hüfte, sodaß der jähe Schmerz sein Gesicht verzog. Als der bleiche Grabowski das sah, gab er den ersten Laut von sich, einen Freudenruf.

F—f—faßt an! rief er dann wie Wegner.

Der Alte sah, daß es ernst ward; er fühlte die Kraft in seinen Armen schwellen, er hob ein kantiges Felsstück auf, das ein gewöhnlicher Mannesarm nicht in die Höhe gebracht hätte, und schwang es, auf Afinger zielend. Vor diesem Anblick zusammenfahrend bückte sich Afinger, um noch zu entgehn; aber der Stein schmetterte auf sein Haupt herab. Es krachte unter seinem Hut; er lag auf dem Gras und rührte sich bald nicht mehr.

Im nämlichen Augenblick rannte Wegner wie ein Rasender gegen Saltner heran, das Dolchmesser in der Faust. Der Alte hielt ihm den linken Arm zur Abwehr entgegen; das Messer fuhr hinein, doch es fleischte nur. Saltner's Bergstock, nun unnütz, fiel neben ihm zur Erde; er umschlang den Feind, und die beiden starken Männer rangen mit einander.

Der Junge war kleiner, aber seine Muskeln wie Stein;

er stand auf dem Boden fest, wie angewachsen. Der Alte spannte seine Kräfte bis zum Uebermaß; ein plötzliches Grauen durchfuhr ihn, als sei er der Saltner nicht mehr, als habe die Riesenkraft der Jugend ihn nun doch verlassen. Dazu sah er das weiße, blöde, höllische Gesicht des Dritten, der ihn mit dem blinkenden Messer anzufallen, zu umgehen suchte, gegen den er im Ringen sich wenden, ihm den umklammernden, angewurzelten Mekner entgegendrängen mußte. Er hörte dessen Zähne knirschen; dann fühlte er einen Schmerz in der Brust: Mekner biß hinein. Hund, das wird dein Tod! dachte er auf einmal. Der Schmerz ward in ihm zur Kraft, schien ihm in die Arme, in die Finger zu steigen; mit einer letzten Anstrengung hob er den Andern empor, preßte ihn nieder, stöhnend brach er zusammen. Saltner sank über ihm auf die Kniee, riß ihm den Dolch aus der erschlasten Hand und stieß ihn ihm in die Brust.

Auch sein edles Leben sollte verloren sein: hinter ihm stand Grabowski, dessen tückisches Messer ihm in den Rücken fuhr. Er fühlte es, und fühlte auch den mächtigen Willen, der ihn noch einmal emporriß: des sterbenden Mekner Waffe rächte ihn, Grabowski sank, in den Hals getroffen, Saltner schleuderte ihn von sich und den Abhang hinab. Dann brach er selber ohne Laut zusammen.

Ja, das ist der Tod, dachte er . . . Mein Tag ist gekommen . . . Vor seinem Geiste stand wie ein Blitz die Frage, die er sich so oft in seinen gesunden Tagen gestellt: ob er auch im Angesicht des Todes glauben werde, was er im Leben glaubte; Lebenszuversicht? Wiedererwachen der Seele? Oder für immer vergehn? — Er fühlte, wie sein Blut dahinflöß, und erstaunte, lächelte fast. Ich bin so

ruhig, dacht' er. Werde nicht vergehn . . . Gott, Du weißt meinen Weg!

Von den Andern regte sich Keiner. Seine Augen wurden schwer, aber sein Geist ward leicht; das ist der Tod, dachte er nur wieder. Im Bett mag er hart sein, wenn man lange stirbt; so ist er nicht hart . . . Ich hab' den Berthold gerächt! den Kaiser und das Land von ein paar Mördern befreit . . . Ach, es ist nicht viel . . . Aber doch genug . . . Lebt wohl!

Er dachte „Lebt wohl“ und wußte nicht mehr, für wen. Die Gestalten schwanden. Mit dem strömenden Blut, das ihn verließ, zerflossen die Gedanken.





XI.

Man fand den Alten und die mit ihm Gefallenen erst am andern Morgen; Wexner und Afinger ganz in seiner Nähe, Grabowski weiter unten. Afinger war greulich anzuschauen, die Hirnschale zertrümmert, der Hut in sie hineingetrieben; Wexner war in's Herz getroffen, ein sonderbar finsterner Ausdruck ruhte noch auf seinem Gesicht. Grabowski hatte, wie es schien, noch eine Weile gelebt; seine Hände hielten ausgerissenes Gras und Moos umflammt. Ein ernster, aber nicht unholder Anblick war der Alte, der wie ein Sieger auf dem Schlachtfeld dalag; seine Züge hatten tiefen Frieden; auch das in seinen weißen Bart gespritzte Blut sah mehr einem Schmuck als einer Entstellung gleich. Man trug ihn nach Salzburg hinab — am Untersberg kannten ihn Alle — und in sein Haus. Die Erschütterung und den Schmerz der Seinen fühlt ihnen Jeder ohne Worte nach. Sie erlebten wieder, was uns so oft zu Theil wird: daß einem großen Geschenk des Glücks sogleich ein Keulenschlag des Schicksals folgt.

Saltnier hatte, wie sich ergab, sein Haus und einen Theil seines übrigen Vermögens seinem „Pflegetind“ Marie,

den Rest, außer kleineren Legaten, zu wohlthätigen Zwecken vermacht. Die „Aussteuer“ Kathi's hatte er schon früher, mit Wittekind gemeinsam, vollendet. Das tiefbetrübte, warmherzige Geschöpf heirathete nach einigen Monaten, aber in tiefer Stille. Vorher, noch im Juli, hatten Wittekind und Marie ihren Bund geschlossen, den sie von ihrem Todten so heiß gewünscht und gesegnet wußten. Sie gingen allein zum Altar, nur von Berthold, dem von Tag zu Tag schneller Genesenen, und dem Arzt begleitet. Als sie die Ringe tauschten, dachten sie beide an Saltner, sahen ihn im Geist daneben stehn und zufrieden nickten. Von seinem Grab fuhren sie dann zur Bahn und Wittekind's Heimath zu. Dort begannen sie ihr Leben still, in solcher Trauer, wie sie einzig dem Sinn des Alten entsprach: seiner gedenkend wie eines Freundes, der fern verreist und einstweilen verschollen ist, dem thätigen Leben freudig zugekehrt und in gleicher Liebe verbunden.

Nur auf Einer Fahrt konnte man sie sehn, die sie im Gedanken an Saltner, den Propheten der deutschen Flotte, und an Berthold, den zukünftigen Seehelden, als ihre „Hochzeitsreise“ unternahmen: auf der Meerfahrt des deutschen Postdampfers „König Christian“ von ihrer Hafenstadt aus, dem von den nordischen Reichen heimkehrenden jungen Kaiser entgegen. Zum ersten Mal, seit es Deutsche gab, zog ein deutscher Kaiser mit seiner Kriegsflotte heim; nicht als Sieger in Schlachten, aber als Friedensfürst, den seine Macht über das Meer begleitet, von dessen Mast die Größe und Ehre des neuen Reichs die fremden Lande begrüßt hatte. Ihn zuerst willkommen zu heißen, waren von Stadt und Land Hunderte an Bord dieses schnellen, schöngebauten Dampfers ausgefahren; man sah auch das neuvermählte Paar, sie

fielen durch ihre Schönheit auf, und weil sie sich so oft, und ohne es zu wissen, in die Augen blickten, oder halbverstohlen bei den Händen hielten. Auch war unter den vielen Damen an Bord die schwarzgekleidete junge Frau eine der wenigen, die völlig seefest blieben: denn eine steife Brise wehte aus Westsüdwest und die See ging hohl. Es gab viele Kranke und ebenso viele stumm gewordene, tief ernste Gesichter; Wittekind, wetterfest wie ein alter Seebär, sah mit stillem Entzücken, daß auch Marie wohl und heiter blieb und, von mancher Sprizwelle durchnäßt, die Schönheit des bald besonnenen, bald wolkengeschwärzten Meeres mit frischer Wonne bestaunte. Du hast nicht zu viel versprochen, sagte er ihr leise; du bist meine richtige „Wasserfrau“ . . . Nun ist Alles gut!

Man sah aber schon die dänische Küste in der Ferne und noch keine Flotte; dem Kapitän und seinen Gästen kam die Sorge, sie möchte schon auf ihrer Fahrt von Kopenhagen her vorübergedampft sein. Um darüber gewiß zu werden, steuerten sie dem dänischen Feuerschiff von Gjedser zu, das, im Meer vor Anker liegend, leuchtend roth bemalt, wild geschaukelt und doch auf Einen Fleck gebannt, wie ein Geisterschiff auf den Wellen tanzte. Sie zogen Signale auf und fragten im langsamen Vorüberfahren an, ob Kriegsschiffe vorbeigekommen seien. Die Leute auf dem Feuerschiff verneinten es, durch Zeichen und mit der Stimme; und den Seefahrern auf dem Dampfer, auch den leidenden, wuchs ein neuer Muth. Noch eine Weile mußten sie erwarten, dann stiegen im Norden neben einander dunkle Rauchwölkchen auf; sie breiteten sich aus, die hohen Masten erschienen, die schwarzen Rümpfe wuchsen aus der Wasserrüste, die Sonne strahlte sie an, das Herz schlug ihnen entgegen. Und wie von sicheren, unsicht-

baren Händen auf festen Linien dahingeführt zogen sie heran, im Geschwader, die herrlichen Kolosse, die Wunderwerke verwegener Menschenhand, den Willen des Geschöpfes rund um die Schöpfung, seine Erde, tragend, mit den Wellen spielend, gefüllt mit der strogenden Kraft der Männerjugend, die Einem Willen gehorcht, wie am Faden gelenkt, deren Ehre ist, für Aller Ehre zu sterben. Die deutsche Flotte, die erste, mit dem deutschen Kaiser! Er auf seiner schlanken Yacht, der „Hohenzollern“, voran, die Panzerschiffe folgend, die Riesenseiler mit den vierfach zusammengedrückten Rauchfängen, dann die Fregatten mit den gewaltigen, abgetoppten Masten; die Aviso's zur Seite, ihre Schnelligkeit mäßigend, um wie Soldaten auf der Parade mit den Geschwaderschiffen Schritt zu halten. Die „Hohenzollern“ war da, „König Christian“ fuhr vorbei; die Paradeflaggen flogen in die Höhe, die Musik spielte die Kaiserhymne, alle Tücher wehten, alle Röhren schrieen, ihre Jubelrufe in den saufenden Wind hineindonnernd. Wittekind hielt Marie mit der linken Hand, sein Tuch flatterte hoch, Thränen der Freude stürzten ihm aus den Augen. Er sah den Traum seiner Jugend leblich, herrlich vor Augen; er hörte die ahnungsvollen Worte des Alten von der „blutgetauften deutschen Flotte“; er glaubte seinen Sohn, seinen Berthold schon unter den Andern zu sehn, die da drüben auf den Kolossen standen und die Rühen schwenkten. Ja, bald wird er dort stehn . . . Es schwellte sein Vaterherz. Er dachte gerührt an den ehrenfesten Jungen, der sich so kräftig ermannt, dem es, sobald er geheilt war, keine Ruhe mehr gelassen hatte: er saß schon in Kiel, sich für seinen Beruf zu rüsten, seine Lust zu athmen. Er hat diesen Freudentag nicht mit uns erlebt, dachte Wittekind; er wird, wenn Gott es will, andere, größere erleben!

Sie fuhren am Geschwader entlang, jedes Schiff begrüßend; dann schwenkten sie und dampften hinter ihnen drein. Auf der Flotte hatten sie Vollampf aufgemacht, „König Christian“ that desgleichen und blieb in ihrem Kielwasser; noch eine Stunde lang fuhr er, von den Wogen gepeitscht, als freiwilliger Aviso mit. Dann steuerte er, sie mit einem letzten Flaggengruß verlassend, dem heimischen Ufer zu. Wittelkind sah die Thürme seiner Vaterstadt über dem Wasser schweben, noch ohne Land; allmählich erhob sich auch die flache Küste. Dahinter lag sein Gut, sein Haus; das er vor zehn Wochen so gerne verlassen hatte, in dem ihm nun so wohl war. Er hielt wieder Mariens Hand. Doch konnt' er an diesem Tag nicht an sein Einzelglück denken; das Vaterland sah über sein Dach, sah seiner Frau über die Schulter, alles Theure, Gute und Große bewegte sich in seinem Herzen.

Auch der Alte mit dem Mosesbart stand wieder mitten drin, der theuerste Freund, den sie verloren hatten. Marie sah ihn an, sie las auf seinem Gesicht; sie hatte schon gelernt, seine Gedanken davon abzulesen. Saltner! sagte sie leise. Er nickte.

Saltner! wiederholte er nach einer Weile. Ob er Recht hat mit seinem Glauben? — Wer weiß es? — Ich weiß nur, daß es gut ist, so zu leben, als hätte er Recht: uns so „reif“ zu machen, wie wir irgend können, so menschlich, so gut zu werden, als in uns gelegt ist.

Sie drückte seine Hand. Das Ufer, die Hafendämme wuchsen heran; der Dampfer rauschte nun langsamer in die Einfahrt, ins stille Wasser. In einer Stunde, sagte sie, sind wir wieder zu Haus!

